Geschichte

des

Handels

in Beziehung auf

politische Oekonomie

und

öffentliche Ethik

von

Dr. Ad. Lasaurie.

Aus der
„Neuen Encyklopädie für Wissenschaften und Künste"
Band V. besonders abgedruckt.

Ladenpreis 1 Rthl. 5 Ngr. oder 1 fl. 54 kr. rh.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.



Geschichte

des

Handels

in Beziehung auf

politische Oekonomie

und

öffentliche Ethik

von

Dr. Ad. Laſaulx.

Aus der
„Neuen Encyklopädie für Wiſſenſchaften und Künſte"
Band V. beſonders abgedruckt.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1848.

Geschichte des Handels

in Beziehung auf

politische Oekonomie und öffentliche Ethik

von

Dr. Ad. Lafaurie.

Inhaltsverzeichniß.

I. Einleitende Betrachtungen.

Seite

I. Die sittliche Idee des Handels 1
II. Der gegenwärtige Welthandel 10
III. Deutschlands Verhältniß zum Welthandel 16
1) Die Handelspolitik des deutschen Zollvereins 16
2) Der Handel Deutschland's im Allgemeinen 23

II. Das Alterthum.

oder: der Handel zur Zeit seiner sporadischen Isolirung.

I. Charakteristik seines wirthschaftlichen Lebens überhaupt und des Handels im Besondern 29
II. Der Handelsverkehr der Völker der alten Welt zur Zeit seiner Blüthe . . . 38
III. Die bedeutendsten Handelsvölker der alten Welt 47
1) Die Phönikier 48
2) Griechenland und seine Colonieen 53
IV. Nebengeordnete, oder die den Welthandel der Alten ergänzenden, Handelsvölker . 59
1) Der nordasiatische Handel 60
2) Der südasiatische Handel 62
3) Aegypter 67
4) Carthago 74
V. Schlußbetrachtung über das Alterthum 84

III. Das Mittelalter.

Seite

I. Betrachtungen über die culturgeschichtliche Bedeutung seines Handels 88

II. Die Geschichte.

Erste Epoche.

Die Uebergangszeit — vom Untergange des weströmischen Reiches bis auf die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier, oder Vorbereitung auf die nationale Handelspolitik der Staaten . 98

1) Die Italiener 99
A. Venedig 99
B. Die übrigen Handelsstaaten der Italiener 109
2) Byzanz 115
3) Die Araber 124
4) Der Handel Deutschlands und die deutsche Hansa 136

Zweite Epoche.

Die nationale Handelspolitik der Staaten bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, oder von der Entdeckung Amerika's bis zum Befreiungskriege der Amerikaner und dem Ausbruche der französischen Revolution 150

I. Die Handelssysteme 150
II. Die Geschichte. — Vorwort 181
1) Portugal und Spanien 184
2) Die Niederländer 192
3) Frankreich 201
4) Die Engländer 221

IV. Die Neuzeit und ihre Beziehungen zur Zukunft. 243

V. Schlußbetrachtung.

Einige Worte über die Aufgabe einer Handelsgeschichte und über die Literatur . . 258

I.

Einleitende Betrachtungen.

---

1. Die sittliche Idee des Handels.

Wer aus der Geschichte eines Gegenstandes Nutzen ziehen will, muß schon die Natur desselben begriffen und seine Bedeutung erkannt haben. Was nützen uns überhaupt die Einzelheiten der Vergangenheit und wie ist es möglich, sie zu verstehen, so lange wir nicht die ihnen in der Gegenwart entsprechenden Thatsachen zum Begriffe erhoben und auf die ihnen zum Grunde liegende sittliche Idee zurückgeführt haben. Diese Idee, auf der heutigen Stufe des wissenschaftlichen Bewußtseins ist wenigstens der einzige Maßstab, den wir besitzen, um den Werth geschichtlicher Thatsachen für die Bestimmung der Menschheit festzustellen. Natürlich dürfen wir unsere heutigen Ideen, unsere heutige Auffassungsweise eines Gegenstandes früheren Zeiten nicht unterschieben; aber ohne gründliche Kenntniß der Gegenwart fehlt uns der Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Vergangenheit. Alles würde sonst in einander verschwimmen oder sich in die Atomistik chronologischer Daten auflösen. Damit aber unsere heutige Anschauungsweise den Charakter subjectiver Willkür verliere, muß sie durch das Feuer der wissenschaftlichen Dialektik zur sittlichen Idee geläutert werden. Dadurch zugleich erhält sie die nöthige Beweglichkeit und die Möglichkeit der Fortbildung, während sie als bloße Meinung, auch in wissenschaftlicher Form nur den status quo sanctioniren und den Reichthum vergangener Bildungsstufen in das ewige Einerlei eines todten Begriffes auflösen würde.

Bevor ich daher zu der geschichtlichen Darstellung des Handels schreiten darf, glaube ich die Frage beantworten zu müssen: was ist die sittliche Idee des Handels? Soll die Beantwortung dieser Frage nicht bloß eine wissenschaftliche Neugierde befriedigen, soll sie nicht ausarten in eine logische Spielerei mit Definitionen, so hat sie über Zweierlei uns Auskunft zu geben: einmal wollen wir wissen, was der Handel jetzt wirklich ist und zweitens, was er sein soll. Hätten die National-Oekonomen, deren Aufgabe es ist, die Bedeutung des Handels zu ergründen, diese und andere sociale Fragen so offen und einfach hingestellt, ihre Wissenschaft würde ohne Zweifel bei den bedeutenden Kräften, die ihr von jeher zu Gebote standen, schon um ein gutes Stück weiter

sein. Die National-Oekonomie, auf der heutigen Stufe ihrer Ausbildung oder ihrer heutigen Methode nach, sagt uns weder, was der Handel wirklich ist, noch was er sein soll; sie verfehlt also in jeder Beziehung ihren Zweck. Daß sie nicht das praktische Leben beschreibt und ihre Schüler in die Routine desselben nicht einweiht, kann man ihr indeß nicht ohne Weiteres zum Vorwurfe machen. Die Praxis wird eben nur in der Praxis gelernt und wer Banquier oder Kaufmann werden will, der muß auf ein Comptoir und nicht in ein Collegium der National-Oekonomie gehen. Die National-Oekonomie ist, wie sich dieß seit Adam Smith entschieden herausgestellt hat, eine philosophische, speculative Wissenschaft, — sie soll die Praxis an der Idee prüfen. Sie setzt daher die Praxis schon voraus oder verweis't Den, welcher sie kennen lernen will, je nach dem Zwecke, welchen er verfolgt, bald auf die Werkstätte des Privatlebens und die für dieselben speciell eingerichteten Schulen des Handels, der Landwirthschaft u. s. w., bald auf die statistischen Bureau's der Verwaltungs-Beamten. Da indeß die National-Oekonomie sich, wie schon ihr Name sagt, nicht mit dem Privatleben, sondern mit dem Volksleben beschäftigt, so brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß als ihr zunächst stehende praktische Lehre nicht etwa die Handels-, Agricultur- oder irgend eine andere der sog. Cameral-Wissenschaften, sondern die Statistik zur Seite steht, welche das Volksleben seiner wissenschaftlichen Seite nach als Ganzes auffaßt.

Nicht das also ist der Fehler der heutigen National-Oekonomie, daß sie uns nicht mit dem praktischen Geschäftsleben vertraut macht und uns keine lebendige Anschauung von einer bestimmten Privatwirthschaft oder von der Wirthschaft eines bestimmten Volkes verschafft. Sie hat in dieser Beziehung ein Recht, uns auf andere Wissenschaften und namentlich auf die Statistik zu verweisen. Und doch fühlt jetzt Jeder, daß die National-Oekonomie ihren Zweck nicht erfüllt, daß ihr Manches fehlt, daß sie nach verschiedenen Seiten hin auf Abwege gerathen ist. Die Wenigsten indeß haben über den Verfall oder über das Ungenügende dieser Wissenschaft tiefer nachgedacht. Daß die Männer vom Fache ihr Steckenpferd nicht preisgeben, ist nicht anders zu erwarten; daß die Schüler dieser Männer, meistentheils Beamte, weder Lust noch Zeit haben, die einmal auswendig gelernten, leicht handhablichen Definitionen aufzugeben oder zu kritisiren, ist leicht zu begreifen und daß man überhaupt nicht gern eingesteht, daß die Wissenschaft, welche man so lange Zeit für die praktischste von allen hielt, eine höchst unpraktische sei, was ist natürlicher, als dieß? So vegetirt denn die National-Oekonomie noch immer in dem alten Schlendrian fort. Hunderte von Studenten verlieren durch das Studium derselben noch immer eine kostbare Zeit; Professoren erwerben sich durch Vorlesungen über dieselbe noch immer ein mäßiges Einkommen und praktische Staatsmänner und Finanzminister bekümmern sich natürlich mehr um den Credit der Bankiers, als um die wissenschaftlichen Fortschritte der National-Oekonomie.

Mag dieser Zustand nun auch noch eine Zeit lang fortdauern; daß er im Absterben begriffen ist, daß an die Stelle der National-Oekonomie eine neue Wissenschaft treten wird, das beweis't nicht bloß der heutige Pauperismus, sondern zugleich die immer häufiger auftauchenden Organisations-Versuche der Socialisten und die Ueberzeugung des Volkes von der Unzulänglichkeit und demoralisirenden Wirkung des heutigen Almosengebens.

Was also ist denn der eigentliche Fehler der national-ökonomischen Wissenschaft, welches sind ihre Verirrungen, worin besteht ihre nachtheilige Einwirkung auf die normale, sittliche Gestaltung des volkswirthschaftlichen Lebens? Diese Frage muß ich hier kurz beantworten; denn sie hängt mit der über die Be-

deutung des Handels auf's Genaueste zusammen. Die National-Oekonomie ist, wie ich dieß schon sagte, ihrer ursprünglichen Anlage und ihrer Bestimmung nach eine speculative Wissenschaft. Davon kann sich Jeder leicht überzeugen, der sich die Mühe geben will, irgend eines der renommirten Systeme, sei es das von Smith oder Say oder von irgend einem Andern, durchzusehen. Was den Gründern dieser Lehrgebäude als Ziel ihres Strebens vorschwebte, war nicht eine detaillirte Beschreibung der wirthschaftlichen Praxis, sondern vielmehr eine begriffliche Begründung derselben. Sie wollten die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf die Einheit des Begriffes zurückführen, wollten die Gesetze kennen lernen, nach denen überall und ganz allgemein die Gütererzeugung erfolgt, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Gewerbe, eine bestimmte Nation oder einen bestimmten Staat. Say äußerte daher auch einmal ganz entschieden, der Staat habe nicht zu fürchten, daß die politische Oekonomie sich in seine Angelegenheiten mische; denn diese Wissenschaft beschreibe nur ganz allgemein, ohne specielle Beziehungen die Art und Weise, wie die Production und Vertheilung der Reichthümer in der Gesellschaft vor sich gehe. — Das ganze Werk Say's entspricht dieser seiner Aeußerung.

Dieser abstracte, speculative Charakter der National-Oekonomie kann nicht genug beachtet werden. Er ist von wesentlichem Einflusse auf die Betrachtungsweise des gesellschaftlichen Lebens überhaupt gewesen. Indem man sich daran gewöhnte, die materielle Basis des gesellschaftlichen Lebens, den Vermögenserwerb und die Vermögensvertheilung, unabhängig von der Gesetzgebung bestimmter Staaten zu betrachten, emancipirte man sich allmälig, wenn auch unbewußt, von der unbedingten Verehrung der Staatsformen als solcher. In Folge dieser Betrachtungsweise mußte früher oder später an die Stelle jener Staatstheorieen, welche schon durch bloße Verfassungsformen das gesellschaftliche Leben zum Besten Aller reguliren zu können glaubten, die Forderung einer sich selbst nach inneren Gesetzen verwaltenden Gesellschaft treten. Damit hatten die National-Oekonomen, wenn auch ohne Willen, den ersten Schritt zur Aufhebung des Polizeistaates gethan. Doch bevor man diese national-ökonomische Abstraction mit Bewußtsein vollziehen und vollenden konnte, mußten erst die Consequenzen der reinen Politik gezogen werden. Man mußte sich schon durch praktische Experimente, durch politische Reformen und Revolutionen von der Erfolglosigkeit der Versuche überzeugt haben, die Freiheit und Gleichheit der Menschen auf dem Wege der Staatsreformen zu erreichen, bevor man die praktische Bedeutung der Abstractionen eines Smith und Say begreifen konnte. Erst nach der Julirevolution begann die Ueberzeugung das Volk zu durchdringen, daß Gleichheit vor dem Gesetze und politische Freiheit bei der Ungleichheit der heutigen Vermögensverhältnisse eine Illusion sei.

Wie wenig indeß eine solche Wendung der Dinge von den National-Oekonomen beabsichtigt gewesen war, zeigte sich jetzt an ihrer einseitigen Polemik gegen die Bestrebungen der Socialisten. Die Socialisten wollen im Grunde nichts Anderes, als statt der Freiheits-Illusion eine wirkliche Freiheit. Sie wollen Allen ohne Ausnahme das erforderliche Vermögen verschaffen, sich physisch und moralisch unabhängig auszubilden. Daher fordern sie eine vernünftige Organisation der Arbeit und eine gerechte Vertheilung des Vermögens. Die National-Oekonomen erkannten diese Forderung nicht an und gestanden damit ein, daß die Trennung ihrer allgemeinen Güterlehre von allen bestimmten, praktischen Verhältnissen des Privat- und Staatslebens eine logische Spielerei, eine scholastische Spitzfindigkeit gewesen war.

So lange noch die Menschen ihren Vermögensverhältnissen nach in einer

abhängigen, knechtischen Lage leben, ist die politische Freiheit keine Wahrheit geworden. Dieß ist der einfache, praktische Gedanke, welcher sich an die Trennung der National-Oekonomie von der Politik in natürlicher Weise anschließt. Bei den National-Oekonomen indeß ist diese Trennung eine reine Abstraction geblieben, welche für die Praxis nur die Bedeutung hatte, daß sie in eine den Staatslenkern nicht selten erwünschte Gleichgiltigkeit gegen die Politik ausartete. So lange die Erfolglosigkeit rein politischer Reformen noch nicht erkannt war, konnte diese Schwäche der „politischen Oekonomie" übersehen werden; sobald dagegen die Socialisten ein lebhaftes Interesse für Socialreformen zu erwecken wußten und zugleich den Gegensatz zwischen Gesellschaft und Staat wissenschaftlich feststellten, mußte die wissenschaftliche Stellung der National-Oekonomie unhaltbar werden. Was sie Wahres enthielt, ist seitdem in die Systeme der Socialisten übergegangen und wenn sie auch noch in akademischen Hörsälen vorgetragen wird, so hat sie doch, insoweit sie gegen die Forderung einer Socialreform opponirt, nur noch die Bedeutung einer wissenschaftlichen Curiosität.

Die National-Oekonomie war ihrer Anlage und ihrer Bestimmung nach eine speculative Wissenschaft; ich muß auf diese Behauptung nochmals zurückkommen. Indem sie die Beobachtung und Untersuchung des praktischen Geschäftslebens anderen Wissenschaften und namentlich der volkswirthschaftlichen Statistik überließ, konnte eine allgemeine Güterlehre nur dann den Fortschritt der Gesellschaft fördern, wenn sie untersuchte, ob die bestehende Vermögens-Erzeugung und Vertheilung in einem richtigen Verhältnisse zu der Bestimmung des Menschen stände, ob sie Allen Gelegenheit verschaffe, sich geistig und körperlich den Anforderungen der Civilisation gemäß auszubilden. Diese ihre hohe Aufgabe hat die National-Oekonomie nie begriffen. Die in ihrer Natur begründete Speculation oder Betrachtung des Vermögens-Erwerbes seiner sittlichen Idee nach artete daher in eine Spielerei mit Definitionen aus. Statt die bestehenden Vermögensverhältnisse in der angegebenen Weise einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen, bildete sich ihre wissenschaftliche Methode zu einer bloßen Beschreibung und zwar zu einer abstracten Beschreibung dieser Verhältnisse aus. Damit entsprach sie weder der Theorie noch der Praxis. In der Praxis der Privatwirthschaft sowohl wie der Staatswirthschaft verlangt man Geschäftsroutine und statistische Daten. Daß die National-Oekonomie diese nicht geben will, sagt sie selbst. In der Theorie oder Philosophie verlangt man Kritik oder sittliche Gestaltung des wirthschaftlichen Lebens. Diese Forderung weis't die National-Oekonomie dadurch zurück, daß sie bei allen ihren Untersuchungen die bestehenden Eigenthumsverhältnisse als die allein richtigen voraussetzt. Die National-Oekonomie ist daher im eigentlichsten Sinne des Wortes auf halbem Wege stehen geblieben; sie ist weder Fisch noch Fleisch geworden; sie hat zu einer ungemeinen Verwirrung theoretischer und praktischer Betrachtungen Veranlassung gegeben. — Kein Wunder, daß Adam Smith und andere Staatswirthschaftsgelehrte dicke Bücher schrieben, um zu beweisen, daß der Acker ohne Arbeit keine Früchte trage, während sie zugleich es in der Ordnung fanden, daß sich die Revenuen reicher Gutsbesitzer keineswegs nach deren Arbeit, sondern nach der Größe ihres Capitals richteten. Sie übersahen bei ihrer Vertheidigung der Arbeit, daß es viele Arbeiter gibt, welche in der größten Armuth leben und viele reiche Gutsbesitzer, welche Nichts thun. Die gelehrten Herren suchten diesen Widerspruch dadurch zu vertuschen, daß sie die Aufmerksamkeit ihrer Leser von der Frage nach der sittlichen Berechtigung des Einkommens ohne Weiteres auf das Gebiet der Statistik lenkten. Sie thaten, als käme es durchaus nicht darauf an, zu wissen, ob sich die bestehenden Renten und Pachtverhältnisse mit

einer gerechten und vernünftigen Vermögensvertheilung vertragen. Sie sprachen bloß von „dem höchst wichtigen und interessanten Einflusse des Verhältnisses von Aeckern erster, zweiter 2c. Classe auf die Preisbestimmung des Getreides" und wiederum von dem Einflusse dieser Preisbestimmung auf das Steigen und Fallen der Rente. Betrachtungen der letztern Art füllen noch jetzt einen so gewaltigen Raum in den Lehrbüchern der politischen Oekonomie aus, daß der berühmte List mit Recht sagen konnte: „Gegenwärtig ist die National-Oekonomie so sehr in Impotenz verfallen, daß sie sich fast ausschließlich mit Untersuchungen über die Natur der Rente beschäftigt."

Nehmen wir ein anderes Beispiel: die vielbesprochene und gepriesene Theilung und Zusammensetzung der Arbeit. Auch hier wieder ein buntes Durcheinanderwerfen allgemeiner Betrachtungen und statistischer Details! Auch hier wieder ein völliges Uebersehen der gerechten Ansprüche und Forderungen, welche sich aus der Theilnahme eines jeden Arbeiters an der Gesammtproduction für die Belohnung der Arbeit ergeben.

Dieses Schwanken zwischen Theorie und Praxis, zwischen Abstractionen und statistischen Daten, dieses gänzliche Verkommen der kritischen Seite der Wissenschaft, sowie der Forderung der Philosophie, den Widerspruch zwischen der sittlichen Idee und den Verhältnissen des praktischen Lebens, auch auf dem Gebiete der materiellen Interessen auszugleichen, mußte ebenfalls der Statistik, welche die praktische Ergänzung der National-Oekonomie bilden sollte, eine einseitige Richtung geben. Den Untersuchungen der Statistiker dienen natürlich die Grundsätze und Definitionen der National-Oekonomie als Norm. Sie schenken daher den Zerwürfnissen des industriellen Lebens, dem Kampfe zwischen Capital und Arbeit keine besondere Aufmerksamkeit. Sie sammeln ihre Daten bloß als Belegstellen für die Lehrsätze der National-Oekonomie oder als ein Mittel, sich bei der Aufrechthaltung und Verwaltung der heutigen Eigenthumsverhältnisse nicht zu verrechnen. Kommen sie auf die delicate Frage der gegenwärtigen Lohnverhältnisse, so sehen sie sich gezwungen zu notiren, daß eine gewisse Classe von Arbeitern, die Weber oder andere, wöchentlich vielleicht fünfzehn oder selbst weniger Silbergroschen verdienen, so hüten sie sich wohl, zu untersuchen, ob man mit 15 Slbg. eine menschliche Existenz führen könne, und, wenn nicht, wie die bestehenden Lohnverhältnisse abzuändern seien. Sie bemühen sich höchstens, ganz allgemein hinzuzufügen, daß der Arbeiter für seinen Lohn sich 1) Kleidung, 2) Nahrung, 3) Wohnung, 4) Feuerung, Licht u. s. w. zu kaufen habe. Durch solche Betrachtungen kann allerdings die allgemeine Behauptung der heutigen National-Oekonomie: „Geld sei noch kein Reichthum" staunenden Zuhörern klar gemacht werden. Ob aber mit der für 15 Slbg. gekauften Quantität von Waaren ein Arbeiter eine Woche lang leben könne, das ist eine der wissenschaftlichen Würde eines National-Oekonomen oder Statistikers nicht entsprechende Frage. So reichen sich National-Oekonomie und Statistik freundschaftlichst die Hand, um die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens möglichst gründlich zu verkennen und so schief wie möglich zu beurtheilen.

Ich habe hiermit das Wesen der national-ökonomischen Theorie und Praxis im Allgemeinen angegeben und damit zugleich dem, was ich jetzt speciell über den Handel sagen werde, eine hinlänglich weite Basis gegeben. Auch bei den Betrachtungen der National-Oekonomie über den Handel zeigt sich dieselbe Halbheit, dasselbe Schwanken zwischen Speculation und Praxis, welches ich so eben getadelt habe. Ob daher die gegenwärtige Handelsroutine sich mit der sittlichen Idee des Handels vertrage, diese Frage der praktischen Philosophie läßt die

Staatswirthschaft völlig unberücksichtigt. Ob bei der anarchischen Weise, wie der Handel heutzutage betrieben wird, eine gerechte Gütervertheilung bestehen und der Wohlstand Aller erreicht werden könne, solche Betrachtungen liegen der Volkswirthschaft fern. Sie enthält sich auch hier der Kritik; sie setzt die bestehende Organisation des Handels, sein Verhältniß zur Production und Consumtion als etwas Unabänderliches, für alle Zeiten Wahres voraus. Ihre wissenschaftliche Methode weicht daher auch hier nicht von der Methode der mittelalterlichen Scholastik ab, d. h. sie begnügt sich, wie diese, damit, die Mannigfaltigkeit und Individualität des wirklichen Lebens in einen allgemeinen Begriff aufzulösen. Je umfassender und schärfer solche Begriffe werden, desto mehr verlieren sie bekanntlich ihre Farbe, desto weniger sind sie geeignet, uns über wirkliche Zustände zu belehren. Der Hauptnutzen solcher Definitionen besteht lediglich darin, den Verstand formell zu bilden; jede formale Logik und die reine Mathematik leisten übrigens denselben Dienst. Es scheint, als fühlten die National-Oekonomen selbst die Unfruchtbarkeit ihrer Definitionen und wissenschaftlichen Erörterungen. Einer unserer mit Recht berühmtesten National-Oekonomen, der Professor Rau in Heidelberg, dessen Werke bekanntlich aus einem seltsamen Gemische unerquicklicher Definitionen und gewissenhaft gesammelter Notizen bestehen, äußerte einmal in seiner Volkswirthschaftslehre*) bei Gelegenheit des Streites über die „Productivität des Handels": „Die Untersuchungen über die Productivität des Handels sind nur in so fern von wissenschaftlichem Interesse, als sie zur Anwendung der volkswirthschaftlichen Elementarbegriffe Gelegenheit geben." — Dieser Satz in etwas allgemeinerer Fassung könnte allen national-ökonomischen Systemen und besonders den Untersuchungen derselben über den Handel als Motto dienen. Vielen würde dadurch eine zeitraubende Lectüre erspart werden.

Diese Methode der Volkswirthschaft, welche wir, wie gesagt, auch bei den Betrachtungen über den Handel wiederfinden, muß natürlich einerseits die Aufmerksamkeit von der wirklichen Geschäftswelt ablenken; andererseits aber zugleich die Fehler gegebener Zustände verhüllen. Denn das ist der Fluch der bloß abstrahirenden und beschreibenden Methode, daß sie der krankhaften Wirklichkeit durch die wissenschaftliche Form den Anschein der Gesundheit und logischen Nothwendigkeit gibt. Eine solche Zusammenstoppelung der Theorie und Praxis, wie sie in der National-Oekonomie noch vorherrscht und wie sie überall sich findet, wo die Wissenschaft sich noch nicht auf die Höhe der kritischen Dialektik erhoben hat, täuscht das Auge des Forschers über die wirklichen Gebrechen des gesellschaftlichen Lebens, indem sie beständig das, was ist, mit dem, was sein soll, vermengt. So erhalten unmoralische Zustände den Anschein der Sittlichkeit und hemmen, während sie Tausende in's Unglück stürzen, den raschen Fortschritt der Geschichte.

Wer den Handel nur aus national-ökonomischen Studien kennt, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, die Routine der praktischen Geschäftswelt in der Nähe zu beobachten, der könnte versucht werden zu glauben, es stände Alles auf's Beste. Der Handel gilt in der National-Oekonomie für das geeignetste Mittel, den Austausch der Waaren zu bewirken. Er schafft, sagt man, die Waaren dort hin, wo man ihrer gerade bedarf und zwar auf die billigste Weise von der Welt. Wie ist es möglich, fügt man dann wohl noch hinzu, daß Einige sich so weit haben vergessen können, an der Productivität des Handels

*) Dritte Ausgabe, §. 103 a. a. O.

zu zweifeln? Die Waaren haben bloß dort einen Werth, wo man ihrer bedarf. Verleiht der Handel ihnen also nicht dadurch einen ganz neuen Gebrauchswerth, daß er sie in die Nähe der Consumenten bringt? Ergo: Der Handel ist productiv, und alle National-Oekonomen freuen sich über diese Entdeckung!

Alles Dieses ist wahr, so lange man den Handel bloß in abstracter Weise auffaßt, so lange man den wirklichen Handelsverkehr schon dadurch erfaßt zu haben glaubt, daß man einen allgemeinen Begriff, den des „Umtausches" oder „Güterumlaufes" von ihm abstrahirt. Es fragt sich dann natürlich bloß, was die Merkmale eines „Waarenumtausches" seien, und so ergibt sich ganz von selbst die Antwort: Der Waarenaustausch bringt die Consumenten und Producenten in möglichst nahe Berührung; er bringt die Waaren dorthin, wo man sie braucht; er sorgt dafür, daß dieses so billig als möglich geschieht; er ist die Ergänzung, ja wesentliche Bedingung der Arbeitstheilung; er leistet mithin den Producenten und Consumenten einen wesentlichen Dienst. Das Alles gehört zum Begriffe eines wirthschaftlichen Güterumtausches, das sind Begriffs-Merkmale und Bestimmungen, die auch schon ein Schulknabe, der noch Nichts von der Praxis versteht, angeben kann. Aber was der Handel in der Wirklichkeit ist und ob dieser wirkliche Handel sich mit einer gerechten, sittlichen und wirthschaftlichen Gütervertheilung verträgt, das ist eine Frage, welche zu beantworten die eigentliche Aufgabe von National-Oekonomen, die sich praktisch nennen, sein sollte — und diese Aufgabe haben sie nie erfüllt.

Wie stimmt mit diesen wirthschaftlichen Definitionen, mit der gepriesenen, billigsten Besorgung des Güterumlaufes zuvörderst der Umstand, daß da, wo Ein Kaufmann genügt, sich zehn, ja mehr noch finden. Was thun die überflüssigen neun Geschäftsmänner mit allen ihren Commis und Commis-voyageurs? Offenbar nichts Anderes, als sie vertheuern die Producte einmal dadurch, daß die Gesellschaft sie ernähren muß, und zweitens dadurch, daß sie ihre Kräfte nicht auf nützliche Gegenstände verwenden. Gewiß verleiht der Handel dadurch den Waaren einen Gebrauchswerth, daß er sie an den Ort ihrer Bestimmung führt, allein diese sog. Productivität des Handels wird schon durch die Thatsache völlig aufgehoben, daß es bedeutend mehr Kaufleute gibt, als zum Umsatze der Waaren erforderlich sind. Wie zahlreich ist schon die Classe der Kaufleute, welche ihre Geschäfte im Großen treiben und mit den Producenten in unmittelbarer Berührung stehen; wie unverhältnißmäßig hinsichtlich der zu besorgenden Geschäfte wird diese Zahl noch durch die ganze Reihe der Zwischenhändler vermehrt, welche sich zwischen den ersten Aufkäufer der Waare und den letzten Kleinhändler stellt. Jeder dieser überzähligen Vermittler muß leben; jeder also muß an der Waare, die durch seine Hände geht, gewinnen; jeder sucht diesen Gewinn durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel möglichst zu vergrößern. Wer aber hat diesen Gewinn und die dadurch bewirkte Vertheuerung der Producte zu bezahlen? Natürlich die Consumenten. Wo bleibt nun, ihr Herren National-Oekonomen, die Productivität des Handels?

Aber, wird man mir entgegnen, bedenken Sie doch die freie Concurrenz, welche die bekannte Eigenschaft besitzt, alle Dienstleistungen möglichst billig zu machen. Allerdings drückt die Concurrenz den Preis der Leistungen und Waaren herab; aber damit entfernt sie noch nicht die überflüssigen Kaufleute, deren Dienste die Gesellschaft bezahlen muß, damit bringt sie noch keine Ordnung, keine Ehrlichkeit, keine Garantie in die Geschäfte. Ich bin in vielen Städten gewesen, wo zehn Specereikrämer genügt hätten, wo es deren aber vierzig oder fünfzig gab. Diese Herren machten einander die Concurrenz und zwar, wie überall auf folgende Weise: die Einen verfälschten die Waaren, die Anderen

betrogen im Gewichte. Alle verkauften natürlich die Waaren theurer, als sie hätten sein müssen, wenn die Consumenten sie unmittelbar von der Quelle hätten beziehen können; und Einige machten Bankerott. Die Kosten oder den Verlust des Bankerotts hatten, wie leicht einzusehen, theilweise Diejenigen zu bezahlen, welche den Kaufleuten Geld vorgeschossen, theilweise Diejenigen, welche ihnen Waaren geliefert hatten. Schon die zahlreichen Bankerotte hätten unseren Staatswirthen und National-Oekonomen eine dringende Aufforderung sein müssen, die anarchische Concurrenz der Kaufleute nicht ohne Weiteres zu befördern. Von Staatsbeamten, welche Gelder zu verwalten haben, verlangt man eine der Ausdehnung ihrer Geschäfte entsprechende Caution oder Garantie; weßhalb werden nicht Maßregeln getroffen, daß auch die Kaufleute im schlimmsten Falle nur ihr eigenes Vermögen verlieren können? — Welche Veränderungen im gesellschaftlichen Leben überhaupt vorgenommen werden müßten, um dem Staate eine solche Controle möglich zu machen, habe ich hier nicht zu erörtern. Es würde mich dieß zu einer allseitigen Besprechung des socialen Problems nöthigen, die mich zu weit von meinem Gegenstande ablenken würde. Hier genügt es, hervorzuheben, daß der Handel seinem Wesen nach reine Verwaltungssache ist und daß die Kaufleute Beamte der Gesellschaft sein sollen. Es ist nicht die Aufgabe der Kaufleute, die Materie der Waaren zu verändern; ihr Beruf fordert nichts Anderes, als einen möglichst billigen und zweckmäßigen Austausch der Producte. Mit diesem Berufe aber steht der Gewinn der heutigen Kaufleute und die Unordnung, welche bei der Versorgung der Consumenten mit den nöthigen Waaren Statt findet, in gar keinem Verhältnisse.

Nichts ist wohl mehr geeignet, uns ein anschauliches Bild von der innern Zerrüttung unseres gesellschaftlichen Lebens zu geben, als der Handel. Der heutige Handel erfüllt, wie schon aus dem Obigen erhellt, gerade das Gegentheil der Aufgabe, die wir ihm zu stellen berechtigt sind. Statt der verantwortliche Agent der Producenten und Consumenten zu sein, beutet er dieselben nach Belieben aus, ruinirt die Vermögensverhältnisse derselben durch betrügerische Bankerotte, vertheuert die nothwendigsten Lebensmittel durch wucherische Aufkäufe, hindert die Circulation guter Producte durch die Concurrenz der verfälschten, entzieht durch die Ueberzahl seiner Agenten, durch seine Börsenspiele und Schwindeleien der productiven Industrie bedeutende Capitale, ja vernichtet nicht selten die kostbarsten und nothwendigsten Waaren, um den Preis derselben hoch zu halten. Wer denkt hiebei nicht unwillkürlich an die bekannten Operationen der ostindischen Compagnie von Amsterdam, an die Niederlagen von Zimmet, die sie verbrannte, um den Preis dieser Waare zu steigern, und wie viele Ladungen von Getreide und Reiß sind nicht schon verfault und mußten in's Meer geworfen werden, weil die Kaufleute zu lange auf ein Steigen des Preises warteten.

So schaltet der Handel mit den Capitalien und Waaren, welche von der Gesellschaft bei ihm auf Treu' und Glauben deponirt worden sind und die er deßhalb heilig halten sollte, wie mit seinem unbedingten Eigenthume und betrachtet dieselben einzig und allein als ein Mittel, um auf Kosten der Gesellschaft Gewinnste zu machen. Wahrlich, das ist ein Zustand, der nicht ewig dauern kann und jeder ehrliche Mann, wie er auch über die Mittel denken mag, diesem Uebel abzuhelfen, muß wenigstens eingestehen, daß der heutige Handel eine verfehlte Einrichtung ist, welche der Rechenkunst und Staatsweisheit der National-Oekonomen eine sehr zweideutige Farbe gibt.

Der heutige Handel hängt, wie die National-Oekonomen mit Recht sagen, auf's Genaueste mit der heutzutage bestehenden Theilung der Arbeit zusammen.

Diese aber muß wohl von einer vernünftigen Organisation der Arbeit unterschieden werden; sie besteht bloß in einer mechanischen Zersplitterung und äußern Zusammensetzung und ist im letzten Grunde durch die anarchische Vertheilung des Eigenthumes überhaupt bedingt. Hier liegt der eigentliche Grund des Uebels. So lange die Eigenthums-Verhältnisse nicht in der Weise geordnet werden, daß Allen eine unabhängige Existenz und die Befriedigung ihrer Bedürfnisse gesichert ist, so lange in Folge dieser Verhältnisse Tausenden von Arbeitern die Instrumente der Arbeit fehlen und eine gerechte Belohnung der Arbeit versagt ist, so lange aus demselben Grunde alle Erwerbszweige überfüllt sind und man überall eine Menge sich feilbietender, tüchtiger Kräfte geradezu nicht brauchen kann; was helfen da Palliativmittel, was würde es da nützen, die Anzahl der Kaufleute gesetzlich zu beschränken? Diese Kaufleute müssen doch auch leben! Glaubt man etwa, daß die Producenten, welche an ihre Stelle treten sollen, die Consumenten weniger übertheuern würden? Einige möchten die Kaufleute zu Staatsbeamten machen. Zu Beamten einer organisirten Gesellschaft — à la bonheur! das ließe ich mir gefallen; aber als heutige Staatsbeamte, dünkt mich, würden sie eine traurige Figur spielen und die Fehler der übrigen Staatsbeamten nicht vermeiden!

Soll geholfen werden, so möge es gründlich geschehen; am Ungründlichsten sind aber offenbar die Verbesserungs-Vorschläge Derer, welche die herrschende Anarchie und das herrschende Elend durch Freiheit oder Schutz des Handels beseitigen zu können vorgeben. Diese Reformatoren geben durch ihre Recepte deutlich zu verstehen, daß sie nicht einmal die Frage kennen, um die es sich handelt, und gehen zu Werke, als könnte man Feuer mit Stroh löschen. Die Frage ist nämlich, um es diesen Herren ein- für allemal zu sagen, nicht die: wie die heutige Handels-Anarchie befördert, sondern wie sie durch eine vernünftige Organisation des Handels ersetzt werden könne. Handelsfreiheit und Handelsschutz sind national-ökonomische Vorschläge, welche, wie die Lehren dieser Wissenschaft überhaupt, gegebene Zustände, ohne sie zu kritisiren, als unverbesserlich voraussetzen und Pläne für neue Gebäude entwerfen, ohne den Bauplatz untersucht zu haben.

Handelsfreiheit, wie sie heutzutage mit Ungestüm von vielen Seiten gefordert wird, ist, soweit sie sich als Humanitäts-Maßregel gerirt, eine Heuchelei, welche die Freiheits-Illusion des vorigen Jahrhunderts benutzt, um einem egoistischen Interesse einiger Kaufleute und Industriellen Anerkennung zu verschaffen. Handelsfreiheit und Handelsschutz, das sind auf wirthschaftlichem Gebiete die Gegensätze, zwischen welchen die fortschreitende Bewegung unserer Zeit bewußtlos hin und her schwankt, um ein höheres Ziel, die sociale Reform zu erreichen. Die vollständige Ausbildung und Realisirung dieses Gegensatzes muß aber dazu beitragen, allmälig auch den Blödesten die Augen zu öffnen über die Illusion jener Arbeitsfreiheit und jener formalen Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, welche von der Bourgeoisie im Jahre 1789 proclamirt ward und in den Julitagen 1830 ihren entscheidenden Sieg feierte. Freiheit der Arbeit, freie Concurrenz, Freiheit des Handels ohne Zusicherung und gerechte Vertheilung des Capitals und der Instrumente der Arbeit muß täglich mehr an die Stelle der frühern Leibeigenschaft die Sklaverei der Werkstatt setzen, und erst, wenn die Sklaverei durch ihre Ausdehnung und ihren Druck die Mehrheit zum Bewußtsein ihrer wahren Ursache geführt haben wird, erst dann ist eine gründliche Verbesserung des heutigen Handels und eine segensreiche Organisation des gesellschaftlichen Lebens zu erwarten. Möge diese Zeit der wahren Freiheit, in welcher an die Stelle des Almosengebens die Unabhängigkeit des freien Mannes

treten und der christliche Kampf des Idealismus und Realismus in der ästhetischen Ausbildung Aller seine endliche Lösung finden wird, uns nicht zu ferne sein!

Nachdem wir nun die Idee des Handels erkannt haben, müssen wir uns noch einen allgemeinen Ueberblick über den gegenwärtigen Welthandel und Deutschland's Verhältniß zu demselben zu verschaffen suchen, um für unsere geschichtliche Darstellung den leitenden Gedanken oder ein bestimmtes Ziel zu gewinnen.

---

2. Der gegenwärtige Welthandel.

Der Welthandel scheint gerade jetzt eine neue Richtung nehmen zu wollen. Der Handelsverkehr der Völker concentrirt sich immer mehr im Mittelmeere und sucht von dort einen Ausweg über die Landenge von Suez. Dorthin streben jetzt die hauptsächlichsten Schienenwege des europäischen Eisenbahnnetzes. Den Küstenstädten dieses Meeres steht eine reiche Zukunft bevor und alle Nationen denken auf Mittel und Wege, sich an diesem neuen Welthandel zu betheiligen. Auch wir Deutsche sind bei Gelegenheit der ostindischen Ueberlands-Post durch die kühnen Unternehmungen des Lieutenant Waghorn und des östreichischen Lloyd aus der volksthümlichen Lethargie gerüttelt worden; wir haben jetzt die wunderbarsten orientalischen Phantasieen und meinen, unser Handel mit dem Oriente müsse schon deßhalb ganz besonders blühend werden, weil er einstmals, nämlich im Mittelalter — sehr blühend gewesen sei. Allein tempora mutantur und die blühenden Handels-Republiken Italien's, so wie die mächtige Hansa haben nur noch für den Geschichtsforscher Interesse und Bedeutung. Jetzt sind es die Engländer, Franzosen, Nordamerikaner und Russen, die sich um das Monopol des orientalischen Handels streiten und sie allein besitzen die für solchen Kampf erforderliche Nationalkraft. Besonders rege ist in dieser Beziehung die Eifersucht zwischen den Engländern und den Franzosen. Sobald der orientalische Handel zur Sprache kommt, scheint es, als erwache wieder die alte National-Feindschaft, als wollte man nur einen schon lange gehegten Zwist mit den Waffen der Handelspolitik zur Entscheidung bringen. Und allerdings wenn man die Lage Frankreich's und seine nordafrikanischen Besitzungen in Betracht zieht und zugleich die Vortheile erwägt, welche die englische Rhederei in Folge der weitausgedehnten Seereisen um das Cap der guten Hoffnung genießt, muß man zugeben, daß die in Frage stehende Veränderung des Handelsweges besonders für die beiden genannten Völker von großem Interesse ist. Mit unverholener Schadenfreude sprechen die Franzosen von den Nachtheilen, die ihren Nachbarn jenseits des Canals aus dieser Veränderung erwachsen würden, und daß England diese Nachtheile begreift, geht schon daraus hervor, daß es sich bei der Frage von Suez mehr zu Gunsten einer Eisenbahn, als für einen Canal erklärt. Frankreich begreift diese Tactik seines Gegners und sucht daher vorzugsweise den Canalbau zu befördern. Gewiß aber ist es für alle Völker, der englischen See-Suprematie gegenüber, von der größten Wichtigkeit, daß die neue Verkehrsstraße, falls sie zu Stande kommt, nicht das Monopol der Engländer, sondern so zu sagen ein neutrales, Allen zugängliches Gebiet werde.

In Frankreich, wo die Tagesliteratur sich mehr, als in anderen Ländern mit dieser Frage beschäftigt, liefert besonders die „Démocratie pacifique“ in dieser Hinsicht beachtenswerthe Aufsätze. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an eine Unterredung, die ich über dieses Thema mit dem bekannten Redacteur dieses Blattes, Herrn Considérant, in Paris vor zwei Jahren hatte, und glaube, daß es nicht unpassend ist, gerade an dieser Stelle die Ideen mitzutheilen, welche sich mir in Folge dieses Gespräches bildeten. Sie betreffen, wiewohl sie ganz besonders das Project der neuen Handelsstraße berücksichtigen, doch den Handelsverkehr der Völker im Allgemeinen. Zugleich erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit auf einige Artikel aufmerksam zu machen, welche gegen Ende des Jahres 1844 in der „Démocratie“ über die orientalische Frage erschienen; sie sind mir jetzt nicht mehr zur Hand, aber Herr Considérant hatte sie mir eingehändigt, bevor ich das Folgende niederschrieb. Ich empfehle sie besonders deßhalb, weil sie für das, was ich hier nur in der Kürze mittheile, statistische Belege enthalten. Wie weit ich aber mit den Ansichten des berühmten Fourieristen über den fraglichen Gegenstand übereinstimme, wird sich aus dem Verlaufe dieser Mittheilungen selbst ergeben.

Der Verkehr zwischen Europa und den übrigen Continenten bewegt sich hauptsächlich auf zwei Seewegen, von denen der eine sich längs der Küste von Afrika um das Cap der guten Hoffnung herum nach den indischen und chinesischen Gewässern hinzieht; der andere wendet sich nach Amerika, doublirt das Cap Horn, berührt die Küsten von Peru und Chile und endet bei den Inseln des stillen Oceans. Von diesen beiden kann derjenige, welcher Europa mit Asien verbindet, als das Monopol der Engländer betrachtet werden. Längs dieser ganzen Straße nämlich besitzt England zahlreiche Etablissements und militairische Posten. Der Schutz, den es dadurch seinen Schiffen gewährt und vorzüglich die Gelegenheit eines vortheilhaften Zwischenhandels, die sich hier den englischen Kaufleuten bietet, erschwert natürlich den anderen Nationen, die in Ermangelung solcher glücklich gelegenen Stationen, die Ueberfahrt direct machen müssen, die Concurrenz mit dem Inselreiche in hohem Grade. Bedenkt man nun, daß es dem englischen Gouvernement allein durch einen so weit ausgedehnten, vielverzweigten Seeverkehr möglich wird, die Kosten jener bedeutenden Aufsichtsgeschwader zu decken, welche die eigentliche Basis der englischen Seemacht bilden und jeden Augenblick bereit sind, der Handelsflotte einen eben so raschen als wirksamen Schutz zu verschaffen, so begreift sich leicht, daß ein Canal über die Landenge von Suez, der den bisherigen Handelsweg um zwei Drittheile verkürzen würde, die englischen Interessen empfindlich verletzen muß. So lange der Hauptsache nach England allein diesen Gütertransport zwischen Europa und Asien besorgt und keine Concurrenz zu fürchten hat, genießt es überdieß die Vortheile einer erhöhten Fracht. Es ist also augenscheinlich, daß von dieser Seite her dem englischen Uebergewichte zur See eine große Gefahr droht, die noch um so deutlicher hervortritt, wenn man einen Blick auf die vielen Eisenbahnen, Canäle und großen Flüsse wirft, welche, dem Mittelmeere zueilend, den Süden Europa's mit dem Norden täglich mehr verbinden. Im Mittelmeere, das unterliegt keinem Zweifel, wird künftig der Handelsverkehr der Völker sich concentriren, und wer weiß, wie lange es dauern wird, daß der Seehandel der nördlichen Gewässer zum Küstenhandel herabsinkt. Wie aber, wird Mancher einwenden, ist es bei so bewandten Umständen erklärlich, daß die englische Diplomatie seit Jahren Alles in Bewegung setzt, um die ägyptische Regierung für eine erleichterte Communication zwischen dem Mittelmeere und dem arabischen Golfe zu gewinnen? Was beabsichtigt

denn England mit einem Canal oder einer Eisenbahn anders, als den Transit? Hierauf ist Dreierlei zu entgegnen. Zuvörderst ist es für den Gütertransport auf dieser Straße nicht gleichgiltig, ob derselbe auf einer Eisenbahn oder auf einem Canale geschieht. Man darf nicht außer Acht lassen, welchem dieser beiden Communications-Mittel England den Vorzug gibt. Sodann muß man die Bemühungen dieser und jener Speculanten von der Absicht des englischen Gouvernements wohl unterscheiden. Und endlich, was hauptsächlich zu beachten ist, sucht England durch alle möglichen Mittel diese Straße zu monopolistren. Wie weit ihm Dieses gelingen wird, ist eine Frage, deren Lösung von seiner eignen Geschicklichkeit und der Wachsamkeit der anderen Völker abhängt. Hier kann es uns nur darauf ankommen, das Publicum hinter die Coulissen zu führen und dasselbe auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der ein halbes Licht auf die Verwickelungen der orientalischen Frage wirft. Daß eine möglichst schnelle Communication mit Indien im Interesse des englischen Gouvernements liegt, soll nicht geleugnet werden. Für den Handel ist es von unberechenbarem Vortheile, den Abgang eines Schiffes, die Natur seiner Ladung, den Preis der Waaren zwei oder drei Monate im Voraus zu erfahren. Kurz, für Alles, was den commerciellen und administrativen Geschäftsgang betrifft, würde eine um mehrere Monate beschleunigte Communication Vortheile jeder Art bieten, und diese Vortheile allein sind es, welche England wünscht und die es bei der Frage von Suez nie aus dem Auge verliert. England wird Alles aufbieten, was in seinen Kräften steht, seine Correspondenz, seinen Personen- und Truppenverkehr mit Indien zu beschleunigen. Für den Gütertransport dagegen sieht es sich aus Gründen, die ich oben angegeben habe, gezwungen, den Umweg um das Cap vorzuziehen. So gut, wie unsere Philanthropen ist das englische Cabinet von den Vortheilen überzeugt, die sich für die Consumtion und den Handelsverkehr der Völker im Allgemeinen aus einer so bedeutenden Verminderung der Transportkosten, wie der Weg über Suez sie in Aussicht stellt, ergeben würden. Allein England kann sich nicht bewogen fühlen, einer solchen allgemeinen Wohlfahrt die specielle seiner Bürger zu opfern und durch unbedachtsame Maßregeln ein Proletariat zu vermehren, welches schon die Grundvesten seiner Gesellschaft erschüttert. Das ist ja eben der Fluch unserer Civilisation, daß sie überall gern helfen möchte und von ihrem Standpunkte aus nicht helfen kann. Niemand leugnet, daß in Folge der englischen See-Suprematie alle übrigen Völker leiden; eben so gewiß aber ist es, daß durch den Sturz dieser Suprematie das englische Proletariat in einer Weise sich vermehren würde, die zu welterschütternden Katastrophen führen müßte. Aus diesem Dilemma kommen wir nicht heraus, so lange nicht in Folge einer vernünftigen Organisation der Arbeit und einer derselben entsprechenden Vertheilung der Reichthümer das Völkerleben eine solidere Basis als die heutige gewonnen hat. Bis dahin werden die Völker gezwungen sein, sich gegenseitig auszubeuten und, um ihrer Selbsterhaltung willen, eine egoistische Politik zu verfolgen. Was Malthus von den Individuen behauptete, es gilt nicht minder von den Völkern. Die Erde ist in der That zu klein für den Egoismus der Menschen; sie ist zu eng für die Feindschaft der Völker! —

Daher sah sich England nicht selten zu inhumanen und blutigen Maßregeln veranlaßt, um seine Handelsgröße zu behaupten und seinen asiatischen Verkehr, durch welchen diese Größe hauptsächlich bedingt ist, in den alten vortheilhaften Bahnen zu erhalten. Welche Verwirrung und Anarchie hat England, vereint mit Rußland nicht in den Provinzen Kleinasien's erregen zu müssen geglaubt, um die Industrie dieser Gegenden zu vernichten und den

Verkehr der übrigen Völker mit Asien durch Syrien und über das rothe Meer unmöglich zu machen. Mit den Plänen nämlich, die England verfolgen muß, um seiner immensen Production Absatz zu verschaffen und damit zugleich den Ausbruch der socialistischen Gährung in seinem Innern möglichst lange zu verhindern, läßt sich eine kräftige asiatische Regierung nicht vereinen, die im Stande wäre, England selbst den Weg nach Indien zu versperren, andererseits aber den übrigen Völkern diesen Durchgang zu gestatten. Daher mußte Charles Napier St. Jean d'Acre bombardiren und eine kraftvolle Verwaltung in Syrien unmöglich machen. An die Stelle des Emir Beschir aber, des einzigen Mannes, der vielleicht im Stande war, den Frieden und die Ordnung im Libanon aufrecht zu erhalten, wurde ein protestantischer Bischof geschickt. —

Diesen Augenblick ist in Kleinasien die Industrie und der Zwischenhandel vernichtet. Die natürliche Folge davon ist einerseits eine größere Abhängigkeit von fremden Fabricaten, andererseits aber sahen die Kaufleute, welche früher ihre Waaren durch dieses Land nach Asien spedirt hatten, sich genöthigt, von nun an einen andern Weg einzuschlagen. Einige haben die Straße um das Cap der guten Hoffnung gewählt, Andere die über Astrachan und Kiachta. Man mag nun der englischen und russischen Diplomatie Absichten unterlegen, welche man will, der Erfolg wenigstens hat gelehrt, wie sehr die Unternehmung von St. Jean d' Acre im Interesse dieser beiden Großmächte lag. Der commercielle Verkehr zwischen England und Indien sowohl wie zwischen Rußland und Central-Asien hat gerade seit dieser Zeit bedeutend zugenommen.

Um die Verwickelungen der Frage von Suez nach allen Seiten hin aufzuhellen, bleibt uns noch übrig, die russischen Handelsverhältnisse etwas näher in's Auge zu fassen. Daß die Unternehmung gegen St. Jean d'Acre den russischen Handel in ähnlicher Weise wie den englischen begünstigte, ist schon hervorgehoben worden. Es läßt sich aber zugleich zeigen, daß der russischen Industrie ein solches Resultat als Ziel vorgeschrieben ist.

Die Production der russischen Industrie, wie sie in den Gegenden von Petersburg und Moskau betrieben wird, steht nicht im Einklange mit den Bedürfnissen im Innern des Reichs. Sie verlangt einen bedeutenden Absatz nach Außen und muß dafür auf Gegenden bedacht sein, welche dem russischen Reiche zugänglicher sind als den übrigen Nationen. Denn nicht durch die Qualität der Waaren oder die Wohlfeilheit seiner Production, sondern nur durch seine günstige Lage und die verhältnißmäßig unbedeutenden Transportkosten kann Rußland mit den Fabricaten europäischer Nationen concurriren. Die Consumtionsbedürfnisse im Innern Rußlands sind wie gesagt keinesweges so ausgebildet, daß sie für ihre Befriedigung neben der kleinen Industrie des Landmannes einer so großen Entwickelung der Fabrication, wie Rußland sie besitzt, bedürfen. Die industriellen Etablissements können demnach nur dann bestehen, wenn ihnen in der angedeuteten Weise Gelegenheit geboten wird, einen Theil ihrer Producte im Auslande zu verkaufen. Allein auch dieses würde ihnen Nichts helfen, wenn sie die eingetauschten Waaren nicht ebenfalls wieder in's Ausland befördern könnten. Die Bedingung dafür ist, daß diese Waaren in Folge einer geringen Fracht billiger oder doch nicht theurer werden als die übrigen Nationen sie von derselben Gegend her zu liefern im Stande sind. Die Straße um das Cap der guten Hoffnung also, derselbe Umweg, welcher den Engländern das Monopol des Seetransports zwischen Europa und Asien verschaffte, sichert den Russen das Monopol des Landtransportes.

Die russischen Fabricate finden ihren Absatz in Persien, der Bucharei, der Tatarei und den nördlichen Gegenden von Indien und China. Für bedeutende

Küstenstrecken Asien's aber bietet der Seehandel größere Vortheile als der Landhandel, während er diese Vortheile in Beziehung auf die nördlicher gelegenen Gegenden wieder verliert. Hier also können die Handelswege der Russen und Engländer neben einander bestehen. Sie bilden die Verbindung verschiedener Länder, entsprechen den Bedürfnissen verschiedener Völker und von den vielen Waaren, deren Austausch sie vermitteln, sind es nur wenige Retourwaaren, wie der Thee, welchen sie gemeinsam in Circulation setzen. Der Vortheil demnach, der sich hier für die Russen und Engländer zugleich herausstellt, beruht darauf, daß keine dritte Communicationsstraße zwischen Europa und Asien besteht, kein kürzerer Seeweg, der mit dem russischen Landhandel in Concurrenz treten könnte und zugleich allen Seestaaten die Möglichkeit eröffnete, die englische Rhederei zu beeinträchtigen.

Kein Wunder also, daß Rußland wiewohl es kein Hehl aus seinen Absichten auf Konstantinopel macht, doch im Bunde mit England einst Frankreich gegenüber die Integrität des ottomanischen Reiches mit solcher Wärme vertheidigte. Der Streit, der hier ausgefochten ward und der nahe daran war, auch das europäische Gleichgewicht, wer weiß für wie lange, zu zerstören, war zugleich ein Handelskrieg. Frankreich in so weit es sich für Aegypten interessirte, hatte dabei die Bedeutung dieses Landes für den orientalischen Handel stets im Auge. Rußland und England aber, nachdem sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eine kräftige Regierung in Konstantinopel unmöglich gemacht hatten, fürchteten, daß sich eine solche in Kairo etablire. Daher wurde St. Jean d' Acre beschossen; deßhalb Ibrahim Pascha mitten auf seiner Siegeslaufbahn gedemüthigt; deßhalb wurden die ägyptischen Truppen aus Syrien vertrieben; — und die Völker Kleinasien's mußten sich aufreiben in gegenseitiger Feindschaft, damit die englische Handels-Aristokratie und der russische Despotismus ihre Siege feierten.

In der That, es kann Einem eng um's Herz werden bei diesem Spielen mit dem Leben der Völker. Wen hat nicht dieser Todeskampf der Völker des Südens bisweilen mit Wehmuth erfüllt. Ja, wäre es eine hohe, sittliche Idee, für welche die Europäer kämpften; dann vielleicht könnten die Folgen des Kampfes uns aussöhnen mit seinen Verirrungen und Gräueln; aber welche hohe, sittliche Idee liegt der europäischen Civilisation zum Grunde, soweit sie durch unsern Handel vertreten wird?

Die Démocratie pacifique bemerkt bei Gelegenheit dieser orientalischen Wirren, ganz richtig, daß es nicht schwer sei, hinter jeder völkerrechtlichen Frage von Bedeutung ein Handelsinteresse zu entdecken. Nur wundert es mich, daß die Schüler Fourier's, welche durch dieses Blatt repräsentirt werden, für solche Handelskriege keinen bessern Ausweg wissen als die Verallgemeinerung jener diplomatischen Friedens-Congresse, welche an die Stelle des kriegerischen Tumultes der früheren Jahrhunderte getreten sind. Gerade als ob es bloß der Krieg wäre, welcher unsere Zustände bedroht und nicht vielmehr der Friede, — der Friede, welcher das Problem der socialen Reform gestellt und die arbeitende Classe über ihre Verhältnisse aufgeklärt hat! Verallgemeinerung diplomatischer Friedenscongresse im Sinne der Franzosen heißt nichts Anderes als weitere Ausbildung des bestehenden europäischen Gleichgewichtes in der Weise, daß das Uebergewicht England's und Rußland's zu Gunsten Frankreich's ausgeglichen wird. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch das Project einer deutsch-französischen Allianz aufzufassen, welches zu Zeiten der Lieblingsgedanke einiger französischen Journale ist. Allein es wundert mich um so mehr, daß die Démocratie pacifique oder Herr Considérant sich auf solche rein diplomatische Speculationen ein-

läßt, als doch Fourier es war, der durch die scharfsinnige Ausführung des Satzes: „le commerce c'est l'art de vendre six francs ce qui en coûte trois et d'acheter trois francs ce qui en vaut six“ die wahre Ursache der Handelskriege angegeben und die Nothwendigkeit einer Reform des gesellschaftlichen Lebens überhaupt bewiesen hat. Von Völkercongressen sind aber erst dann sociale Verbesserungen zu erwarten, wenn die Basis des socialen Lebens eine solidere, sittlichere geworden ist. Bis dahin vertreten sie natürlich nur den Zwiespalt oder die einander feindlichen Interessen der Völker; bis dahin können sie die industriellen Zerwürfnisse im Innern der Völker nur sanctioniren, aber nicht aufheben. Sollen daher die Handelsstreitigkeiten der Völker unter einander in einer für das gesellschaftliche Leben segensreichen Weise ausgeglichen werden, so kommt es zuvörderst und vor Allem darauf an, den inländischen Verkehr zu organisiren. In welcher Weise eine solche Organisation des inländischen Verkehres zu veranstalten sei, habe ich hier nicht zu erörtern; ich will nur noch darauf aufmerksam machen, daß der heutige Charakter des Welthandels, dessen Wege wir so eben verfolgt haben, sie mit Entschiedenheit fordert.

Weßhalb legt England jetzt, wie wir gesehen haben, ein so bedeutendes Gewicht auf seinen asiatischen Handel, weßhalb hängt von diesem das Schicksal seiner Weltmacht ab? Die Antwort auf diese Frage kann für den nicht zweifelhaft sein, welcher die Handelsverbindungen England's mit den übrigen Völkern kennt. Der Handel der europäischen Völker untereinander verliert dadurch täglich mehr an Lebhaftigkeit und Bedeutung, daß es diesen Völkern immer mehr gelingt, ihren Markt mit inländischen Fabricaten zu versorgen. Ueberall haben Schutzzölle die Manufacturkraft bedeutend gefördert und auch diejenigen Nationen, welche bis jetzt noch den Freihandel mit England begünstigten, warten nur auf den Ablauf bestehender Verträge, um sich Ersatz zu verschaffen für den erlittenen Schaden. Mögen auch noch hier und da politische Verhältnisse das Uebergewicht des Inselreiches aufrechthalten: im Ganzen ist schon jetzt die Industrie der europäischen Völker zu einer Selbstständigkeit gelangt, welche England nöthigt, für den bedeutendsten Theil seiner Fabricate Absatz auf außereuropäischen Märkten zu suchen.

Was aber Amerika betrifft, so sind auch hier die Verhältnisse für England nicht mehr so günstig wie früher. Daß die Leinwandausfuhr nach Amerika nur noch sehr unbedeutend ist, brauche ich kaum zu erwähnen. Es ist allgemein bekannt, wie sehr dieser Handelszweig durch das Aufkommen der Baumwollen-Industrie gelitten hat. Baumwolle bildet überhaupt jetzt den wichtigsten Artikel des internationalen Handels. Mochten nun auch die Engländer eine Zeit lang die amerikanischen Märkte mit ihren Producten überschwemmen, so haben doch die Nordamerikaner durch Schutzzölle, durch Verbesserungen im Maschinenwesen, endlich auch dadurch, daß sie den Rohstoff im Lande selbst erzeugen, es dahin gebracht, das englische Fabricat immer mehr entbehren zu können. Ja auch in Westindien und Südamerika beginnt ihre Concurrenz den Engländern verderblich zu werden. Die Ausfuhr anderer Erzeugnisse England's nach Amerika ist aber im Vergleiche mit den genannten Geweben nie bedeutend gewesen. Was die Engländer also bewegt in Asien Absatzwege zu suchen, das ist, was wohl zu beachten ist, die Verminderung seines Absatzes nach allen anderen Märkten, die es früher beherrschte. Und kaum haben sie in Asien festen Fuß gefaßt: so zeigen sich auch hier die Nordamerikaner mit ihren Baumwollenwaaren, während die Russen die nördlicheren Gegenden in Beschlag nehmen. Ja, man merkt schon jetzt in England, daß man sich zu große Erwartungen von der Consumtion oder

Kaufkraft der Asiaten gemacht hat; man sieht mit Schrecken, daß auch in diesem Lande die Zukunft des britischen Handels eine höchst precaire ist.

So wird von allen Seiten die englische See-Suprematie geschwächt und es läßt sich wohl schwerlich behaupten, daß England's Industrie sich noch lange auf der jetzigen Höhe halten kann. Was aber wird die Folge davon sein, wenn England's auswärtiger Handel sinkt? Zerrüttungen im Innern, Vermehrung des schon so bedeutenden Proletariats! Diese Wirkungen werden sich auf alle Völker erstrecken, mit denen die Briten in Geschäftsverbindung stehen und wahrlich die Zahl dieser Völker ist nicht gering. England besonders ist solchen Katastrophen ausgesetzt und hat am Meisten von ihnen zu fürchten: weil es durch den Gang seiner Entwickelung vorzugsweise auf auswärtigen Verkehr angewiesen ward. Für England ist daher schon jetzt mehr als für irgend ein anderes Volk die Organisation des inländischen Verkehres, die Organisation der Arbeit, eine Lebensfrage geworden.

Wenn auch nicht in derselben, so doch in ähnlicher Weise werden auch die übrigen europäischen Nationen durch die Verminderung ihres Absatzes nach fremden Märkten auf das Binnenland hingewiesen. Wie die Linnen- und Baumwollen-Ausfuhr Europa's nach Amerika so nimmt auch der Handel mit Wollen- und Seidenwaaren dorthin in Folge der Concurrenz der Nordamerikaner und ihrer Schutzzölle bedeutend ab. Nicht bloß die Briten, auch die anderen Völker Europa's, suchen jetzt in Asien Ersatz für den Verlust in Amerika. Allein bei der dort schon bestehenden Concurrenz der Engländer, Nordamerikaner und Russen und der verhältnißmäßig geringen Kaufkraft der Asiaten ist für Frankreich's eben so wenig, wie für Deutschland's Volksreichthum eine wesentliche Verbesserung von dem neuen Seewege über Suez zu erwarten. Würde aber auch England's und Rußland's Uebergewicht durch die neue Weltstraße zu Gunsten der anderen Völker vermindert: so wäre es doch thöricht, über ein solch' äußeres Gleichgewicht die industrielle Anarchie im Innern der Völker zu vergessen. Diese Anarchie zu beseitigen und im Gegensatze zu der Monopolistrung der Reichthümer den Wohlstand Aller zu fördern, dazu werden, wie ich glaube, besonders auch wir Deutsche durch den heutigen Welthandel aufgefordert. Denn eben weil durch die allgemeine Concurrenz der Völker unter einander besonders unsere Industrie täglich mehr auf die Versorgung des inländischen Marktes beschränkt wird, muß es uns sehr darum zu thun sein, das Verhältniß zwischen Production und Consumtion zu ordnen und die Kaufkraft allseitig zu steigern.

---

3. Deutschland's Verhältniß zum Welthandel.

a) Die Handelspolitik des deutschen Zollvereines.

Das System, welches den Zollvereinsverträgen bis jetzt als Grundlage gedient hat, ist das des Freihandels. Hatte man auch von Anfang an nicht die Absicht, dieses System in der abstracten, absoluten Weise durchzuführen, wie es manche Theoretiker wünschten, so schützte man die innere Fabrik- und Manufactur-Industrie im Allgemeinen doch nur durch sehr mäßige Zölle. Welche Absicht hierbei zum Grunde lag; ob man vielleicht glaubte, das Ausland würde

aus Humanitäts-Rücksichten den Zollverein bei der Durchführung seiner Freihandels-Ideen freundschaftlichst unterstützen, will ich nicht weiter untersuchen: gewiß ist, daß wir beim Auslande keine Reciprocität gefunden haben, daß manche unserer Industrie-Zweige darniederliegen und daß der Wunsch nach höheren Schutzzöllen allgemein geworden ist.

Auf verschiedenen Landtagen und Zoll-Congressen ist dieser Wunsch schon zur Sprache gekommen. Die dadurch veranlaßten Discussionen haben indeß nur in einzelnen Punkten zu Modificationen geführt und der Zollverein hat es deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er einen vollständigen System-Wechsel nicht wünsche. Noch neuerlichst wieder hat der preußische Finanz-Minister v. Duesberg in der Sitzung der Herren-Curie vom 17. Mai erklärt, daß wenigstens die preußische Regierung nicht daran denke, von der bisherigen Politik des Zollvereins abzuweichen, eine Erklärung, die indeß mehr in dem Sinne einer Protestation gegen Diejenigen gegeben wurde, welche das bisherige Verfahren der Zollvereins-Regierung tadelten, als daß damit gesagt sein sollte, man beabsichtige, sich Maßregeln, die zu einer größern Entwickelung unserer Industrie führen können, zu widersetzen. Die Verhandlungen in der erwähnten Sitzung haben bewiesen, wie allgemein verbreitet die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit wesentlicher Aenderungen ist, und die fast einstimmige Annahme der dort vorgeschlagenen Petition läßt hoffen, daß man bald auch preußischer Seits sich der Durchführung eines angemessenen Schutz- und Differential-Zollsystems weniger abgeneigt als bisher zeigen werde.

Was die öffentliche Meinung als nächsten Fortschritt für den Zollverein bezeichnet, ist ein Differential-Zollsystem, d. h. im Allgemeinen: man will, um die Rhederei zu heben, daß Waaren, welche auf Vereinsschiffen in die Zollvereins-Staaten eingehen, wohlfeiler eingelassen werden, als wenn sie auf fremden Schiffen zu uns kommen. Es ist leicht einzusehen, wie sehr unsere Schifffahrt durch directen Verkehr mit den Erzeugungsländern gehoben werden könnte. Zugleich aber ist nicht außer Acht zu lassen, daß es uns bis jetzt an Unterhandlungsmitteln fehlt, um andere Staaten zu veranlassen, unserer Rhederei und dem Absatze unserer Fabricate Vortheile zu gewähren. „Was könnt ihr uns bieten gegen das, was wir euch einräumen sollen?“ ist natürlich die erste diplomatische Frage eines jeden Landes, mit welchem wir Unterhandlungen anknüpfen, um unsere Industrie zu fördern. Auf diese Frage werden wir antworten können, wenn wir zuvor durch Differenz-Zölle unsere Rhederei vor der fremden bevorzugt haben. Durch Differenz-Zölle würden wir unter Anderm Holland zwingen können, den deutschen Manufactur-Producten im Mutterlande und in den Colonieen den Vorzug vor den englischen zu geben. Holland selbst besitzt keine bedeutende Manufactur-Industrie und setzt zugleich den größten Theil seiner Colonial-Producte nach Deutschland ab. Man sollte daher glauben, daß auch Deutschland wiederum auf holländischen Märkten besonders begünstigt würde. Allein die Sachen stehen anders. Während im Zollvereine Erzeugnisse von Java nicht stärker belastet werden, wenn sie in holländischen statt in preußischen Schiffen ankommen, begünstigt Holland seinen directen Verkehr mit den transatlantischen Staaten durch hohe Differential-Zölle.

So müssen preußische Schiffe in Java 100 pCt. Ausfuhrzoll auf Kaffee mehr bezahlen, wie die holländischen; bei der Einfuhr findet ein ähnliches Verhältniß Statt. Holländische Baumwollen-Waaren, in holländischen Schiffen eingeführt, bezahlen $12\frac{1}{2}$ pCt. vom Werthe; — preußische Baumwollen-Waaren, in holländischen Schiffen eingeführt, bezahlen 25 pCt. vom Werthe; — in preußi-

schen Schiffen eingeführt 50 pCt. vom Werthe. Ganz ähnlich *) begünstigen England und Spanien ihre Schifffahrt vor der fremden, und die Einführung eines Differential- und Reprocitäts-Systems ist daher gewiß eine für das Gedeihen des Zollvereins höchst wichtige Maßregel.

Aber nicht bloß durch Differenz-Zölle hofft man der inländischen Rhederei und Fabrik-Thätigkeit ein größeres Gebiet verschaffen zu können, es haben sich außerdem auch viele Stimmen zu Gunsten von höheren Schutzzöllen und entsprechenden Rückzöllen erhoben. Hauptsächlich ist in dieser Beziehung in der letzten Zeit von Baumwollen-Garn und Maschinen-Leinen-Garn die Rede gewesen. Seitdem nämlich England den Baumwollenzoll aufgehoben hat, sind die englischen Spinner in den Stand gesetzt worden, den Centner Baumwollen-Garn billiger als früher liefern zu können. Dieß gab auf der Conferenz zu Carlsruhe im Jahre 1845 Veranlassung zu verschiedenen Vorschlägen, um die deutschen Spinner zu schützen. Von Preußen wurde (nach der Angabe des Ministers v. Duesberg) eine Erhöhung des Zolles mit Rückzoll in der Weise vorgeschlagen, daß dadurch der Zollerlaß in England eine Ausgleichung fände. Es wurde angetragen, den Zoll von 2 Rthlr., der bis daher tarifmäßig war, auf 3 Rthlr. 10 Sgr. zu erhöhen und dafür einen Rückzoll von 1 Rthlr. 10 Sgr. zu gewähren. Allein dieser Antrag konnte die erforderliche Einstimmigkeit auf der Carlsruher Conferenz nicht erlangen. Es kam hier überhaupt zu keiner Einigung über diesen Gegenstand und man sah sich deßhalb genöthigt, im vorigen Jahre eine außerordentliche Zoll-Conferenz zu berufen, die in Berlin gehalten wurde. Hier endlich wurde eine mäßige Zollerhöhung beschlossen, ohne gleichzeitig einen Rückzoll zu gewähren. Der Zoll von 2 Rthlr. pro Centner auf Baumwollen-Garn ward auf 3 Rthlr., der Zoll von 5 Sgr. pro Centner auf Leinen-Garn ward auf 2 Rthlr. erhöht.

Mit diesem Beschlusse ist keine Partei zufrieden gewesen. Die Freunde des Freihandels hatten natürlich gewünscht, daß die früheren Zölle gar nicht erhöht würden. Den Spinnern war der Twistzoll nicht hoch genug und die Weber, die Nichts weniger als die Vertheuerung ihres Rohmaterials gern sahen, verlangten für die Ausfuhr ihrer Fabricate jetzt einen angemessenen Rückzoll. Die Forderung eines solchen Rückzolles erklärten nun wieder alle Diejenigen für einen Eingriff in ihr Vermögen, welche keine Weber, also bloß Consumenten der Baumwollen-Waaren sind.

Man sieht auch hier wieder, daß jede Aenderung im Zolltarif, mag sie nun im Sinne des Freihandels oder der Schutzzölle geschehen, dem Einen nimmt, was sie dem Andern gibt. Aus diesem Dilemma kommen wir nicht heraus, so lange das Volksvermögen ein bloßer Name bleibt, oder mit anderen Worten, so lange, wie unsere National-Oekonomen es wünschen, das Volksvermögen nichts Anderes ist als das Aggregat der Reichthümer unabhängig von einander wirthschaftender Individuen. Diese Wahrheit ist oft von den verschiedensten Parteien in ihrem Interesse ausgebeutet worden. Man hat oft in parlamentarischen Kämpfen, um seine Gegner von einer Aenderung abzuhalten, auf diese Collision der Interessen aufmerksam gemacht. Die Agriculturisten und die Industriellen, die Verfertiger von Halbfabricaten und Diejenigen, welche an die Producte die letzte Feile anlegen, sie Alle können sich mit einem Scheine von Wahrheit dieses Arguments bedienen. Allein wozu diese Sophistereien, so lange man nicht geson-

*) Vgl. das Promemoria, die Handels- und Schifffahrts-Verhältnisse im Zollvereine betreffend, der preuß. Herren-Curie in der Sitzung vom 17. Mai 1847 vorgelegt.



nen ist, aus dem Volksvermögen eine Wahrheit zu machen, so lange man nicht ernstlich daran denkt, die heute zersplitterten Productiv-Kräfte in einheitlicher Weise zu verwalten, so lange man es für ganz natürlich hält, daß das Aggregat von Millionären und Darbenden, diese Addition eines plus und eines minus „National-Reichthum" genannt werde!

Beide Parteien, die des Freihandels sowohl als die der Schutz- und Prohibitiv-Zölle, haben nie unterlassen, ihr System als eine sociale Wohlthat anzupreisen. Sie haben daher auch beständig behauptet, mehr Arbeiter beschäftigen zu können als ihre Gegner. Letztere suchten dann je nach ihrem Interesse zu beweisen, daß die große Anzahl unbeschäftigter Arbeiter eine Folge ganz anderer als der vorgebrachten Ursachen sei, und hatten sie auch hierin bisweilen Recht, so fürchteten sie doch, sich die Finger durch ein tieferes Eingehen auf die Arbeitsfrage zu verbrennen. So haben Einige behauptet, die Industrie des Riesengebirges sei durch Mangel an Schutzzöllen ruinirt worden. Dieß sei der wahre Grund, weßhalb so viele Leinenspinner kein Brod und keine Beschäftigung mehr finden könnten. Andere dagegen, um den Freihandel zu retten, haben die ganze Schuld auf die Spinnmaschinen geworfen. Führt keine Maschinen ein, sagen sie, oder ersetzt sie, wo ihr könnt, durch Handarbeit, so werden Tausende von Arbeitern im Lande sich redlich nähren können und nicht nöthig haben, wie einst unsere Tuchweber, nach Polen zu ziehen. In beiden Behauptungen liegt etwas Wahres. Gewiß wird durch Maschinen die Handarbeit verdrängt und durch Mangel an Schutzzöllen zu Zeiten, wo das Ausland unter günstigeren Verhältnissen produciren kann, werden viele Fabrikherren gezwungen, ihre Arbeiter zu entlassen. Allein es kann in unserer Zeit nicht mehr die Rede davon sein, die Maschinen abzuschaffen; es kann nur darauf ankommen, die durch sie vermehrte Productiv-Kraft zum Besten Aller zu verwenden. Die Hauptsache bleibt immer, den Lohn der Arbeiter gegen die Schwankungen einer anarchischen Concurrenz und die Habsucht der Capitalisten zu schützen, und dieß ist, falls man die Capitalisten nicht nutzlos und einseitig benachtheiligen will, nur durch eine vernünftige Organisation des gesellschaftlichen Lebens überhaupt möglich. Nur durch solche Maßregeln, welche den Kampf zwischen der Arbeit und dem Capital in einer für beide Theile gleich gerechten Weise ausgleichen, wird den Arbeitern auf die Dauer gründlich geholfen und daher ist auch der Vorschlag, mit Hilfe der Schutzzölle die Arbeiter-Bevölkerung zu vermehren oder sie von der Auswanderung abzuhalten, ein bloß die Oberfläche berührendes Mittel, welches, auch abgesehen davon, daß es die Arbeiter der einen Nation zu Gunsten der andern ruinirt, die Krankheit des Pauperismus nicht an der Wurzel angreift.

Ganz anders gestaltet sich natürlich die Frage der Schutzzölle, wenn man dieselbe vom rein politischen oder nationalen Gesichtspunkte aus betrachtet, d. h. bloß den Reichthum einer Nation im Allgemeinen ohne Rücksicht auf seine Vertheilung befördern will. Hier hat allerdings die Geschichte Englands, seine Navigations-Acte und seine Zollverträge bewiesen, daß bei dem bestehenden Kampfe der Nationen untereinander das Gedeihen des Volkswohlstandes zu bestimmten Zeiten Schutzzölle erfordert. Hat einmal die Agricultur-Industrie eines Volkes eine gewisse Höhe erreicht, so bedarf sie zu ihrer nothwendigen Ergänzung einer Fabrik-Industrie, um die Unabhängigkeit des National-Lebens zu sichern und um nicht Baarschaften für Manufacte in's Ausland zu senden, die man nützlicher zum Ankaufe fremder Rohstoffe und Colonial-Producte verwenden kann. In dieser Beziehung ist es daher sehr zu beachten, daß nach amtlichen Nachweisungen die Einfuhr des Zollvereins in den Jahren 1839 bis 1843 an:

Baumwollen-Garn	von	349191 Ctr.	auf	477564 Ctr.	jährlich,
Leinen-Garn	„	20943 „	„	53862 „	„
Wollen-Garn	„	24472 „	„	41707 „	„
Wollen-Waaren	„	24569 „	„	33463 „	„

stieg, und daß, wie es in der schon erwähnten preußischen Denkschrift heißt: „der Werth der jährlichen Einfuhr von vier Hauptartikeln: Baumwollen-, Leinen-, Wollen- und Seidenwaaren, sich auf circa 38 Millionen Thaler beläuft und für darauf ruhenden Arbeitslohn und Veredlungskosten circa 20 Millionen Thaler verausgabt werden.“ Wir Deutsche müssen natürlich wünschen, daß dieser Lohn unseren Landsleuten statt ausländischen Arbeitern zufließe. Nur hüte man sich, die bloße Beschäftigung der Arbeiter schon für eine Organisation ihrer Beschäftigung und ihres Lohnes zu halten. Können wir auch durch Erweiterung unserer Manufactur-Industrie der Auswanderung entgegenarbeiten, so sichern wir damit doch Denen, welche in der Heimath bleiben, noch keine dauernde und ergibige Beschäftigung.

Es ist allerdings zu wünschen, daß viele und gerade die unternehmendsten Kräfte im Lande bleiben. Allein wie dieser Wunsch realisirt werden kann, so lange man die Malthus'sche Lehre von der Bevölkerung nicht dadurch zu widerlegen weiß, daß man den Zuwachs an Menschen- und Maschinenkraft zur Bereicherung statt zur Verarmung der Arbeiter benutzt, ist mir nicht einleuchtend. Bei dem Fortbestande der heutigen Production und Vertheilung der Reichthümer werden beständig viele Menschen in der Auswanderung ihr Heil zu suchen genöthigt sein, und es kann daher die Handels-Politik des Zollvereins in diesem Augenblicke kein anderes Ziel verfolgen, als die Auswanderung in der Weise zu leiten, daß die Auswanderer zu Consumenten unserer Producte werden. Zu diesem Behufe ist es aber durchaus erforderlich, daß wir die Ansiedelung unserer Bürger in fremden Ländern durch Consulate oder diplomatischen Verkehr besser leiten und schützen als bisher.

Hier erhebt sich dann wieder die Frage nach den Mitteln, welche der Zollverein besitzt, dem deutschen Namen in der Fremde Achtung zu verschaffen und unsere auswärtigen Handels- und Gewerbs-Interessen zu wahren? Die Schwierigkeiten sind hier eben deßhalb groß, weil das Handelsgebiet der Zollvereins-Staaten nicht mit dem Staatsgebiete Deutschland's zusammenfällt. Die deutsche Bundesversammlung, welche in einer volksthümlichen Fortbildung das geeignetste Organ für die Vertretung deutscher Handels- und Gewerbs-Interessen gewesen wäre, mußte sich bei der herrschenden Zersplitterung Deutschland's immer entschiedener zu einem bloßen Fürsten-Congresse gestalten, den die Gesammt-Interessen der Nation nur ihrer politischen Parteifärbung nach interessirten. Diese politische Entwickelung unseres Volkes, die Zersplitterung unserer praktischen National-Interessen und die eigenthümliche Organisation des Bundes mußte Preußen zu der Meinung veranlassen, daß die von einander so abweichenden Handels-Interessen der einzelnen Staaten nur auf dem Wege von Privat-Unterhandlungen unter sich zur commerciellen Einigung kommen könnten, ja daß die Bundestags-Gesandten als solche gar nicht einmal die nöthigen Kenntnisse besäßen, um sich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Dieser Ansicht gemäß hat Preußen seine Zollvereins-Politik ausgebildet. Preußen sprach es offen aus, daß die praktische Bedeutung des Zollvereins sich auf das Verhältniß einzelner Staaten zu einander reducire, mithin sind die Gesammt-Interessen unserer Nation durch den Zollverein nur in höchst secundärer Weise vertreten. Daß dieß auch die ursprüngliche Absicht hochgestellter Staatsmänner war, geht aus den Carlsbader Conferenzen hervor, wo auch der freie Handelsverkehr unter den deutschen

Bundesstaaten zur Sprache kam. Der Freiherr v. **Berstett**, welcher sich hier zu Gunsten der Motion aussprach, welche um Freiheit des Handels im Innern der deutschen Bundesstaaten von den badischen Kammern an die Regierung gebracht worden war, äußerte unter Anderm: „Erleichterung der Erwerbsmittel und ein weniger drückendes Verhältniß der Ausgabe zur Einnahme werde die beunruhigten Gemüther mit der Gegenwart aussöhnen und nicht allein den üblen Eindruck schwächen, welchen die durch drohende Zeitverhältnisse gebotenen Maßregeln hervorrufen würden, sondern auch der Masse des Volkes einen materiellen Ersatz für den Verlust mancher chimärischen, aber lieb gewordenen Ideen liefern." Ist es daher zu verwundern, daß so manche Liberale auf den deutschen Landtagen die ganze Sache mit Mißtrauen betrachteten und in ihr jedes Andere eher als die Realisation ihrer Lieblings-Ideen zu erkennen glaubten? Ist es zu verwundern, daß so manche Redner der Opposition sich nicht bewogen fanden, die reellen Vortheile ihres Landes der Vorspiegelung eines deutschen Patriotismus zu opfern? Daher erklärte denn auch der Majoritäts-Bericht einer von der zweiten badischen Kammer erwählten Commission im Jahre 1834 sich, abgesehen von anderen Rücksichten, schon deßhalb gegen den Anschluß: „weil durch den Mangel vollkommener Gegenseitigkeit und Gleichheit im Verhältnisse zu den Vereinsstaaten, namentlich zu Preußen, durch die Beschränkung des Rechts der Gesetzgebung und der Steuerverwilligung, durch die Aufforderung zur Annäherung in der Steuergesetzgebung — während keine Garantieen sich darbieten, um über die Beschränkung ständischer Rechte zu beruhigen — die Landesverfassung bedroht werde."

In ähnlicher Weise hat sich das Mißtrauen gegen Preußen und die feste Ueberzeugung, es handle sich bei dieser Angelegenheit nur in höchst untergeordneter Weise um eine reelle Vertretung deutscher Volks-Interessen, bei Gelegenheit aller einzelnen Verträge ausgesprochen. Der Zollverein, wie er jetzt besteht, ist eine rein commercielle Geschäftssache; es ist daher unpassend, denjenigen deutschen Staaten, welche durch ihre feindliche Stellung dem Zollvereine gegenüber gute Geschäfte machen, Materialismus und Egoismus vorzuwerfen. Jeder Staat kann sich natürlich nur dann anschließen, wenn der Zoll-Tarif des Zollvereins seinen eigenen Verhältnissen günstig ist. Zu Gunsten einer bloßen Idee oder eines Gefühles, zu Gunsten volksthümlicher Gesammt-Interessen, die noch nirgends in Deutschland einen sichern, rechtlichen Boden gefunden haben, irgend Etwas von seiner Selbstständigkeit aufzugeben, wäre geradezu lächerlich. Etwas Anderes ist es, wenn ein Volk, wie einst die Franzosen in ihrer berühmten Augustnacht, egoistische Vermögensverhältnisse zum Vortheile der Nation aufopfert. Nur in den Zeiten heftiger Krisen kann von einer solchen Aufopferung die Rede sein; nur dann kann der Nachtheil, welchen der Eine zum Vortheile des Andern erleidet, durch das, was die Nation im Ganzen an Moralität und Kraft gewinnt, seine Ausgleichung finden.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir auch das Zögern der Hanseaten betrachten, sich auf Gnade oder Ungnade dem Zollvereine zu ergeben. Wahrlich, die Bürger der Hansestädte sind nicht minder als andere Deutsche von Vaterlandsliebe ergriffen und, geschult durch den Weltverkehr, sind sie leicht empfänglich für hohe Ideen. Den Muth, welchen sie in den Freiheitskriegen bewiesen, werden sie auch wieder beweisen, wenn es gilt, die Ehre und die Rechte des Volkes zu retten. Aber als praktische Kaufleute wissen sie besser als Andere den Unterschied zwischen einer trivialen Geschäftssache und großartigen Bestrebungen für ein kräftiges, einheitliches Volksleben zu machen. Sie wissen aus eigener und oft bitterer Erfahrung, daß der Handel an sich ohne entsprechende Ausbildung

der übrigen Volkskräfte weder nationale Größe, noch politische Freiheit erzeugt und daß er, wie die Industrie überhaupt, einer hohen sittlichen und ästhetischen Grundlage bedarf, um nicht in Krämergeist auszuarten und über das rein materielle Interesse die „lieb gewordenen Ideen" zu vergessen. Daß die Hanseaten es übrigens verstehen, praktische Vorschläge zu machen, um das Wohl und die Macht der Nation unter den herrschenden Verhältnissen zu fördern, davon haben die Bremer Denkschriften (1839 und 42) und der Hamburger Commissions-Bericht, denke ich, hinlänglich Zeugniß abgelegt.

Gewiß wünscht jeder deutsche Staat zur Begründung und Ausführung einer nationalen Handels-Politik mitzuwirken und auch die Hansestädte haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Allein die mangelhafte, schwerfällige Verfassung des Zollvereins, die geringe Aussicht, welche minder mächtigen Staaten im Falle ihres Anschlusses bleibt, ihre Wünsche Preußen gegenüber durchzusetzen oder die Vereinsverfassung wesentlich zu ändern, das Beispiel Frankfurt's, schreckt noch immer die Hanseaten ab, eine nationale Handels-Politik auf dem Wege des Zollvereins zu versuchen. Ueberdieß ist es nicht möglich, daß eine deutsche Schifffahrts-Gesetzgebung unsere National-Interessen mit Nachdruck vertritt, so lange Oestreich und die anderen Staaten, welche bis jetzt noch nicht ihre Zölle und indirecten Abgaben mit dem preußischen System in Einklang setzen konnten, zu diesem Zwecke ihre Mitwirkung versagen. Können diese verschiedenen Uebelstände nicht beseitigt werden, läßt sich keine Verschmelzung der Zoll-Tarife, keine Ausgleichung der verschiedenen fiscalischen und industriellen Grundsätze erwarten, so bleibt wohl für die rasche Gründung einer nationalen Handels-Politik wenig Anderes übrig als eine einfache Schifffahrts-Gesetzgebung vermittelst des deutschen Bundes, bei welcher jeder einzelne Staat die Rechte behält, welche ihm die Bundesgesetzgebung sichert. In dieser Beziehung finden sich in dem Hamburger Commissions-Berichte beachtenswerthe Vorschläge. Gleiche Berechtigung einer deutschen Flagge in allen deutschen Häfen; Schiffsabgaben gegen die Flagge fremder Nationen, welche unsere Schiffe mit einem höhern Tonnengelde als ihre eigenen belasten; die Bildung gemeinsamer deutscher Consulate, statt daß die Consuln, wie jetzt, bloß ihre specielle Heimath vertreten; endlich eine Begünstigung der directen Einfuhr vor der indirecten und zwar vermittelst eines Aufschlagszolles auf die letztere: alles dieses sind Maßregeln, welche, vom deutschen Bunde vertreten, Deutschland's Seemacht gründen könnten, ohne die bestehenden Zoll-Tarife zu verletzen. Natürlich müßte für diesen Fall der deutsche Bund erst nach eingeholtem Gutachten von Sachverständigen seine Beschlüsse fassen und auch in dieser Beziehung hat die erwähnte Schrift einen tüchtigen Rath an die Hand gegeben, nämlich den, nach Analogie der Militair-Commission des Bundes die Bundestags-Gesandten durch Sachverständige zu unterstützen.

Wäre es möglich, daß unsere Bundesverfassung und überhaupt unser Staatenleben einen wahrhaft volksthümlichen Charakter annähme, dann freilich brauchten wir diesen Ausweg nicht. Wollen wir aber die heutigen Zustände nehmen, wie sie sind, ohne uns durch ihre Mängel bis zum Nichtsthun entmuthigen zu lassen: dann allerdings, glaube ich, müssen wir dahin wirken, daß der Bund unserer Handels-Politik die Kraft der National-Einheit verleihe.

Deutschland's Geschichte ist ein trauriger Beweis, daß der Handel nicht ohne National-Einheit gedeiht und das Staatsleben nicht ohne commercielle Einheit. Wer trägt die Schuld unserer heutigen Schwäche? Ist es die alte Hansa oder das vormalige deutsche Reich? Wahrlich, die Antwort hierauf ist schwerer als sie scheint. Die Krankheit der Zersplitterung hat Deutschland's Leben bis in's Innerste ergriffen und es bleibt uns nichts Anderes übrig, als zu wünschen, daß

die Krisis, welche einst diesen Zwiespalt aufheben muß, eine für das deutsche Volk segensreiche werde.

b) Der Handel Deutschland's im Allgemeinen.

Wir haben so eben den deutschen Handel seiner politischen Seite nach aufgefaßt. Wir haben gesehen, welche Maßregeln die deutsche Diplomatie ergreifen muß, um die nachtheiligen Folgen der Territorial-Zersplitterung auszugleichen. Allein diese Maßregeln, und darin liegt eben die Möglichkeit ihrer praktischen Anwendung, lassen die Verschiedenheit der Interessen, die feindliche Stellung unserer Staaten und Staatenbündnisse unter einander im Wesentlichen bestehen. Sie nehmen keine Rücksicht auf den Zustand der verschiedenen Industriezweige, bekümmern sich nicht um die bestehenden Zollsysteme, nicht um die besondere Art des Schutzes, welche dieser oder jener Staat in Anspruch nimmt; sie wollen den Verkehr mit dem Auslande im Allgemeinen fördern und können dieses auch, ohne die Frage zu beantworten, wie sich unsere verschiedenen Gewerbszweige zur Industrie des Auslandes verhalten und ob Deutschland überhaupt noch bei der jetzigen Völker-Concurrenz auf einen bedeutenden Absatz seiner Manufacte nach europäischen oder außereuropäischen Ländern rechnen darf. Allein wir müssen schon der Vollständigkeit wegen auch diese Frage in's Auge fassen und müssen, um die öffentliche Meinung Deutschland's über seinen Handelsverkehr nach allen Seiten hin in's Licht zu stellen, den auswärtigen Handel der deutschen Staaten nicht bloß seiner politischen oder diplomatischen Seite nach, sondern zugleich mit Hinblick auf die Gewerbe, welche seine Grundlage bilden, betrachten.

Es ist schon häufig und mit Recht bemerkt worden, daß sowohl der Handel Europa's mit den fremden Welttheilen, als auch der Verkehr der europäischen Staaten unter einander deßhalb in Abnahme begriffen ist, weil alle civilisirten Völker täglich mehr ihre Manufactur-Kräfte ausbilden und den inländischen Markt mit eigenen Fabricaten versorgen. Besonders findet dieß seine Anwendung auf Amerika. Dieses Land, welches früher den europäischen Völkern eine so vortheilhafte Gelegenheit für den Absatz ihrer Fabricate bot, hat endlich seine Kräfte kennen gelernt und durch geeignete Schutzmaßregeln haben die Vereinigten Staaten ihrer Industrie eine solche Zukunft gesichert, daß schon jetzt England für seinen verminderten Verkehr mit Amerika in Asien Ersatz sucht und auch hier durch die Concurrenz der Amerikaner bedroht wird. Auch in dem vormals spanischen Amerika vermindert sich die Einfuhr europäischer Waaren und Westindien, dessen Erzeugung von Colonial-Waaren durch die ostindische Concurrenz nicht minder, als durch die Emancipation der Sklaven beschränkt worden ist, verliert so sehr an Kaufkraft, daß den Deutschen für den Absatz ihrer Leinwand dorthin Wenig mehr zu hoffen übrig bleibt. Waaren, welche besonders England früher nach Mexico, Brasilien und den Laplata-Staaten führte, fangen auch dort jetzt an erzeugt zu werden und somit läßt sich ganz allgemein behaupten, daß der Absatz europäischer Waaren in Amerika bedeutend abgenommen hat und daß in diesem Augenblicke keine Aussicht vorhanden ist, ihm die frühere Bedeutung wieder zu geben.

Der Verfall des internationalen Handels mit Amerika muß besonders auf England seine Rückwirkung äußern, welches dahin den ausgedehntesten Verkehr unterhielt. Alle Bemühungen der Engländer, die Industrie der Freistaaten im Keime zu ersticken und durch ein großartiges Creditsystem den amerikanischen Markt zu beherrschen, sind gescheitert und das Schicksal der englischen Supre-

matie hängt mithin nur noch von der Möglichkeit ab, auf den Märkten anderer Welttheile zu gewinnen, was sie in Amerika verloren hat. Es ist nicht daran zu denken, daß es für diesen Schaden auf dem europäischen Festlande Ersatz finde. Schon seit längerer Zeit hat man hier den Geschmack an den kosmopolitischen Freihandels-Ideen der Engländer verloren. Jeder Staat sucht sich selbst eine Industrie zu schaffen, die im Stande ist, den inländischen Markt zu versorgen und wo möglich auch noch auf fremden Märkten sich geltend zu machen. Daher sieht England sich genöthigt, sein Augenmerk vor Allem auf außereuropäische Länder und für den Augenblick ganz besonders auf Asien zu richten. Schon jetzt aber steht die englische Production in keinem entsprechenden Verhältnisse zu der Consumtion und Kaufkraft der Asiaten; die asiatischen Märkte werden mit englischen Fabricaten förmlich überschwemmt und bedenkt man noch die gewaltigen Anstrengungen der Amerikaner, den Absatz englischer Baumwollen-Waaren in Asien zu beeinträchtigen, nimmt man hinzu, daß auch die Russen nicht ohne Erfolg ihren Handelsverkehr über Asien ausdehnen, so muß man wenigstens zugeben, daß England dort mit gewaltigen Hindernissen zu kämpfen hat, und daß sein Wohlstand, der auf dem ausländischen Handel beruht, keinesweges auf einen Felsen gebaut ist.

Welche Stellung aber nehmen wir Deutsche ein bei diesem gewaltigen Ringen der europäischen Völker unter einander in fernen Welttheilen? Werden unsere Fabriken je im Stande sein, den wichtigsten Artikel des internationalen Handels, die Baumwollen-Waaren, billiger zu produciren, als die in der Technik so bewanderten Engländer und die durch den Rohstoff begünstigten Amerikaner, haben wir Aussichten, den Bemühungen der Engländer und Franzosen in Afrika Schach bieten oder den englischen Markt in Australien erobern zu können? Welcher Deutsche fühlt sich nicht bis in's Innerste empört über unsern unbedeutenden Einfluß auf den Handelsverkehr der Völker. Wer wollte nicht wünschen, daß auch wir einst ein einiges, mächtiges Volk werden und daß auch an uns einst die Reihe komme, die Schwingungen der Waage zu bestimmen, welche über das Schicksal der Nationen entscheidet. Aber es ist von der größten Wichtigkeit, daß wir uns keine Illusionen über unsere eigene Zukunft und die anderer Völker machen, um die Kräfte, die uns noch zu Gebote stehen, nicht auf Unternehmungen zu verwenden, welche keine Chancen für sich haben. Gewiß ist es nöthig, daß wir zur Einheit gelangen in commercieller und industrieller Beziehung, daß unsere Flagge geachtet werde und uns Schutz verschaffe in allen Theilen der Erde. Nicht weniger nöthig ist es, daß durch Schutzmaßregeln unsere Industrie zu einer Höhe gelangt, die sie befähigt, den inländischen Markt zu versorgen und jene Millionen, welche wir jetzt dem Auslande zahlen, der Nationalarbeit zu vindiciren. Aber es wäre ein unverzeihlicher Leichtsinn, wollten wir bei diesem Streben nicht die Erfahrungen anderer Völker benützen, wollten wir nicht die Thatsachen des heutigen Völkerverkehres einer ernsten Analyse unterwerfen. Ueberall, wie ich dieß hervorgehoben habe, lehrt uns die Statistik, daß der Absatz der europäischen Völker nach fremden Welttheilen sich vermindert und daß dieselbe Erscheinung sich bei ihrem Verkehre unter einander zeigt. Welche Gefahr in Folge dessen England droht, dessen Handel mehr als der anderer Nationen auf fremde Märkte angewiesen ist, leuchtet ein und die bedenkliche Stellung des englischen Proletariats, die unverhältnißmäßig große Armuth neben dem Reichthume, den dieses Land in seinem constitutionellen Schooße birgt, macht es uns zur Pflicht, uns bei Zeiten auf Katastrophen vorzubereiten, die bei den immer rascher auf einander folgenden Handelskrisen dieses Land treffen müssen. Diese Katastrophen können nicht verfehlen, auch

auf Deutschland ihre Rückwirkung zu äußern. Was können wir aber Besseres thun, um uns für solche Fälle sicher zu stellen, als, durch das Beispiel anderer Völker belehrt, der Entwickelung unseres industriellen Lebens eine sicherere Basis als die Concurrenz auf ausländischen Märkten zu geben? Sind wir bei dem heutigen Völkerverkehre nicht im Stande, uns weite Absatzwege in fremden Ländern zu verschaffen, so mögen wir um so mehr darauf bedacht sein, uns den inländischen Markt zu sichern, uns Consumenten im eigenen Lande zu verschaffen und durch eine vernünftige Organisation der Industrie unserm Volke die kostspieligen Folgen ungeordneter und betrügerischer Speculationen zu ersparen.

Seit der Gründung des Zollvereins hat sich unsere Industrie bedeutend gehoben. Viele unserer Fabricate stehen jetzt an technischer Vollendung den besten Leistungen des Auslandes nicht mehr nach. Allein es hat sich herausgestellt, daß unser Absatz auf fremden Märkten unverhältnißmäßig gering ist im Vergleiche mit dem, was unsere Fabricanten in Deutschland verkaufen. Man kann sich hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß fast in allen europäischen Ländern die Industrie bedeutende Fortschritte gemacht hat und durch hohe Zölle begünstigt worden ist. Noch weniger aber sind wir im Stande, die Engländer, Franzosen und Nordamerikaner von außereuropäischen Märkten zu verdrängen. Einer unserer wichtigsten Ausfuhrartikel nach außereuropäischen Märkten war lange Zeit die Leinwand. Es ist allgemein bekannt, wie sehr diese Leinen-Ausfuhr abgenommen hat. England, zuvörderst durch die Continental-Sperre gezwungen, auf unser Leinen zu verzichten, hat es später verstanden, mit Hilfe von Schutzzöllen und der reißenden Fortschritte seiner Maschinen-Fabrication diesen Industriezweig an sich zu reißen. Nicht bloß der englische Markt ist uns auf diese Weise verloren gegangen, auch die amerikanischen Märkte werden von den Producten der englischen Leinen-Fabrication überschwemmt und was uns die Engländer noch übrig lassen, das suchen uns die Franzosen, Belgier und Russen streitig zu machen, das wird uns durch die Zollgesetzgebung Amerika's verkümmert. Bis hieher wäre vielleicht unsere Leinen-Industrie zu retten gewesen durch Zollsysteme oder durch technische Verfahrungsweisen. Allein in der Baumwollen-Industrie hat die Leinen-Industrie eine Concurrenz erhalten, die den englischen Fabricanten nicht weniger schadet, als den deutschen und die nicht leichter zu beseitigen ist, als die Bedürfnisse der Völker. Auch auf den spanischen und dänischen Inseln Westindien's, welche unseren Leinen-Fabricanten die bedeutendste Gelegenheit zu einem vortheilhaften Absatze gewährten, werden die Leinenwaaren durch Baumwollen-Fabricate verdrängt. Unter solchen Verhältnissen können Schutzzölle unserer Leinen-Industrie weniger für den auswärtigen Verkehr als für die Versorgung des inländischen Marktes nützen; was aber letztern betrifft, so wäre allerdings zu wünschen, daß wir unseren deutschen Arbeitern den Lohn zukommen lassen, welchen wir durch Ankauf der Fabricate den Engländern zahlen müssen.

Unser Waarenabsatz nach den westindischen Inseln wird überdieß durch hohe Differenz-Zölle zu Gunsten der spanischen Schifffahrt erschwert. Man hat deßhalb vorgeschlagen, Handelsverträge mit Spanien zu schließen und diesem Lande für die Begünstigung unserer Fabricate, namentlich der Leinwand, unsern Markt hinsichtlich der Colonial-Waaren zu versprechen, welche wir jetzt von Java beziehen, ohne daß uns Holland dafür irgend welche Vortheile einräumt. Schon früher habe ich gezeigt, wie unwürdig das Verhältniß ist, in welchem wir zu Holland stehen. England und Frankreich beziehen ihre Colonial-Waaren aus ihren eigenen Colonieen. Holland findet daher nur in Deutschland den erfor-

derlichen Absatz für seine bedeutenden Quantitäten von Colonial-Producten und doch kauft es von den Engländern seinen Bedarf an Manufactur-Producten und verlangt von preußischen Baumwollen-Waaren, die in preußischen Schiffen nach Java kommen, 50 pCt. vom Werthe, während dieselbe Waare, in holländischen Schiffen eingeführt, nur 25 pCt. zahlt und sogar nur 12½ pCt. zu entrichten hat, wenn sie in Holland selbst fabricirt worden ist. Die Spanier verlangen von deutschen Leinen, die in deutschen Schiffen in Cuba eingeführt werden, einen Eingangszoll von 27¼ pCt. vom Werthe, während sie dieselben in spanischen Schiffen zu 18¼ pCt. zulassen. Es ist natürlich, daß hier der Wunsch entsteht, unsere Schifffahrt und Industrie ebenfalls durch Differenz-Zölle zu fördern und besonders Spanien zu veranlassen, zu Gunsten der deutschen Leinen die englischen und französischen zu beschränken. Der Zollverein kann zu diesem Zwecke diejenigen Waaren, welche auf preußischen Schiffen eingehen, wohlfeiler in sein Gebiet lassen, um so ein Mittel zu bekommen, denjenigen Staaten, die seine Rhederei und den Absatz seiner Fabricate begünstigen, Vortheile einräumen zu können. Auch ist es vorgeschlagen worden, statt des holländisch-ostindischen Zuckers und Kaffees fernerhin diese Producte bloß von Cuba und Portorico zu beziehen, unter der Bedingung, daß Spanien unsere Leinenwaaren den Fabricaten anderer Nationen vorzieht. Solche Verträge und Differenz-Zölle, scheint es, könnten zugleich als Unterhandlungsmittel für den Anschluß an den Zollverein bei den Hanseaten benutzt werden; denn es ist bekannt, wie sehr dieselben durch die Schifffahrtsgesetze der anderen Nationen an einem directen Verkehre mit den außereuropäischen Ländern gehindert werden und wie sehr ihr Absatz dadurch beschränkt worden ist, daß Holland angefangen hat, einen Theil des nordwestlichen und nordöstlichen Deutschland's mit Colonial-Producten zu versorgen. Wie die Hanseaten hierüber denken, habe ich schon oben erwähnt; was aber den Vertrag mit Spanien betrifft, so möchten sich seiner Abschließung manche diplomatische Verhältnisse entgegenstellen. Es ist bekannt, daß Preußen mit der spanischen Regierung in einem keinesweges freundschaftlichen Verkehre steht; es steht ferner zu erwarten, daß die Engländer einen solchen Vertrag auf alle mögliche Weise zu verhindern suchen werden und falls ihnen dieses nicht gelingen sollte, doch in dem Schleichhandel ein mächtiges Mittel besitzen, unsern Handel mit Spanien und seinen Colonieen zu zerstören. Außerdem haben sich auch schon in Deutschland Stimmen gegen eine bedeutende Begünstigung des spanischen Zuckers erhoben. Es ist der Wunsch ausgesprochen worden, bei uns die Runkelrüben-Fabrication zu heben, um der Landesbevölkerung mehr Arbeit zu verschaffen und die Bodencultur zu verbessern. Unter solchen Verhältnissen ist es also, zum Wenigsten gesagt, sehr schwierig, unserer Leinen-Industrie ausländische Märkte zu sichern. Wer hätte wohl im achzehnten Jahrhunderte daran gedacht, daß uns England einst Leinengarn und Leinwand zusenden würde und doch lag schon damals in der Bedeutungslosigkeit unserer Politik der Keim des Todes für unsern ganzen industriellen Verkehr mit dem Auslande.

Ganz besonders durch die Unruhen in Schlesien hat der Verfall der Leinen-Industrie die Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner und National-Oekonomen auf sich gezogen. Die Fabrikherren benutzten diese Stimmung, um immer lauter und entschiedener Schutzzölle zu verlangen. Allein die allgemein verbreitete Noth der arbeitenden Bevölkerung, so wie das Verhältniß der Handarbeit zur Maschinenfabrication hat auf's Deutlichste gezeigt, daß der Mangel an Schutzzöllen nicht die eigentliche Ursache der industriellen Krankheit, sondern nur eine äußerliche Veranlassung ihres Ausbruches war, und daß, wie der General-Steuerdirector Kühne in der preußischen Herren-Curie so trefflich

sagte, kein Zollsystem in der ganzen Welt mehr im Stande ist, Glückseligkeit zu verbreiten oder dem Arbeiter eine menschliche Behandlung zu sichern. Nur Diejenigen, welche weder mit der Literatur noch mit dem Leben vertraut sind, sehen noch immer in dem Nothstande der Weber nichts Anderes, als ein vereinzeltes, durch Schutzzölle leicht zu beseitigendes Uebel; im Allgemeinen aber täuscht sich der intelligentere Theil unseres Volkes nicht mehr über den bedenklichen Charakter solcher industriellen Zerrüttungen. Palliativ-Mittel haben bedeutend an Credit verloren, und in allen Classen der Gesellschaft verlangt man Maßregeln, welche das Uebel an der Wurzel angreifen. Doch ist die Zahl Derer noch immer gering, welche das gesellschaftliche Leben allseitig und tief genug erkannt haben, um hier ein Radical-Mittel von einem Palliativ-Mittel unterscheiden zu können; noch seltener aber sind Diejenigen, denen die nöthige Energie nicht fehlt, um sich öffentlich für gründliche Mittel auszusprechen und die Anwendbarkeit derselben auf die verschiedensten Lebensverhältnisse einer gewissenhaften und ausdauernden Prüfung zu unterwerfen. So gibt es schon Viele, um hier speciell von unserer Leinen-Industrie zu sprechen, welche verlangen, daß nicht bloß Schutzzölle zu Gunsten der Fabrikherren eingeführt, sondern zugleich Maßregeln zum Besten der Fabrikarbeiter ergriffen werden, — ja, welche aus letzterer Rücksicht die ganze Maschinen-Spinnerei und Weberei zum Vortheile der Handarbeit unterdrückt wissen wollen. Allein diese Polemik gegen die Maschinen, die besonders durch Arbeiter unterstützt wird, mag sie auch noch so rücksichtsvoll und wohlgemeint sein, zeigt auf's Deutlichste, daß man daran verzweifelt, die Bildung unserer Zeit mit dem Wohlstande Aller in Einklang zu setzen. Außerdem aber beweisen solche Vorschläge, daß man den eigentlichen Grund des Uebels, den Kampf des Capitals gegen die Arbeit, nicht erkannt hat. Wie kann man den Arbeitern einer bestimmten Industrie einen dauernden Wohlstand versprechen, ohne dafür gesorgt zu haben, daß die Concurrenz aller Arbeiter unter einander geregelt werde, daß ferner die Concurrenz zwischen Arbeitern und Capitalisten aufhöre und daß endlich die Fabrikherren, um bestehen zu können, nicht mehr nöthig haben, sich gegenseitig zu ruiniren. Wie kann man vernünftiger Weise auf die dauernde Blüthe eines vereinzelten Industriezweiges hoffen, ohne die anarchische Concurrenz mit ihren Handelskrisen und Bankerotten im Allgemeinen beseitigt, ohne die monopolisirende Kraft des Capitals überhaupt vernichtet zu haben.

Daher kann ich auch einen andern Vorschlag, der dahin geht, die Leinen-Industrie auf Kosten der Baumwollen-Industrie zu begünstigen, keineswegs für ein weitreichendes Mittel gegen den Pauperismus halten, obgleich ich zugebe, daß der vermehrte Verbrauch von Baumwollen-Waaren der Leinen-Industrie mehr als alles Andere geschadet hat. Um den Pauperismus zu beseitigen, genügt es eben so wenig, in chevaleresker Manier den Wirkungskreis der verschiedenen Industriezweige ohne Rücksicht auf die Consumenten polizeilich oder diplomatisch zu bestimmen, als es für diesen Zweck ausreicht, die Maschinenkraft zu zerstören oder zu ignoriren. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß die Frage, welche Industriearten vorzugsweise für unser Vaterland sich eignen, nicht eine höchst wichtige in Beziehung auf den Volkswohlstand ist. Von der andern Seite indeß wird man mir zugeben, daß die Beantwortung dieser Frage weit davon entfernt ist, ein passendes Mittel anzugeben, welches die Arbeit überhaupt regeln und ihr eine gerechte Belohnung sichern könnte.

Die eben erwähnten Vorschläge zur Aufhilfe der Leinen-Industrie haben das Verdienst, daß sie unsern Blick hauptsächlich auf den inländischen Markt richten, daß sie die Forderung einer in sich selbst begründeten Nationalkraft an

die Stelle eines kosmopolitischen Phantom's setzen. Die Leinen-Industrie, ließe sie sich auf ihre frühere Höhe und Betriebsart zurückführen, würde Tausenden von jetzt brodlosen Arbeitern Beschäftigung verschaffen und der vaterländischen Industrie überhaupt auch dadurch große Vortheile gewähren, daß wir den erforderlichen Rohstoff selbst erzeugen können. Man sieht, daß solche Betrachtungen einem gründlichen Verfahren zur Hebung des Wohlstandes schon viel näher stehen, als bloße Vorschläge von Zollmaßregeln, die hauptsächlich den ausländischen Markt in's Auge fassen. Die Thatsache, daß es den anderen civilisirten Nationen immer mehr gelingt, ihren Markt mit den Producten ihrer eigenen Industrie zu versorgen, sollte uns Deutschen besonders ein Fingerzeig für die von uns zu ergreifende Politik sein, da wir, wie gesagt, wenig Aussicht haben, auf außereuropäischen Märkten mit den Engländern und Amerikanern zu concurriren.

Auch das Resultat unserer Ausfuhr nach europäischen Ländern weis't uns immer mehr auf in der Heimath vorzunehmende Verbesserungen zurück. Unser einst so bedeutender Absatz von Leinwand und Leinengarn nach England hat aufgehört. Freilich führen wir nach diesem Lande noch immer bedeutende Quantitäten von Wolle und von Getreide — und dieser Absatz macht den bedeutendsten Theil unserer Ausfuhr überhaupt aus — aber es ist zu bedenken, daß die deutsche Wolle immer mehr durch australische ersetzt wird und daß unserm Getreidehandel von Amerika und den Gegenden des schwarzen Meeres her eine gefährliche Concurrenz droht. Gesetzt nun, es gelänge uns auch, durch Verbesserung unserer Landwirthschaft, die bekanntlich hinter der amerikanischen und englischen zurücksteht, das Getreide so billig zu produciren, daß wir auf die Dauer jene Concurrenz mit Vortheil bestehen können, so hat uns doch die Erfahrung des letzten Jahres, die Mißerndte und ihre Folge gezeigt, daß es auch hier nicht bloß auf eine reichliche Ausfuhr zu Gunsten reicher Landwirthe und Speculanten ankommt und daß durch das Steigen der Bodenrente der Nationalwohlstand noch nicht bewiesen ist. Wahrlich, die jetzige Noth, unter deren Last Europa seufzt, hat uns um eine große Erfahrung reicher gemacht. Die häufigen und blutigen Volksaufstände besonders in Deutschland, haben gezeigt, was wir von dem Glanze reicher Kunstausstellungen, von den künstlichen, statistischen Berichten über den allgemein verbreiteten Wohlstand und von den Lehren Derer zu halten haben, welche einen reichen Absatz nach Außen für die Vollendung der politischen Oekonomie ausgeben. Unsere Staatsmänner und National-Oekonomen haben bisher bloß an die wohlhabenden Landwirthe und die wohlhabenden Industriellen gedacht; der Kampf der Interessen bloß dieser wohlhabenden Classen schwebte ihnen vor, wenn sie Zolltarife entwarfen und um Zollvereine debattirten. Wie mangelhaft diese Staatsansicht war, wie sehr unsere Staatswirthe, die, der Mehrzahl nach, nichts Anderes, als Rechenmeister sind, sich verrechnet haben, das zeigt die heute herrschende Noth, die schon allgemein wurde, als der Preis des Kornes nur um wenige Thaler stieg. Man kann mir entgegnen, daß es schon etwas Bedeutendes ist, wenn das Getreide um einige Thaler steigt; aber was ist das für ein Volkswohlstand und für eine Organisation des staatlichen Lebens, die durch blutige Aufstände in ihrer Basis erschüttert wird, sobald die Lebensmittel etwas mehr kosten, als gewöhnlich? Vor Allem also, ich wiederhole es, haben wir dafür zu sorgen, daß die Arbeit im Binnenlande geregelt werde, daß jeder deutsche Arbeiter sein Brod, d. h. eine ergibige Arbeit und deren rechtmäßige Belohnung finden könne.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Organisation des gesellschaftlichen Le-

bens näher einzugehen und die Bedingungen anzugeben, unter denen allein sie geschehen kann. Nur Das wollte ich hervorheben, daß die Unzulänglichkeit der heutigen Handelspolitik neue Maßregeln, neue Organisations-Versuche, entschieden fordert, damit erkläre ich mich nicht gegen Diejenigen, welche hinsichtlich des internationalen Handels durch Differential- und Reciprocitäts-Systeme die deutsche Rhederei und Industrie heben und bewirken wollen, daß viele Millionen, welche wir jetzt noch für fremde Fabricate zahlen, der deutschen Nation verbleiben. Die Leinen-Industrie mit dem Flachsbau, die Baumwollen-Industrie, die Zucker-Fabrication, in soweit ihr die Runkelrübe als Rohstoff dient, unsere Eisenwerke und Seiden-Manufacturen — alle diese Gewerbe bedürfen eines kräftigen Schutzes. Aber die einander oft feindlichen Interessen der verschiedenen Gewerbszweige werden erst dann eine höhere Ausgleichung finden und der Wohlstand, welcher durch Schutzzölle hervorgerufen werden kann, wird erst dann seinen illusorischen Charakter verlieren, wenn neben der internationalen Politik eine vaterländische dafür gesorgt haben wird, daß jeder deutsche Arbeiter reichliche Arbeit und reichlichen Lohn findet.

II.

Das Alterthum.

---

1. Charakteristik seines wirthschaftlichen Lebens überhaupt und des Handels im Besondern.

Was die politische Oekonomie der Alten vor Allem charakterisirt, ist die Sklaverei. Freilich wird auch noch in unserer Zeit die Industrie in vielen Colonieen europäischer Völker vermittelst Sklaven betrieben. Allein seit der Ausbreitung des Christenthums steht diese Sklavenarbeit in einem schneidenden Widerspruche mit der Civilisation der Völker und findet ihre Begründung nicht mehr, wie bei den Alten, in der Moral selbst, sondern nur noch in der Geldherrschaft und Brutalität einiger Speculanten, welche längst von der öffentlichen Meinung verurtheilt worden sind. Das Christenthum hat für die politische Oekonomie die große Bedeutung, daß es, wenigstens seinen Grundsätzen nach, die Arbeit frei gemacht hat. Von diesen Grundsätzen ist freilich die praktische Anwendung und Auslegung des Christenthums durch die Geistlichen nicht minder als durch die Laien beständig abgewichen. Davon zeugt die durch die Geistlichkeit lebhaft beförderte und unterstützte Leibeigenschaft des Mittelalters. Wie wenig aber von Anfang an das Christenthum, auch das von den Aposteln gepredigte, sich über die wesentlichen Bedingungen der freien Arbeit klar geworden war, geht daraus deutlich hervor, daß man für die Ausgleichung der Vermögens-Verhältnisse kein anderes praktisches Mittel als das des Almosengebens vorzuschlagen wußte. Und was den christlichen Communismus der ersten Jahrhunderte betrifft, so unter-

scheidet er sich wesentlich von dem unserer Tage dadurch, daß es ihm mehr um ein Aufgeben als um eine richtige Vertheilung der Reichthümer zu thun war. Ihm, wie der christlichen Weltanschauung überhaupt, lag die Verachtung dieser Welt zu Grunde. Christus dachte nicht daran, die Industrie zu entwickeln; er wollte uns die beste Vorbereitung für das Jenseits lehren. Es wäre zu wünschen, daß Diejenigen unter den heutigen Socialisten und Communisten, welche Christenthum und Luxus zu gleicher Zeit predigen, den eben genannten Widerspruch schärfer in's Auge faßten. Denn wenige Farben gibt es, die so scharf contrastiren, wie das Evangelium und die ganze Entwickelung der modernen Industrie. Bedenken wir nun noch, daß das Almosengeben einer ganz andern Weltansicht angehört, als das geforderte Recht auf Arbeit, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß, was man heutzutage „Freiheit der Arbeit" nennen muß, wohl von dem Christenthume angeregt, aber keinesweges zum Bewußtsein erhoben worden ist.

Daß in Folge der Aufhebung der Sklaverei oder des Freiwerdens der Arbeit durch das Christenthum, die politische Oekonomie eine völlig veränderte Grundlage erhielt, ist schon von vielen Geschichtsschreibern hervorgehoben worden. Allein ich habe nicht gefunden, daß man die christliche Bedeutung der Sklaven-Emancipation für die National-Oekonomie richtig aufgefaßt hat. Im christlichen Sinne bedeutet sie nichts Anderes als die Gleichstellung oder Erniedrigung Aller vor Gott. Alle sind Kinder desselben Vaters. Keiner hat das Recht sich über den Andern zu erheben. Wer höhere Gaben empfangen hat, erhält dadurch nicht mehr Rechte, sondern nur mehr Pflichten als seine Mitmenschen. Alle, ob hoch gestellt oder niedrig, sind Gott in gleicher Weise unterworfen. Diese Lehre mußte sich in Verbindung mit der kirchlichen Hierarchie des Mittelalters zur unbedingten Unterwerfung der weltlichen Macht unter die geistliche gestalten; sie mußte bei dem veränderten Gottesbewußtsein des achtzehnten Jahrhunderts zur französischen Revolution werden; sie mußte in unseren Tagen auf die Systeme des gleichen Lohnes führen; — aber ursprünglich, in jener Zeit, welche durch das Evangelium repräsentirt ist, haftete ihr das Bewußtsein mit der unerbittlichen Forderung und Bekämpfung des Fleisches an. „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze," mit dieser Ansicht trat das Christenthum schonungslos dem Naturcultus der antiken Welt gegenüber. Die Erde ward zum Jammerthale oder wenigstens zur bloßen Vorbereitung für den Himmel, für die nahe bevorstehende Wiederkunft des Messias. Ob diese Lehre eine berechtigte ist, ob sie für unsere Zeit paßt, habe ich hier nicht zu entscheiden. Aber so viel ist gewiß, daß sie auf dem besten Wege war, die ganze Industrie zu vernichten, alle Städte und Schlösser in Klöster und Abteien zu verwandeln, alle irdischen Angelegenheiten zu vernachlässigen, ja die menschliche Gattung selbst durch den gepriesenen Cölibat zu vernichten. Das wären wenigstens die unvermeidlichen Folgen des Christenthums gewesen, wenn es sich siegreich und consequent in seiner ersten Reinheit über die Erde verbreitet hätte. Das mögen unsere Orthodoxen wohl beherzigen, die englischen Lords und alle Diejenigen, welche ein so unendliches Behagen am Christenthume und an der Civilisation zugleich finden. Das Christenthum forderte etwas mehr als das Ausruhen am siebenten Tage von einem sechstägigen Haschen nach den Gütern dieser Erde; es forderte eine vollständige Verzichtleistung auf dieselben. Eine solche mächtige Ascese, eine solche bis in's innerste Mark dringende Zerknirschung, eine so unbedingte Unterwerfung Aller unter den Einen Willen des fleischlosen, keuschen Gottes war erforderlich, um den Kastengeist und den Despotismus des Alterthums zu brechen, um die durch Sinnlichkeit entnervten Völker zu den Kämpfen der Frei-

heit zu ermannen und zu begeistern. Das ist die tiefere Bedeutung der christlichen Sklaven-Emancipation. — Aber nicht unmittelbar, nicht durch seine consequente Durchführung hat es, wie so manche Geschichtschreiber zu meinen scheinen, die heutige Gestaltung des industriellen Lebens hervorgerufen. Nur durch Aufnahme vieler ihm gänzlich fremder Elemente, durch den die Selbstständigkeit bis zur Isolirung anstrebenden germanischen Geist, durch das Wiedererwachen des griechischen Kunstlebens, durch das Wiederauflodern der sinnlichen Gluth des Südens hat es die Form der heutigen Civilisation erhalten. —

Soll eine Geschichte des Handels oder der politischen Oekonomie überhaupt, ihre Aufgabe erfüllen, soll sie etwas mehr sein als eine bloß chronologisch geordnete Reihe einzelner Daten, so kann sie nicht umhin, beständig auf die verschiedenen Momente des menschlichen Bewußtseins hinzuweisen, durch welche die verschiedenen Epochen der Weltgeschichte erst ihren Charakter erhalten. Wer diese geistige Entwickelung übersieht, wird fast zu allen Zeiten dieselben, oder doch sehr ähnliche Phänomene wahrnehmen und bald zu der trivialen Ansicht gelangen, daß unter der Sonne nichts Neues passirt. Denn, um das Gebiet der politischen Oekonomie nicht zu verlassen, haben nicht schon die Athener und andere Völker der alten Welt Wucher getrieben, haben nicht auch sie schon den Handel in der mannigfaltigsten Weise ausgebeutet, haben sie nicht ihre Industrie durch Zölle und Völkerverträge zu schützen und außerordentliche Ausgaben durch Anleihen zu decken versucht? Auch bei ihnen finden wir, wenn auch unter anderm Namen, den Kampf zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat, auch bei ihnen blutige Aufstände der Sklaven. Aber was dem ganzen industriellen Leben der Völker zu verschiedenen Zeiten erst das Relief der Eigenthümlichkeit verleiht, was den Aufstand des Spartacus von dem Bauernkriege des Mittelalters, von der Erstürmung der Bastille und dem Aufruhr der Arbeiter in Lyon unterscheidet, das ist das Rechts- und Gottesbewußtsein, welches jene Kämpfenden begeisterte, das ist der Geist, dem die Mächtigen der Erde nothgedrungen folgten, wenn sie die Sklaven der alten Welt in Leibeigene verwandelten, das ist der Geist, der in späterer Zeit das Zunftwesen zerstörte und der heutigen Welt die Organisation der Arbeit als das zu lösende Problem hinstellt!

Die Idee der Freiheit ist es, welche die Menschheit im Verlaufe ihrer Geschichte zu realisiren sucht. Ihr strebt sie mit immer heißerm Ringen, mit immer hastigerm Laufe nach. Ja, gälte es frei zu sein bloß für einen Einzigen oder für nur Wenige, so wäre das Ziel schon erreicht. Allein die gesellschaftliche Freiheit, die Freiheit Aller und zwar nach allen Beziehungen hin: die Freiheit der Person, die der Arbeit, die Freiheit des Gewissens, der Forschung und der Wahlstimme — das ist das zu lösende Problem, welches immer wieder auftaucht und immer complicirter und unlösbarer erscheint, je näher wir dem Ziele gekommen sind, je mehr wir bestimmte Arten der Freiheit oder die Freiheiten einzelner Kasten errungen haben. Diese Freiheitsidee, oder genauer gesprochen, das jedesmalige Bewußtsein von dem Gesetze, dem die gesellschaftliche Freiheit folgen muß, bildet den unterscheidenden Charakter der Geschichts-Epochen.

Es war natürlich, daß man das Gesetz für das geordnete Zusammenleben der Menschen zuerst in einer äußerlichen Gruppirung suchte, daß man die geordnete Freiheit mit dem geordneten Verhältnisse zwischen Herrschern und Unterthanen verwechselte. Denn bei der ersten Trennung der chaotisch und bewußtlos nebeneinander vegetirenden Menschen, bei dem ersten Mißverständnisse, in Folge dessen die Herde der babylonischen Thurmbauer in verschiedene Stämme und Völkerschaften auseinander stob, kam es für die getrennten und einander feindlich gewordenen Parteien zunächst nur auf ein uniformirtes Zusammenwirken im

Kampfe gegen einander und gegen die vernichtenden Naturgewalten an. Man mußte erobern, wollte man nicht unterliegen; und um das Gewonnene nicht wieder zu verlieren, um die Wildheit der Erobernden selbst zu bändigen, bedurfte es einer streng militairischen, einheitlichen, despotischen Zucht. Despotismus und Sklaverei, das war die erste nothwendige Form des geordneten Zusammenlebens. So wurde wenigstens die Anarchie vermieden und bei der thierischen Rohheit der Menge auf Kosten Aller die Freiheit Weniger gerettet. Die Administration, die Organisation der Industrie trat natürlich völlig in den Hintergrund; nur vom Regieren, nicht vom Verwalten, konnte Anfangs die Rede sein — und der erste Organisations-Versuch des gesellschaftlichen Lebens war mithin ein rein staatlicher. Eigenthums-Verhältnisse, Ackerbau, Industrie und Handel: Alles war der augenblicklichen Laune und der rohen Willkür der Staatslenker unterworfen, Alles auf den Genuß der wenigen Herrscher berechnet. Der Rohheit und erdrückenden Gewalt dieses Despotismus gegenüber, mußte sich zunächst die Illusion der staatlichen Freiheit ausbilden. Die Idee, daß schon durch die gleichberechtigte Theilnahme Aller am Regieren die Befriedigung der Bedürfnisse Aller gesichert sei, eine Idee, die bekanntlich beständig mit einem Staats-Bankerotte in den verschiedensten Formen geendet hat. Erst sehr spät, erst in unseren Tagen, erst nach dem Mißlingen aller Versuche, das Wohl der Menschen auf rein staatlichem, verfassungsmäßigem Wege zu realisiren, ist man zu dem Bewußtsein gekommen, daß die Vermögensverhältnisse die einzig sichere Basis für Freiheit und Gleichheit bilden und daß keine Verfassungsform, die demokratische eben so wenig wie eine aristokratische und monarchische, die Ausbeutung der großen Menge zu Gunsten einiger Auserwählten ausschließt. Ja, die materiellen Interessen der Industrie haben bereits unter der schützenden Form der verschiedensten Staatsformen ein solches Uebergewicht über das reine Regieren, einen solchen Einfluß auf die Politik selbst erlangt, daß sie und ihre Vertreter, die Speculanten der Börse, die eigentlichen Könige der Epoche sind und daß die Kämpfe der Völker für staatliche Freiheit nur noch als Mittel erscheinen, um zu einer bessern Vertheilung und Verwaltung und der durch sie bedingten höhern Ausbildung der Menschen zu gelangen. Auf diesem Standpunkte angelangt, hat man denn, was die Geschichtsbetrachtung betrifft, mit Recht den Einfluß der Eigenthums-Verhältnisse auf das Geschick der Völker schärfer als je in's Auge gefaßt. Der Freiheit der Arbeit ist eine gleichberechtigte Stelle neben der kirchlichen und staatlichen Freiheit eingeräumt worden. Die Möglichkeit Aller in solcher Weise Eigenthümer zu werden, daß sie je nach den Mitteln ihres Volkes durch Befriedigung ihrer körperlichen und geistigen Bedürfnisse denjenigen Grad von Civilisation erreichen, welchen ihre Zeit fordert, das ist daher der einzig richtige Maßstab, welchen heutzutage der Geschichtschreiber, welcher auf der Höhe seiner Zeit steht, bei der Beurtheilung der Weltgeschichte anzulegen hat.

Wie wenig aber im Alterthume die Vermögens-Verhältnisse im Interesse der Freiheit und des Wohles Aller verwaltet wurden, davon zeugt die damals allgemein verbreitete Ansicht von der Nothwendigkeit und Sittlichkeit der Sklaverei. Selbst die aufgeklärtesten Philosophen der Griechen, dieses Volkes, dessen Kunstwerke allen Zeitaltern zum Vorbilde dienen sollten, erklärten die Sklaverei nicht allein für nothwendig, sondern auch für sittlich. Aber betrachten wir sie näher, diese Kunstwerke, deren Schönheit noch jetzt Jeden ergreift: — eine tiefe Melancholie thront auf der Stirne der griechischen Götter! Diese Kunstgebilde, so naiv und rein sie uns auch immer entgegentreten, tragen das unverkennbare Gepräge der Sehnsucht nach einer bessern Zeit. Wie konnte dem auch anders sein? — Die Kunst des Alterthums überhaupt, diese erhabene Sprache der

antiken Religion war der nothwendige Ausdruck einer Weltansicht, welche den Genuß und die Schönheit Weniger durch das Elend und die verkrüppelte Gestalt der Menge erkaufen zu müssen glaubte. Daher die Melancholie bei der sinnlichen Freude; daher die Satyre mitten in der feierlich ernsten Versammlung der Götter.

Es findet sich in Xenophon's „Οἰκονομικος" eine Stelle, in welcher dieser Schriftsteller uns den Grund anzugeben sich bemüht, weßhalb, wie er sagt, die handwerksmäßigen Gewerbe mit Recht so verachtet und verschrieen waren. Sie zerstörten, behauptet er, die Leiber und die Gesundheit der Arbeitenden. Einige Arbeiter müßten ganze Tage lang am Feuer sitzen, Andere eben so lange sich an feuchten, kühlen Plätzen aufhalten, wieder Andere beständig sitzen. „Sind aber die Leiber," fährt Xenophon fort, „entkräftet und verunstaltet, so wird die Seele es nicht minder werden. Wo sollen überdieß die Handwerker die Zeit zu ihrer Bildung hernehmen, wo sollen sie die Zeit finden, für ihre Freunde und für den Staat zu sorgen?"

Halten wir hiermit nun noch die von vielen anderen Philosophen des Alterthums vertheidigte Ansicht zusammen, daß der Staat das Schöne zum Zwecke habe und daß man daher diejenigen Gewerbe, welche der ästhetischen Ausbildung Abbruch thäten, verachten und sie den Sklaven überlassen müsse, so liegt uns der Kern der ganzen antiken Staatsansicht unverhüllt vor Augen. Herr v. Sismondi hatte Recht, die politische Oekonomie der Alten hoch zu stellen; weil sie dem Reichthume nur in so fern Werth beilegt, als er zur Bildung und zum Glücke der Menschen beiträgt. „Sie betrachteten," sagt er, „den Reichthum nicht abstract und sahen eben deßwegen in dieser Materie nicht selten richtiger als wir." Nie wieder hat die politische Oekonomie der Kunst sich so sehr genähert, als in der Staatslehre eines Platon und Aristoteles; nie hat sie wieder in ihrer Praxis so charakterfest und ernst der Bestimmung des Menschen zu genügen gestrebt, als in der Gesetzgebung eines Solon und eines Lykurg. Befriedigung der Bedürfnisse war es, was die Völker der alten Welt durch ihre Staatsverfassungen vor Allem anstrebten, und keines unter ihnen verstand es besser, dieser Befriedigung eine ästhetische Form zu geben, als die Griechen. Was ist im Vergleich mit dieser hohen Staatsidee, abgesehen von der technischen Unvollkommenheit ihrer praktischen Ausführung, der Jargon des modern constitutionellen Staatsrechtes, dieses Geizen um Worte und hohle Formen, dieses Verkennen der menschlichen Bestimmung über das Balancirsystem der drei Gewalten?

Die Alten, das läßt sich nicht leugnen, haben einen richtigen Tact bewiesen in der Beurtheilung des Einflusses, den die industrielle Beschäftigung auf den Charakter und die physische Ausbildung ausübt. Die Arbeit vieler Gewerbe, so lange als sie nicht durch kunstvolle Maschinen unterstützt wird und durch eine vernünftige Organisation das wissenschaftliche und künstlerische Interesse der Menschen zu wecken weiß, hat etwas für den Arbeiter Erniedrigendes, was sich mit der Würde und dem Kunstsinne des gebildeten Mannes nicht verträgt. Wäre es den Griechen schon vergönnt gewesen, mit Hilfe der Mechanik und Chemie die Natur statt der Menschen zur Güterproduction zu verwenden, wer weiß ob ihre Philanthropie die unsere nicht weit an Erhabenheit und Einsicht würde übertroffen haben; denn nie faßten sie, wie gesagt, die Güterlehre abstract auf, nie verloren sie bei ihr den Menschen aus den Augen. Ja, selbst bei einer Lehre der politischen Oekonomie, bei welcher wir es am Wenigsten erwarten sollten, bei der Lehre von der Vertheilung der Güter, finden wir, daß sie die psychologische Bedeutung des Vermögens scharf auffaßten. Reichthum, lehrte Platon, be-

fördert den Müssiggang und Armuth hindert den Arbeiter an seiner Ausbildung und an der künstlerischen Vollendung seiner Werke. Durch Beides, durch Armuth und Reichthum werden die Arbeiter und ihre Arbeit verdorben. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht die Meinung, welche Aristoteles im vierten Buche seiner Politik ausspricht: „In jeder Gesellschaft gibt es drei Classen: Reiche, Arme und den Mittelstand. Auch hier ist die Vermittelung der Extreme das Beste; denn gewiß wird am Meisten im Mittelstande der Vernunft Gehör gegeben. Der Stolz der Reichen, eben so wenig wie die Demuth und das Elend der Armen, läßt sich mit einer für das Staatswohl erforderlichen Gesinnung einen. Jene werden große Schurken und diese kleine Spitzbuben werden. Beide sind untauglich, einen Staat zu regieren. Die Reichen, denen alle Mittel zu Gebote stehen, wollen nicht gehorchen; die Armen verlieren in Folge ihrer unglücklichen Lage alles Selbstgefühl; die Einen werden Despoten und die Anderen Sklaven. Die natürliche Folge davon ist, daß der Staat bald nicht mehr aus freien Männern, sondern nur noch aus Herren und Dienern bestehen wird. Neid auf der einen, Verachtung auf der andern Seite, wo bleibt da das Wesen der Gesellschaft; gemeinsames Wirken und gegenseitiges Wohlwollen?"

„Der Staat muß seiner Natur nach aus möglichst gleichen Elementen zusammengesetzt sein. Dieser Forderung entspricht der Mittelstand am Besten und deßhalb eignet er sich am Meisten zur Grundlage des Staates und wird ihn am Weisesten regieren. Der Mittelstand mit seiner gesicherten Existenz betrachtet nicht, wie die Armen, den Reichthum Anderer mit gierigen Augen und gibt zum Neid keine Veranlassung. Er wird keine Verschwörungen anzetteln und gegen sich selbst keine hervorrufen. Ist aber die Regierung in den Händen Derer, welche zu wenig oder welche zu viel haben, so wird aus dem Staate eine tobende Demokratie oder eine despotische Oligarchie. Wer auch von Beiden den Sieg davon trägt — sie führen Beide zur Tyrannei."

Sollte man nicht glauben, hier die Prophezeihung der vielen Revolutionen zu hören, welche die Republiken des Alterthums zerstört, ehrgeizige Demagogen und Soldaten auf den Thron erhoben und auch unsere Zeit auf's Heftigste erschüttert haben, ohne ihre Versprechungen zu erfüllen! So genau verstanden es jene Griechen, die Triebkraft des gesellschaftlichen Lebens zu berechnen, so richtig schätzten sie den Einfluß einer anarchischen Vermögens-Vertheilung auf das Schicksal ganzer Völker! Wie aber kam es, daß sie durch solche Betrachtungen nicht auf den Gedanken einer gerechten, mit dem Antheile eines Jeden an der Erzeugung des Volksvermögens im Verhältnisse stehenden Vertheilung des Vermögens kamen? Es werden mich Einige auf Lykurgos hinweisen und auf die Bestrebungen der Gracchen. Aber was finde ich hier? Ein formelles, äußerliches Gleichheits-System, hervorgerufen durch augenblickliche Noth, welches die bestehende Anarchie bloß übertüncht, ohne sie aufzuheben; keine Rücksichtsnahme auf individuelle Bedürfnisse und individuelle Arbeit, keine Berücksichtigung des harmonischen Ineinandergreifens der Thätigkeiten Aller und der erhöhten und speciellen Ansprüche auf Belohnung, welche sich aus der vielbesprochenen Theilung der Nationalarbeit für jeden Mitarbeiter ergeben! Auch hier wird Mancher mich berichtigen zu können glauben, der Etwas von der Theilung der Arbeit bei Plato gelesen hat. Der Platonische Staat hat freilich nirgends in der alten Welt seine Anwendung gefunden. Aber sehen wir hievon ab; nehmen wir Platon für den Repräsentanten des antiken Lebens, was würde daraus folgen? Daß er oder sein Volk schon die Vortheile der Arbeitstheilung in ähnlicher Weise, wie Adam Smith zu schätzen wußte und eben so wenig wie dieser seine Grundsätze auf die Vertheilung der Producte anwandte. Das haben Beide gemein. Aber Ein Un-

terschied findet zwischen Beiden Statt, ein Unterschied, der zugleich die alte und die neue Zeit charakteristisch unterscheidet. Bei den Alten war die Arbeit verachtet und daher den Sklaven überwiesen. Man wußte wohl, daß ohne sie es weder Lebensmittel noch Luxus geben würde; aber es galt für entehrend, für seine Ansprüche auf den Genuß des Luxus und der Lebensmittel keinen andern Rechtstitel aufzuweisen zu haben, als seine Arbeit. Bei Adam Smith dagegen ist die Arbeit emancipirt; sie wird mit Ehrentiteln aller Art überhäuft, sie überragt mächtig alle anderen Versuche, sich Vermögen zu verschaffen, und während so die gewaltthätige Occupation und der poetische Müssiggang seinen Abschied erhält, erwartet man jeden Augenblick, dem Munde des weisen Schotten die Worte entschlüpfen zu hören: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Ist es nicht, als hätte ein Gott den Blick der Alten getrübt, als hätte ein Zauberer sie in einen ewigen Cirkelschluß gebannt? Sie sprechen es mit tiefem Schmerze aus, daß die Arbeit, wie sie damals war, die unorganisirte Arbeit — den Menschen seiner Würde beraubt; und doch statt die Arbeit zu veredeln, statt ihr den Charakter des Edlen und Schönen zu verleihen, halten sie Jagd auf ihre Sklaven, wie auf das Hochwild, und erniedrigen sie täglich mehr. Sie bekennen mit staatsmännischer Weisheit, daß die Armuth den Adel der Seele zerstört und überlassen doch den Vermögenserwerb willkürlichen Erpressungen! Sie geben zu, daß das Capital ohne Arbeit keine Früchte trägt und folgern nichts Anderes daraus, als daß es eine Kaste müssiger Capitalisten und eine Kaste arbeitender Sklaven geben müsse! Wahrlich, wen ergreift nicht eine tiefe Wehmuth bei dem Anblicke dieser Feindschaft der Menschen unter einander? Woher dieser Zwiespalt, woher diese Krankheit, welche den Organismus der menschlichen Gesellschaft untergraben hat; was war der Anfang jener Reihe finsterer Thaten, durch welche der größte Theil der Menschen zur thierischen Dumpfheit verdammt wurde, während die Anderen ihre Orgien feierten? Die Geschichte schweigt hierüber; sie hat das Geheimniß in unverständliche Hieroglyphen niedergelegt und die Priester suchten es durch die Symbole ihrer Religion dem Blicke der Menge zu entziehen, bis endlich der Vorhang des Tempels zerriß und den Armen das Evangelium gepredigt wurde.

Die Arbeit war im Alterthume geknechtet, mit dem Christenthume beginnt die Morgenröthe ihrer Freiheit. Doch greifen wir nicht über in die nächstfolgende Periode! Die Theilung der Arbeit war, wie gesagt, den gebildeten Völkern des Alterthums nicht unbekannt geblieben; man wußte die Bedeutung der Arbeit für die Production zu schätzen; aber Production und Consumtion waren kastenartig geschieden. Es fehlte das vermittelnde Band einer gerechten Güterverthellung. Dieses Band aber zu realisiren, ist, wie ich dieß schon früher zeigte, die hohe, ethische Aufgabe des Handels.

Man dachte im Alterthume nicht daran, Production, Handel und Consumtion in geordneter, rechtlicher Weise mit einander zu verbinden und diesen dreien, gleich wesentlichen Theilen des industriellen Lebens die erforderliche Einheit des gesellschaftlichen und nationalen Lebens zu geben. Die kleine Anzahl freier Bürger und mächtiger Fürsten und Aristokraten mit allen ihren Philosophen beabsichtigte mit ihren Speculationen nichts Anderes, als sich auf die bequemste und naiveste Weise von der Welt durch eine Herde von Sklaven ernähren zu lassen, während sie selbst sich die Zeit durch die Erfindung immer neuer Erpressungen und Gewaltthaten, durch Schwelgereien und Kunstgenüsse, so wie durch ziemlich müssige Gespräche über das Staatswohl zu vertreiben suchten. So lange die Menge sich diese Ausbeutung gefallen ließ; so lange die Arbeit verachtet war und man nicht daran dachte, Producte durch Producte zu kaufen,

konnte sich natürlich kein geachteter Handelsstand und kein geregelter Verkehr ausbilden. So lange das Leben der mächtigsten Völker ein rein kriegerisches war, das auf Eroberung und Sklaverei fußte, konnte ferner der Handelsstand, selbst da, wo es ihm gelang, selbstständige Republiken zu gründen, nur ein unstätes Leben führen, welchem im glücklichsten Falle nur der Glanz einer mächtigen Kaste, aber nie die Kraft und Dauer der Nationalität beiwohnte. Der Handel blieb daher seinem Wesen nach Zwischenhandel.

Indem ich so den Handel der alten Welt im Allgemeinen als Zwischenhandel bezeichne, muß ich noch, um nicht mißverstanden zu werden, hinzufügen, daß im Alterthume von einem Nationalhandel, wie wir ihn heutzutage fordern, nicht die Rede sein konnte. Ein Nationalhandel setzt die einheitliche Verwaltung der verschiedenen Productivkräfte einer ganzen Nation voraus. Ein Nationalhandel verlangt zu seiner Grundlage eine Nationalarbeit und diese wiederum kann nicht gedeihen, ohne durch einen geachteten, freien Bürgerstand vertreten zu sein. Die freien Bürger der antiken Welt aber können nicht als die Vertreter der Arbeit betrachtet werden.

Der Glanz einzelner Handelsrepubliken des Alterthums hat fast alle Geschichtschreiber unserer Zeit zu der ganz unbestimmten, vagen Behauptung verleitet, daß der Handel schon im Alterthume ein blühender gewesen sei. Diese scheinen wenig den Reichthum einiger Zwischenhändler von der Bedeutung eines auf natürlicher Basis gegründeten Handelsverkehres unterscheiden zu können. Jene Republiken waren souveraine Städte, Gebiete, aber keine souveraine Völker. Ihr Gebiet war umgeben von den Reichen erobernder auf dem Kriegsfuße lebender Völker, wie Oasen von der Wüste; in ihrem Innern aber herrschte derselbe Kastengeist wie überall, dieselbe Verachtung der Arbeit, dieselbe Feindschaft zwischen den Producenten und Consumenten. Diese Kaufleute bereicherten sich einerseits durch die Arbeit ihrer Sklaven, andererseits durch den Waaren- und Sklavenaustausch zwischen Völkern, welche sich den zum Ankaufe solcher Waaren nöthigen Reichthum durch gegenseitige Plünderung und Erpressung zu verschaffen suchten und im Handel nichts Anderes sahen, als eine feige, spitzbübische, den Menschen entnervende und entehrende Beschäftigung. Durch Eroberung und Plünderung reich zu werden, das galt noch zu den blühendsten Zeiten des römischen Reiches für die einzig ehrenwerthe Art des Erwerbes. So ward Syracus geplündert, Kleinasien verwüstet und Karthago zerstört mit dem löblichen Vorsatze, ähnliche Kriege bis an's Ende der Tage zu führen und sich nie dem Handel zu ergeben; denn der Handel ist es, sagten sie, der alle diese Städte uns unterworfen hat. Mit welcher Verachtung spricht noch Cicero von den Kaufleuten: „Der Handel, wenn er im Kleinen betrieben wird," sagte er, „ist ein schmutziges Geschäft; gebietet er aber über große Mittel, so taugt er nicht viel mehr; denn ohne zu lügen und zu betrügen, machen die Kaufleute gar keinen Gewinn." (Cicero de officiis, lib. 1. cap. 42.) Mehr als zu anderen Zeiten mußte im Alterthume der Handel als Schmarotzerpflanze erscheinen; denn er konnte nicht einmal wie heutzutage vorgeben, das Wohl der Producenten zu befördern; die eigentlichen Producenten waren Sklaven. Daß aber die Consumenten von ihm nicht weniger als jetzt beeinträchtigt wurden, davon finden wir Beispiele bei Aristoteles angeführt. „In Sicilien," sagt er unter Anderm, „kaufte einst Jemand mit dem bei ihm hinterlegten Gelde alles Eisen in den Eisenwerken auf. Dadurch ward es ihm möglich, den Preis nach Gutdünken zu bestimmen und er gewann bei diesem Geschäfte hundert Procent."

Aus der Politik des Aristoteles ergibt sich überhaupt, daß man von dem Güterumlaufe zu seiner Zeit schon im Wesentlichen dieselben Vorstellungen hatte,

wie jetzt. Trefflich hat er das Wesen des Geldes beschrieben und sein Verhältniß zum Tauschhandel angegeben. Nicht durch seinen äußern Mechanismus unterscheidet sich der alte Handel in charakteristischer Weise von dem der neuern Zeit, sondern durch seine eigenthümliche Stellung zum Nationalleben, durch sein Verhältniß zur Production und Consumtion. Der Handel, die Production und Consumtion waren, wie ich dieses schon hervorgehoben habe, im Alterthume nicht einheitlich verbunden; sie waren kastenartig geschieden. Diese Vereinzelung der verschiedenen Elemente, aus deren harmonischem Ineinandergreifen erst das gesellschaftliche Leben und die Nationalität hervorgeht, war übrigens in jeder Beziehung das charakteristische Merkmal der alten Zeit. So viel man auch von nationaler Feindschaft und Einseitigkeit der alten Völker gesprochen hat; — Nationen in der heutigen Bedeutung des Wortes haben sich erst im Mittelalter gebildet. Von Nationalität war bei den Alten nur der klimatischen Seite nach die Rede. Man haßte sich, weil man nicht aus derselben Gegend, nicht von derselben Sonne gebräunt war; aber die Idee einer gleichen Berechtigung und organischen Zusammenstellung aller der verschiedenen Elemente, welche jetzt in ihrer Einheit die wesentlichen Bestandtheile des Staats- und Nationallebens ausmachen, blieb den Alten fremd. Die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen waren streng von einander geschieden, durch Kasten repräsentirt; selbst was die verschiedenen Formen der Verfassung betrifft, so finden wir sie in späteren Zeiten nie wieder so rein, so einseitig schroff durch verschiedene Staaten ausgebildet. Hier eine absolute Monarchie, dort eine entschiedene Aristokratie, ja selbst die Theokratie entfaltete sich in wunderbarer Reinheit. Alles schien auf absolute Vereinzelung abgesehen und je mehr sich das Alterthum seiner Vollendung und seinem Ende näherte, desto mehr schien das Gesammtleben der Völker und Staaten sich in einzelne Stadtverfassungen, das Stadtleben in schroffe Parteigegensätze und die Gesellschaft überhaupt in die Feindschaft von Herren und Sklaven auflösen zu wollen. Auf den weiten Landstrecken, die von vereinzelten, nur äußerlich zusammengehaltenen Städten überragt wurden, fehlte es an einem freien Bauernstande. Millionen von Sklaven harrten hier vergebens auf Erlösung. Da war in der That die Zeit gekommen, wo das Christenthum für die Geschichte der Menschheit ein nothwendiges Element wurde. Sollte es zur Einheit kommen, so mußte der Hochmuth der Mächtigen gebrochen, der Muth der Schwachen gestärkt und alle durch das Gefühl der Nichtigkeit und durch die Furcht der jenseitigen Strafe zur gegenseitigen Annäherung bewogen werden. Zugleich warfen die furchtbaren Stürme der Völkerwanderung die einander feindlich gegenüberstehenden Elemente des gesellschaftlichen Lebens wild durcheinander und als später der germanische Geist durch die Rohheit seines Ritterthums die philisterhafte Vereinzelung auf's Neue permanent zu machen drohte, da wurden plötzlich durch die Kreuzzüge die verschiedenen Völker zu hohen, gemeinsamen Thaten begeistert.

Erst durch ein solches gewaltsames, Jahrhunderte langes Durcheinanderwirbeln der Gegensätze konnte das Bedürfniß nach einer höhern Einheit und nach einer begründetern Scheidung entstehen, als das Alterthum sie gekannt hatte. So erst ward der Keim zu einem tüchtigen Volksleben gelegt und die industriellen nicht weniger als die geistigen Kräfte der Menschen, welche sich in der alten Welt wie einander fremde Persönlichkeiten befehdet hatten, erhielten jetzt erst an der Nationalität den sichern Boden zu einem kräftigen Zusammenwirken, welches später zu dem Bewußtsein einer solidarischen Entwickelung der Menschheit und einer gerechten Organisation der Arbeit führen sollte.

---

2. Der Handelsverkehr der Völker der alten Welt zur Zeit seiner Blüthe.

Das Staatenleben des Alterthums unterscheidet sich wesentlich dadurch von dem anderer Zeiten, daß ihm eine Kasteneintheilung zum Grunde liegt und daß die Staatsherrschaft sich in Stamm- und Familienherrschaft verliert. Kriegerische Stämme unterwerfen ganze Länder und halten sie in militärischer Abhängigkeit, ohne sich mit den Besiegten zu einem Nationalleben in der heutigen Bedeutung des Wortes zu vereinen. Selbst da, wo der Unterschied zwischen dem Stamme der Sieger und der unterworfenen Bevölkerung weniger roh und grell hervortritt, wo er sich mit der Zeit ausgleicht, oder wo die Eingeborenen frei bleiben von fremder Unterjochung, fehlt ein inneres nationales Band. Ueberall finden wir diese Zersplitterung der Stämme und Kasten und auch bei den Römern und Griechen zur Zeit ihrer Civilisation erscheint das Nationalleben noch als aufgelös't in eine Menge Stamm- und Stadtherrschaften, welche theils durch kriegerische Gewalt, theils durch Bündnisse nur locker zusammengehalten werden. Wie später die Burgen der mittelalterlichen Barone, so ragten einst im Alterthume vereinzelte Städte, welche die Civilisation vereinzelter Stämme repräsentirten, über dem flachen Lande empor. Es fehlte ihnen das vermittelnde Band einer freien, gebildeten Landbevölkerung und es ist leicht zu begreifen, daß die Schaaren von Sklaven, welche einst die weitausgedehnten Besitzungen römischer Bürger bewirthschafteten, eben so wenig, wie die Nomadenstämme, welche die Karavanen karthagischer Kaufleute durch die Wüste leiteten, die Möglichkeit eines Nationallebens in sich schlossen.

Dieß mußte natürlich für den Handel von der größten Bedeutung sein. Niemals ist er im Alterthume Nationalhandel geworden; niemals hatte er eine Volks-Industrie als einheitliches Ganze zur Grundlage und zum Zwecke. Er war, wie die Tendenz des Alterthums überhaupt, unstäter, herumirrender, kosmopolitischer Natur. Er bewegte sich auf der Oberfläche, ohne tiefe Wurzeln in das Volksleben zu schlagen. Wie die erobernden Stämme ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit und das Wohl der Völker eine Universal-Monarchie anstrebten, so gründete auch der Handel seine Städte und Colonieen, bloß um die Völker auszusaugen. Welcher Makel dem Handel als solchem im Alterthume anhaftete, habe ich im vorigen Abschnitte hervorgehoben. Sehen wir jetzt von diesem Makel ab; werfen wir jetzt einen Blick auf die Städte, wo es dem Handel, begünstigt durch die Oertlichkeit und den Charakter der Bevölkerung, gelang, sich eine selbstständige Stellung zu erringen, so muß uns vor Allem die vereinzelte Lage dieser Städte auffallen. Ihr Gebiet ist von Staaten umgeben, welche den Handel verachten. Sie sind beständig den Eroberungen und Plünderungen kriegerischer Völker ausgesetzt, welche den Handel entweder zerstören oder ihn bloß als Mittel benutzen, die Privatcasse des Fürsten zu füllen. So erscheint uns Babylon inmitten der asiatischen Weltreiche, so Tyrus und Sidon, so Karthago, Athen und Korinth. Man hat häufig das eigenthümliche Verhältniß hervorgehoben, in welchem die alten Handelsstaaten zu ihren Colonieen standen. Zwischen ihnen herrschte nicht selten das Band geheiligter Freundschaft und gegenseitiger Unterstützung. Kein Wunder! Die Colonisten waren nicht die Auswanderer mächtiger Handelsvölker. Ihre Mutterstadt hatte selbst zu ringen und zu kämpfen mit der Rohheit und Habsucht uncivilisirter Staaten. Wie hätte London einst daran denken können, die nordamerikanischen Colonieen in Knechtschaft zu halten, wenn sein Handel keine nationale Grundlage gehabt hätte im englischen Volke und wenn es nicht von civilisirten, den Handel achtenden Nationen umgeben gewesen wäre. Die Mutter-

städte und Colonieen der Alten, sie beide waren die nothwendig coordinirten Glieder eines sporadisch zerstreuten, kosmopolitischen Handels, der überall starke und selbstständig operirende Haltpunkte haben mußte. Den Mutterstaaten konnten schwache, geknechtete Colonisten nichts nützen; sie brauchten bei der herrschenden Barbarei und bei ihren unsicheren Unternehmungen nach fernen unwirthlichen Küsten kräftige Bundesgenossen und treue Freunde. Die Handelsstädte überhaupt hatten im Alterthume ein gemeinschaftliches Interesse gegenüber der Barbarei, sie konnten wohl im Falle der Concurrenz darauf bedacht sein, sich gegenseitig zu zerstören, aber es konnte ihnen nicht einfallen, in der Weise der neueren Völker ihre Colonieen auszubeuten. Die auszubeutenden Völker waren damals die Barbaren, die kriegerischen Völker, die wilden Stämme der Nomaden, Jäger, Fischer und Ackerbauer.

Aus dieser Stellung des alterthümlichen Handels zum National- und Staatsleben überhaupt erklärt sich zugleich sein Einfluß auf die Gesittung der damaligen Völker. Daß er den Geschmack veredelte und die Bedürfnisse verfeinerte, braucht kaum erwähnt zu werden. Schon dadurch mußte er Veranlassung zu vielen mechanischen und chemischen Entdeckungen werden. Die Gewebe der Inder, Babyloner und Phöniker sind berühmt wegen ihrer Feinheit und ihres Glanzes und in den Pyramiden Aegypten's hat man täuschende Nachahmungen von Edelsteinen gefunden. Ebenso liegt es im Wesen der Handels-Speculationen, daß sie das Gebiet der Erdkunde erweitern und durch die Ausbildung der Schifffahrt zur Vervollkommnung vieler Gewerbe und selbst zu astronomischen Beobachtungen Gelegenheit geben. Ueberdieß befördert der Handel überall, wohin er sich ausbreitet, die Sicherheit des Verkehres und die Anlage kunstvoller Canäle und Straßen. Auch das darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß der Handel seiner Natur nach sich mit despotischer Willkür oder dynastischen Interessen nicht verträgt. Kaufleute verlangen eine Verfassung, durch welche ihre Vermögensverhältnisse rechtlich gesichert werden und die ihnen zugleich die Erlaubniß ertheilt, die innere und äußere Politik mit steter Rücksicht auf das Handelsinteresse zu leiten. Alles dieses sind Vortheile, welche der Handel zu allen Zeiten bietet; aber diese Vortheile erhalten erst ihren bestimmten, deutlich ausgeprägten Charakter durch die jedesmalige Civilisations-Stufe der Völker.

Der segensreiche Einfluß des Handels auf die Bildung der Völker hängt davon ab, ob und in wie weit er sich mit einer allseitigen Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens verträgt. Die Kaufleute verfolgen natürlich zunächst nur in einseitiger Weise ihr Privat-Interesse. Sie wollen, was wohl zu beachten ist, nicht die Freiheit und den Fortschritt der Nationen überhaupt, sondern nur die Freiheit und den Fortschritt der Handels-Speculation. Ja, nicht einmal den Handel als Ganzes fassen sie in's Auge, sondern nur ihren augenblicklichen Vortheil. Würden z. B. zu einer bestimmten Zeit Schutzzölle erforderlich sein, um der Nation eine dauernde Productivkraft zu sichern, so könnte es sich wohl ereignen, daß die Kaufleute Handelsfreiheit forderten. So wenig hat bis jetzt noch immer das augenblickliche Gedeihen des Handels mit dem Gesammtwohlstande der Völker im Einklange gestanden. Man sagt, der Handel befördere freie Verfassungen; aber man beachte nur einmal in unseren sogenannten freien Handelsstädten die Aristokratie, welche sich hinter republicanischen Formen verbirgt. Man jubelt über den Reichthum, welchen der Handel erzeuge; aber welchen Antheil hatten an diesem Reichthume zu allen Zeiten die eigentlichen Producenten, die große Menge der Sklaven im Alterthume, die der Proletarier der neuern Zeit? Wir brauchen nicht einmal bis zu den untersten Schichten der Bevölkerung hinabzusteigen, um von der vereinzelten Stellung des commerciellen Reichthums über-

zeugt zu werden; ich will nur auf die Armuth der deutschen Nation, auf die geringe Ausbildung ihrer Industrie und ihrer Landwirthschaft zu der Zeit aufmerksam machen, als die deutsche Hansa in Reichthümern schwelgte.

Der Handel will und befördert zunächst nichts Anderes als den Reichthum oder den Luxus der Kaufleute. Wer daher in der Civilisation etwas Höheres sucht als den äußern Glanz eines einzigen Standes; wer als Merkmale eines glücklichen Volkes harmonische Ausbildung der geistigen und materiellen Kräfte Aller verlangt, der wird auch im Alterthume den Luxus und die Schwelgerei vereinzelter Handelsgebiete nicht mit der Bildungsstufe des antiken Lebens überhaupt vermengen und wird früher oder später zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Vertheilung der Reichthümer, um der menschlichen Bestimmung zu entsprechen, nach höheren, sittlicheren Gesetzen geregelt werden muß, als nach denen des heutigen Handels.

Der Handel des Alterthums hat indirecter Weise Künste und Wissenschaften gefördert; wer wollte dieß leugnen? Er hat überdieß die Völker einander näher geführt. Aber über diese Vortheile dürfen wir seine charakteristischen Schwächen nicht vergessen. So weit es an ihm lag, hat er Nichts zur Befreiung der Arbeit beigetragen; im Gegentheile durch seine Speculationen hat er die Sklaverei sanctionirt; war doch selbst einer der hauptsächlichsten Handelsartikel Sklaven. So erkannte er auch hier wie zu allen Zeiten die Vorurtheile der Völker an und suchte sie aufrecht zu erhalten, sobald sie ihm zur Ansammlung von Reichthümern eine günstige Gelegenheit boten. Wir dürfen überdieß, wie schon gesagt, die vereinzelte, bloß geduldete Stellung der alten Handelsstädte mitten unter rohen kriegerischen Völkern nicht übersehen. Der Reichthum dieser Städte endlich, eben weil er falsch vertheilt war und in keinem normalen Verhältnisse zu der Bildungsstufe des antiken Lebens stand, artete beständig in rohe Schwelgereien aus, welche die Sieger nicht weniger entnervten als die Besiegten und nicht wenig zu dem allgemeinen Bankerott des Staats- und Nationallebens beitrugen, mit welchem das Alterthum schließt.

Ich habe mich in dem vorigen Abschnitte und in mehreren anderen Abtheilungen dieser Arbeit über das Verhältniß des Handels zu der Geschichte der Civilisation ihrer sittlichen Bedeutung nach, d. h. in so weit sie mit der Befreiung und Organisation der Arbeit zusammenfällt, näher ausgesprochen. Hier werde ich nun den äußern Handelsverkehr, seine Wege und seine Gewerbe in's Auge fassen, und zwar zunächst den Handelsverkehr der Alten.

Bis jetzt hat diese letzte Betrachtungsweise in den geschichtlichen Darstellungen des Handels ausschließlich dominirt. Alle ausführlichen Werke, welche wir über die Geschichte des Handels besitzen, liefern nichts Weiteres als eine Beschreibung des Handelsverkehrs seiner bloß äußerlichen, rein formellen Seite nach. Sie beschreiben uns bloß die Wege des Handels und die Producte, deren Austausch er vermittelte. Sie erzählen uns die Gründung verschiedener Einrichtungen, welche den Handelsverkehr erleichtern. Dahin gehören z. B. die Banken und die Wechsel. Ja, Einige sind in dieser rein äußerlichen Behandlungsweise so weit gegangen, daß sie unter dem Titel einer „Geschichte des Handels" bloß eine Geschichte geographischer Entdeckungen und eine Erzählung der Fortschritte in der Schiffbaukunst herausgegeben haben. Wer wollte den bedeutenden Einfluß der Erdkunde und des Schiffbaues auf den Handel verkennen? Allein man muß doch zu unterscheiden wissen! — Ich hoffe in den Abschnitten dieser Arbeit, in welchen ich die verschiedenen Epochen der Handelsgeschichte zu charakterisiren versucht habe, wird wenigstens das Ungenügende der bis jetzt herrschenden Methode handelsgeschichtlicher Darstellungen deutlich genug bewiesen worden

sein, als daß ich nöthig hätte, hier nochmals weitläufig auf dieses Thema einzugehen.

Das beste Werk, welches über den Handelsverkehr der Völker der alten Welt existirt, ist noch immer das von Heeren. Ihm können wir das Verdienst nicht absprechen, bei uns Deutschen die culturgeschichtliche Behandlung wirthschaftlicher Fragen angeregt zu haben. Leider hat er keine Nachfolger gehabt. Ueber die culturgeschichtliche Bedeutung des Handels ist seit jener Zeit in Deutschland nichts Bedeutendes oder wesentlich Neues erschienen. Unterdessen aber sind die Ansprüche, welche man früher an eine Culturgeschichte überhaupt machte, gänzlich andere geworden. Man begnügt sich nicht mehr mit einer romantischen Darstellung der Macht und des Glanzes bevorrechteter Classen. Man fragt nach dem Einflusse der gepriesenen Civilisation auf den Wohlstand und die geistige Ausbildung aller Classen ohne Ausnahme. Mit einem Worte die Befreiung der Arbeit, ihre vernünftige Organisation und rechtmäßige Belohnung ist eine Lebensfrage geworden, die bei der culturgeschichtlichen Besprechung wirthschaftlicher Gegenstände nicht mehr umgangen werden kann. Wenn wir daher Heeren benutzen wollen, um den Handelsverkehr der alten Völker kennen zu lernen, so dürfen wir dabei nicht außer Acht lassen, daß auch er den Handel nur seiner äußerlichen, mechanischen, nicht aber seiner anthropologischen Seite nach dargestellt hat. Die Berechtigung einer solchen formellen Darstellung müssen wir anerkennen, sobald sie sich nicht als Zweck oder Ziel, sondern als chronologische Unterlage für höhere Gesichtspunkte geltend macht. Auch ich bin bei dieser Arbeit, eben weil sie für eine volksthümliche Encyklopädie bestimmt ist und daher nicht bloß anregen, sondern zugleich belehren soll, genöthigt, den Handelsverkehr hier seiner äußern Seite nach zu schildern, gebe aber die nun folgende Darstellung für nichts Anderes aus, als für das, was sie, wie mir scheint, dem wissenschaftlichen Bewußtsein unserer Zeit nach bloß sein kann, nämlich für die Unterlage oder das Material zu einer höhern Betrachtungsweise, wie ich sie in anderen Abschnitten dieser Arbeit skizzirt habe.

Betrachtet man, wie Heeren, den Handel hauptsächlich seiner äußern Einrichtung nach, d. h. als Kauf und Verkauf von Waaren und Geld, so ergeben sich natürlich ganz andere Abschnitte seiner Geschichte, ganz andere Epochen, als wenn man, wie ich dieß oben gethan, seinen Einfluß auf die Eigenthums-Verhältnisse und die damit zusammenhängenden sittlichen Begriffe besonders hervorhebt. Heeren bezeichnet als die Hauptgrenzscheide des alten und neuern Handels die Entdeckung von Amerika und von seinem so eben angedeuteten Standpunkte aus läßt sich diese Annahme allerdings rechtfertigen. Der Handel der alten Völker war nämlich seinem äußeren Verkehre nach hauptsächlich Landhandel. Der Seehandel wenigstens, wenn er auch damals nicht so unvollkommen war, wie man ihn sich gewöhnlich denkt, kann doch keineswegs als der Hauptstamm, sondern nur als eine secundäre Verzweigung oder als eine Fortsetzung des Landhandels betrachtet werden. Dieses Verhältniß mußte sich wesentlich ändern, sobald sich ein Verkehr zwischen beiden Ländern bildete, die durch ein Weltmeer, wie das atlantische, von einander getrennt waren. Mit dieser Entdeckung von Amerika fiel zugleich die Umschiffung Afrika's nach Indien zusammen, um dieselbe Zeit aber, als Amerika entdeckt ward und die Portugiesen den ostindischen Handel durch Ausfuhrverbote zu monopolisiren suchten, verhinderten die Osmanen den alten Verkehr der italienischen Handelsstaaten mit Asien über das schwarze Meer nicht weniger als über Syrien und Aegypten. So konnte es also nicht ausbleiben, daß der Handel eine durchaus neue Richtung erhielt, und zum großartigen Seeverkehre umgestaltet wurde. Das Mittelmeer

verlor als Binnensee der drei alten Welttheile seine Bedeutung für den europäisch-orientalischen Handel. Seine Städte verödeten, während die Häfen der Westküste von Europa durch den Seeverkehr mit beiden Indien eine früher nicht geahnete Bedeutung erhielten. Durch die Umschiffung Afrika's wäre, wie Heeren richtig bemerkt, die Küstenschifffahrt noch nicht zur Seefahrt geworden. Die Entdeckung Amerika's erst gab hier den Ausschlag und schuf aus dem früher so vorsichtigen Küstenfahrer den kühnen, unternehmenden Seemann.

Aus der Wichtigkeit, welche Heeren für die Epochen der Handelsgeschichte auf die Verwandlung des Landhandels in Seehandel legt, geht auf's Schlagendste hervor, daß er den Völkerverkehr bloß seiner mechanischen Seite nach betrachtete. Auch bei dem zweiten Unterschiede, welchen er zwischen den Einrichtungen des Handels der alten und neuen Völker angibt, indem er sagt: „Der Geldhandel im Gegensatze zum Waarenhandel blieb bei den Alten in seiner Kindheit", benutzt er nicht die sich ihm so günstig darbietende Gelegenheit, die ethische Bedeutung des Handels zu untersuchen. Was war wohl mehr geeignet, auf den eigentlichen Charakter des Handels und seine Bedeutung für die Civilisation aufmerksam zu machen, als dieser Gegensatz des Geldes und der Waare, als diese immer zunehmende Abstraction von der positiven Basis des Güteraustausches? Das Geld erfüllt zwei Functionen, die streng von einander zu scheiden sind, wenn man sich von der Circulation der Reichthümer und von der Vermögens-Vertheilung einen richtigen Begriff bilden will. Einmal dient es bloß als Mittel des Producten-Austausches; es erleichtert eine genaue Werthbestimmung und befördert die Production dadurch, daß es den Producenten bei dem Absatze seiner Waaren nicht an die Producte des jedesmaligen Käufers bindet, sondern ihm ein allgemeines Aequivalent verschafft, welches hinsichtlich der Auswahl der Waaren über den ganzen Markt gebietet. Dadurch erst wird die heute bestehende, so viel gepriesene Theilung der Arbeit wahrhaft begründet, eine Theilung, die bekanntlich in eine Zersplitterung ausgeartet ist und die ohne eine bessere Organisation der Arbeit als die heutige immer mehr dazu beitragen muß, die edleren Kräfte der menschlichen Natur im Keime zu ersticken. — Außerdem aber, daß das Geld als bloßes Tauschmittel benutzt werden kann, gewährt es noch die Möglichkeit, ein Vermögen anzusammeln, welches ebensowenig mit der Arbeit und den Bedürfnissen seines Besitzers, als mit der Quantität der vorhandenen Waaren im Verhältnisse steht. Diese zweite Kraft des Geldes, seine Eigenschaft, Vermögen ohne Rücksicht auf die Waaren in den Händen Weniger anzusammeln, ist es, welche der Handel von jeher, im Alterthume ebensowohl wie in der neuern Zeit, im Auge hatte und die er vorzugsweise in der neuern Zeit mit Hilfe des Credits in seinen verschiedensten Formen auszubeuten verstand. Der Handel als Geldhandel aber kann nicht mehr als eine Vermittelung des Producten-Austausches betrachtet werden, denn er nimmt bekanntlich keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Consumenten. Der Geldhandel hat keinen andern Zweck, als dem Kaufmanne eine möglichst große Kaufkraft zu verschaffen. Das Geld hört hier auf, Mittel zu sein, es wird Zweck. Daß der heutige Handel aber den Waarenaustausch bloß als Mittel des Gelderwerbes betrachtet, das bedarf kaum noch der Erwähnung und wird hinlänglich bewiesen durch sämmtliche Arten des Auskaufes, des Börsen-Spieles und alle sonstigen sogenannten Speculationen. Diese Gestaltung des Handels zum Geldhandel hängt auf's Genaueste mit unseren Eigenthums-Verhältnissen zusammen; denn das ausschließliche Eigenthumsrecht ist die letzte Basis jeder Werthbestimmung und Vermögens-Ansammlung, welche die gerechte Ausgleichung der gesellschaftlichen Production und Consumtion nicht zum Zwecke hat, sondern die Vermögens-Vertheilung dem Zufalle oder der List und Gewalt der Individuen überläßt. Wie man aber

auch über die Mißbräuche des Eigenthumsrechts denken mag, gewiß kann Keinem, der bei einer geschichtlichen Darstellung des Handels die tiefere, sociale Bedeutung des angeführten Gegensatzes zwischen Waaren- und Geldhandel unberücksichtigt läßt, heutzutage, wie einst unserm berühmten Heeren, die Unkenntniß seiner Zeit über die Grundlagen des socialen Lebens zur Entschuldigung dienen.

Sehen wir indeß von diesen Schwächen der „Ideen" Heeren's über den Handelsverkehr und die Civilisation der alten Völker ab, so möchte es schwer sein, einen geschickteren und interessanteren Führer und Reisegefährten auf den Wegen durch die öden Wüsten und Steppen, welche die Karavanen der alten Handelsvölker passiren mußten, zu finden, als ihn. Der Handel der Alten war, wie schon gesagt, seinem Wesen nach Landhandel; daß er zugleich Karavanen-Handel sein mußte, ergibt sich aus dem Terrain, auf welchem der Waaren-Transport sich bewegte, und aus der Lage der Länder, welche zufolge ihrer Cultur und ihres Klima's besonders dazu geeignet waren, durch ihre Producte die Bedürfnisse der alten Völker zu befriedigen. Besonders aus dem südöstlichen Asien und dem Innern Afrika's wurden die Waaren herbeigeschafft, welche der Civilisation damaliger Zeit entsprachen. Der Orient war reich an Seide, feiner Wolle und lieferte die kostbarsten baumwollenen Gewebe. Aus Arabien und Indien bezog man die so sehr geschätzten und in bedeutender Menge bei den Opfern verbrauchten Gewürze und Räucherwerke. Aus dem Innern Afrika's kamen schwarze Sklaven, das Salz aus den Salzseen der Wüste, Gold und Edelsteine. Diese Waaren, bevor sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten, hatten wüste und unwirthliche Gegenden zu passiren, Gegenden, welche von der Natur wenig begünstigt und von kriegerischen Völkern beunruhigt wurden. Bei einem solchen Mangel sicherer und bequemer Communications-Mittel konnte Keiner es wagen, allein oder in der Begleitung nur Weniger die weiten Reisen zu machen, welche der Landhandel erforderte. Alle daher, welche diese Reisen beabsichtigten, versammelten sich zu bestimmten Zeiten, um durch ihre Anzahl den Gefahren des Weges trotzen und die Kosten des Unternehmens leichter decken zu können. Die Handelsgesellschaften, welche sich auf diese Weise bildeten, waren die bekannten Karavanen.

Durch die Nothwendigkeit dieser Verkehrsweise bekam der Handel etwas Schwerfälliges, Stabiles und Monotones. Die Zeit der Abreise, der Versammlungsort der Kaufleute, die einmal gewählten Stationen — alles Dieses konnte nicht ohne die größten Schwierigkeiten verändert werden. Die Natur der Wüste selbst hatte die Ruheplätze der Reisenden mit Nothwendigkeit vorgezeichnet! Nur hier an diesen Zwischenplätzen oder an dem Ausgangs- und Endpunkte der Straße, und zwar nur zu ganz bestimmten Zeiten, konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, Käufer und Verkäufer oder ein sicheres Geleite zu finden. Wie langweilig und zeitraubend mußten diese Züge durch die Wüste sein, wie ermüdend und abspannend die einförmige Bewegung der Kameele unter den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne; wie wenig Spielraum war hier dem Genie des Kaufmannes für rasche und vielseitige Handels-Speculationen geboten. Nehmen wir das Wort Civilisation auch in seiner gewöhnlichen trivialen Bedeutung von Luxus und Wohlleben, nicht einmal eine solche Civilisation konnte der eben beschriebene Karavanen-Handel über ganze Länder verbreiten. Wie die Oasen aus der Wüste, so erhob sich isolirt die Civilisation der Städte, welche der Zwischenhandel der Karavanen-Züge in's Leben rief. Diese Brennpunkte des gesitteten Lebens verbreiteten nur wenig Licht und Wärme auf ihre weiteren Umgebungen. Der Glanz dieser Städte glich dem einer Treibhauspflanze, welche

in einer fremdartigen Atmosphäre üppig aufschießt und dahin welkt, ohne gesunde, kräftige Früchte zu tragen. Schon mehrfach habe ich auf die isolirte Lage der antiken Handelsstädte hingewiesen. Man sieht, der Karavanen-Handel war seiner Natur nach noch nicht dazu geeignet, die Isolirung aufzuheben.

Wie trist und beschränkt überhaupt dieser Karavanen-Handel war, geht schon daraus hervor, daß er ohne Kameele nicht gedeihen konnte. An einen Transport zur Axe war bei den wenig gebahnten Wegen nicht zu denken und die sogenannten „Schiffe der Wüste" taugten im Vergleiche zu den Schiffen der Meere nur sehr wenig zu dem Transport großer Quantitäten voluminöser und schwerer Waaren. Dieser Handel diente daher mehr zur Verbreitung von Luxuswaaren, als zur Versorgung mit den nothwendigsten Lebensmitteln. Seidenzeuge, und feine baumwollene Gewebe, Gewürze und Räucherwerk, Gold und Edelsteine, auch Datteln, das war die kostbare Ladung der Karavanen; aber große Quantitäten von Getreide und Reiß konnten auf diese Weise nicht versendet werden. Der Getreidehandel blieb seiner Natur nach See- oder Küstenhandel und war der Hauptsache nach auf einige Küstenstrecken des schwarzen und mittelländischen Meeres beschränkt. Noch weniger aber als der Getreide-Umsatz verträgt sich der Weinhandel mit dem Transport auf Lastthieren. Weniger Schwierigkeiten bei dem Land-Transport überhaupt bietet das Oel. Im Alterthume waren es hauptsächlich Sicilien und das südliche Italien, die sich an dem Handel mit diesem Artikel betheiligten.

Beschäftigen wir uns jetzt noch einen Augenblick mit dem Seehandel der alten Völker, um in allgemeinen Zügen das so eben entworfene Bild ihres Verkehres zu ergänzen, so werden unsere Blicke vorzüglich durch den lebhaften Verkehr auf dem mittelländischen und schwarzen Meere angezogen. Mochte damals auch der Seehandel an Ausdehnung und Handelsgewinn dem Landhandel nachstehen, verkennen läßt sich nicht, daß er auf die geistige Regsamkeit und Ausbildung der alten Völker von bedeutend günstigerem Einflusse war, als die monotonen, langweiligen Kameelzüge durch die Wüste. Man braucht nur die Handelsstädte des Binnenlandes rasch mit denen der Küste zu vergleichen, um von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugt zu werden. Heeren scheint mir zu wenig Gewicht gelegt zu haben auf die Bedeutung des Seehandels für die Charakter-Bildung Derer, die sich mit ihm beschäftigten. Und doch, mit wie vielen Gefahren hatten nicht die Küstenfahrer der Phönikier und alten Griechen zu kämpfen, wie sehr mußte ihr Gesichtskreis durch den Reiz immer neuer Entdeckungen erweitert werden; welche Energie zeigten nicht zu Zeiten Tyrus, Sydon und Karthago, mochte auch diese Thatkraft geschändet werden durch die kleinliche Gesinnung schmutziger Handels-Speculationen! Heeren war eine zu poetische Natur, um dem lebendigen Handelsgetriebe der Küstenstädte, um dem thätigen Schachergeiste phönikischer und griechischer Handelsplätze, um überhaupt den Handels-Speculationen als solchen auf die Dauer Geschmack abgewinnen zu können. Er liebte mehr die romantische Umgebung des Handels als den Handel selbst und beging in poetischer Zerstreutheit nicht selten den Fehler, daß er als Ursache der Romantik den Handel betrachtete. Man sieht ihm die Freude an, wenn er nach den Karavanen-Zügen, die er uns so ausführlich beschreibt, plötzlich mitten in der Wüste einen ägyptischen Tempel findet. Die Kaufleute sind ihm dann nur noch interessant, insoweit sie mit den Priestern in Geschäftsverbindungen stehen oder vielleicht selbst gar Priester sind. — Sobald sich ihm aber eine günstige Gelegenheit bietet, entwischt er seinen schachernden Reisegefährten, den reichen Kaufherren mit ihren Kameeltreibern und verliert sich in die Königsgräber von Persepolis und in die Denkmäler ägyptischer Baukunst. Er zog die orientalische Ruhe und Pracht und das Geheimnißvolle solcher Städte im Innern der

Länder, wie Babylon und Meroë, dem Geschäftslärme auf den Hafenplätzen Athen's und Karthago's vor. Im Allgemeinen aber hat er auch den Seeverkehr der Völker der alten Welt unparteiischer und geistreicher gewürdigt als die meisten Alterthumsforscher.

Will man sich von dem Seehandel des Alterthums eine entsprechende Vorstellung machen, so genügt es nicht, ihn bloß als Fortsetzung der Karavanen-Züge aufzufassen. Er war mehr; er hatte noch eine höhere, selbstständige Aufgabe zu erfüllen, denn er allein bildete die wahre, lebendige Verbindung der drei Continente der damals bekannten Welt. Erst von diesem Gesichtspunkte aus erhält das mittelländische und schwarze Meer für die Völker der alten Welt seine wahre Bedeutung. Doch muß man nicht glauben, daß auf diese insel- und küstenreichen Gewässer sich die Schifffahrt der Alten beschränkte. Ich will mich hier nicht auf eine weitläufige Erörterung der Frage einlassen, wie weit sie über die Straße von Gibraltar hinaus sich nach Norden und Süden längs der Küste verbreiteten, ob sie den Bernstein von den Gestaden der Ostsee holten oder ob ihnen nicht vielmehr diese damals so geschätzte Waare auf dem Landwege durch den Tauschverkehr mit den Barbaren des Nordens zukam. Gewiß ist, daß einer weit ausgedehnten Küstenschifffahrt der Alten Nichts widerspricht, und will man auch noch nicht aus den Andeutungen eines Herodot unmittelbar auf die Doublirung des Cap der guten Hoffnung schließen, so sind wir doch in keiner Weise berechtigt, den Entdeckungen der alten Küstenfahrer eine enge oder auch nur eine bestimmte Grenze zu setzen.

Diese See-Unternehmungen nach Westen waren indeß für den damaligen Handel durchaus nicht von der großen Bedeutung, wie die Seestraßen, welche Vorderindien mit Arabien und der nordöstlichen Küste von Afrika verbinden. Hatten doch die Phönikier in dem persischen Meerbusen Niederlassungen gegründet und es ist bekannt, wie gut schon die Alten die stereotypen Passatwinde für die Schifffahrt auf dem arabischen Golf und für ihre Seereisen nach Ceylon und der Küste von Malabar zu benutzen verstanden.

Hiermit hätten wir also ein allgemeines Bild von dem Terrain und dem Producten-Austausche des alten Handels gewonnen. Es kommt nun noch darauf an, diese Vorstellung chronologisch zu bestimmen, und insofern ist die Frage wichtig, welche Zeit als die der Blüthe des antiken Handelsverkehres betrachtet werden kann. Wir dürfen hier nicht, wie Heeren schon durchaus richtig bemerkt, die kriegerische Größe der Weltreiche als Maßstab wählen. Nicht die Decrete römischer Kaiser oder makedonischer Könige, welche je nach ihrer Laune, nach ihren pecuniären oder diplomatischen Bedürfnissen den Charakter und die Richtung des Handels zu bestimmen suchten, zeigen uns die mercantile Entwickelung in ihrer natürlichen, ächt alterthümlichen Gestalt.

Es bildet, wie ich dieß schon früher hervorgehoben habe, den eigenthümlichen Charakterzug der antiken Welt, daß sie alle Elemente des gesellschaftlichen und Völkerlebens, welche heutzutage durch die Allgemeinheit der Staats-Uniform ihre Farbe verloren haben, in vollständig individueller Weise bis in's Extrem der Abgeschlossenheit und Isolirung ausbildete. Alles zielte darauf hin, dem gesellschaftlichen Leben den Typus der in sich selbst abgeschlossenen Familie und der damit zusammenhängenden Kasten- und Stamm-Organisation zur Grundlage zu geben. Die Idee, welche noch heutzutage einige in der Zeit zurückgebliebene Philosophen vertheidigen, das Familienleben mit seiner patriarchalisch-zunftmäßigen Tendenz, mit seinem Nepotismus und seiner der solidarischen Entwickelung der Menschheit abgewandten Seite sei auch das Maßgebende für die Organisation der Gesellschaft, diese Idee ist schon durch das Alterthum realisirt worden und

war eben die Ursache, daß es in jener Zeit weder zu einem wahren National- und Staatsleben, noch zu einer solidarischen Entwickelung der Gesellschaft kommen konnte. Der Staat der Alten, selbst da, wo er sich der riesenhaften Gestalt einer Universal-Monarchie näherte, ruhete nur wie eine äußere Form auf den auseinander gefallenenen Bestandtheilen des socialen Lebens. In dieser Beziehung habe ich früher behauptet, daß die Organisation der Verfassung, d. h. der Beziehungen zwischen Herrschern und Beherrschten, nicht aber die Organisation der Verwaltung, als erste, unterste Stufe menschheitlicher Entwickelung hervortrete. Daher finden wir die verschiedenen Zweige des gewerblichen Lebens streng geschiedenen Stämmen und ebenso getheilten Schichten der Gesellschaft zugewiesen. Daher finden wir vereinzelte Handelsstädte mit dem raffinirtesten Luxus und neben ihnen herumirrende Nomaden und ärmliche Ackerbauer in einfacher Lebensweise, oder auch Fischer und Jäger, welche durch ihre Isolirung zur thierischen Lebensart hinabsinken. Welche Mannigfaltigkeit der Civilisations-Stufen, der Lebensweise und Beschäftigung bietet uns nicht schon das Volk der Griechen bei der geringen Ausdehnung seines Terrains! Wie originell und frappant ist nicht, um nur Eines zu erwähnen, der Gegensatz der Spartaner und Athener! Die Einen verachten den Handel auf's Gründlichste und wählen mit Absicht das ungeschliffenste und roheste Geld, dessen man sich je bediente; die Anderen werden berühmt durch die feine Betrügerei ihrer Handels-Speculationen. Und neben der Verschiedenheit der Volksstämme mit ihrer verschiedenen Beschäftigung tritt noch die Getrenntheit der Stände in ihrer ganzen Starrheit hervor. Auch die Staatsverfassungen, welche alles Dieses oberflächlich einen sollten, bildeten nur immer einen bestimmten Theil des heute so complicirten Staats-Mechanismus in einseitiger Richtung aus. Bald begegnen wir einer absoluten Monarchie, bald einer Theokratie, und die demokratischen und aristokratischen Formen treten uns nicht minder bestimmt und ausschließend entgegen. So liegen alle Theile der Gesellschaft noch wie Atome neben einander, unbekümmert um gegenseitige Ausgleichung. Alles strebt ohne Rücksicht auf das Ganze und in der naivesten Weise von der Welt nach origineller Individualität. Das Ganze ist noch untergeordnet, aber doch voll Kraft und Leben, und so tauchen aus der allgemeinen Verwirrung nicht selten einfach schöne Gestalten auf.

Wer für diese individuelle Entwickelung des Alterthums Interesse hat und ihre Bedeutung für das gesellschaftliche Leben begreift, muß den richtigen Tact Heeren's anerkennen, wenn er den Zeitraum zunächst vor und während der persischen Monarchie als die Periode der Blüthe des antiken Handels bezeichnet. Damals (von ungefähr 600—330 v. Chr.) hatten die Heereszüge erobernder Völker die verschiedenen socialen Elemente weniger zerstört als durcheinander geworfen, und der Handel litt noch weniger als zur Zeit späterer Monarchieen unter dem Drucke hemmender Maßregeln. Das Alterthum also konnte gerade damals seinen eigenthümlichen Charakter, seine schroffe Individualisirung unter den günstigsten Verhältnissen entfalten. Ueberall, wo es die Völkerverhältnisse und die Natur der Gegend erlaubten, erhoben sich damals reiche Handelsstädte, mächtig genug, um sich gegeneinander zu behaupten, und wiederum zu schwach, um einander zu unterjochen. Den europäisch-asiatischen Welthandel seiner südlichen Richtung nach vermittelten die Phönikier; ja selbst mit Aethiopien standen sie im Tauschverkehr durch Karavanen, welche die arabischen und afrikanischen Wüsten durchzogen, während im fernen Westen an Spanien's Küsten phönikische Auswanderer unabhängige Pflanzstädte gründeten. Auf dem ägäischen und schwarzen Meere sehen wir betriebsame Griechen und ihre Colonisten an den Küsten Klein-asien's. Auch an den Gestaden des mittelländischen Meeres herrscht dieselbe

Regsamkeit und Selbstständigkeit der miteinander concurrirenden Handelsstädte. Karthago wetteifert mit dem östlicher gelegenen Cyrene, um das Innere Afrika's auszubeuten. Die Griechen auf Sicilien und im südlichen Italien wissen sich den Oel- und Weinhandel zu erhalten. Rom's Herrschaft war noch auf Latium beschränkt und die Etrusker, welche Italien besetzt hielten, waren mächtig genug, um sich Karthago gegenüber zu behaupten. Im Norden endlich, an Gallien's Küste, hatten sich griechische Colonisten, die handeltreibenden Massilier, angesiedelt.

Das ist das übersichtliche Bild jenes Handelsverkehres, um dessen detaillirte Beschreibung sich Heeren durch seine geistreiche und lebensfrische Interpretation Herodot's ein bleibendes Verdienst erworben hat. Zu derselben Zeit aber, als im Süden und Osten das Leben der Völker schon hier und da durch schimmernde Farbenpracht und pittoreske Gestaltung unsere Blicke auf sich zieht, ruhte auf dem hohen Norden noch die chaotische Verwirrung und das mystische Dunkel der Barbarei.

---

3. Die bedeutendsten Handelsvölker der alten Welt.

Einleitende Betrachtung.

Wenn wir die Karte zur Hand nehmen und die Erdkunde der alten Völker in Betracht ziehen, so zeigt uns schon die Stellung der damals bekannten Länder gegen einander, was die Geschichte bestätigt, nämlich, daß der Welthandel des Alterthums sich im mittelländischen und schwarzen Meere concentrirte. Die Häfen an den Gestaden dieser Meere bildeten in mercantiler Beziehung die Thore zu den drei Continenten der sog. alten Welt; sie waren die Vermittelungspunkte des Welthandels, dessen Wege sich in das östliche Asien und in das Innere Afrika's hinein erstreckten und von welchen her den nordischen Barbaren sowie den noch ungebildeten Bewohnern Spanien's das erste Licht der industriellen Cultur leuchtete.

Die Punkte, wo diese Handelswege sich durchschnitten, änderten sich natürlich gleichmäßig mit den Epochen der alten Geschichte, bis sie endlich mit der Weltherrschaft der Römer und der gewaltsamen Concentrirung ihres Reiches alle in Rom zusammenfielen. Dorthin strömten zur Zeit des Augustus die Reichthümer Indien's über Byzanz und Alexandrien; dorthin wurden die Producte Gallien's und Spanien's versandt, und das Beste, welches im Tauschverkehre mit den Völkern des Innern Afrika's und des skythischen Nordens erhandelt wurde, mußte den Luxus der Römer erhöhen. Aber nicht durch Handelsklugheit waren die Römer groß und reich geworden, sondern durch Politik und Kriegsmacht, und so kann auch Rom zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, nur in so fern als Mittelpunkt des Handels bezeichnet werden, als es die natürlichen Centren des Handelsverkehres theils zerstört, theils sich unterworfen hatte und vermittelst administrativer Maßregeln auf Kosten aller übrigen Völker lebte. Die Römer sind nie tüchtige Kaufleute geworden: die höheren Stände verachteten den Handel und die niederen betrieben ihn fast nie in activer Weise. Die Blüthezeit des antiken Handels war, wie ich im vorigen Abschnitte zeigte, vorüber, als die Römer den höchsten Gipfel der Gewalt erreichten. Die Individualität und Selbstständigkeit der Völker war gebrochen. Die phönikischen

Städte hatten ihre Bedeutung verloren; Karthago war zerstört; die Griechen hatten durch innere Zwiste und durch die Heldenthaten der Makedonier ihre Freiheit verloren und über den Trümmern aller dieser Staaten wölbte sich das römische Weltreich, wie der geschmacklose Bau einer Caserne. Rom's Handels-Suprematie hat daher für die Geschichte des Handels die eigenthümliche Bedeutung, daß mit ihr und durch sie der oben beschriebene Handelsverkehr des Alterthums aufhörte. Den Verfall des römischen Reiches zu beschreiben überlasse ich der politischen Geschichte. Was ich indeß nicht unerwähnt lassen darf, ist die Theilung des Reiches in das west- und oströmische nach dem Willen des Kaisers Theodosius. Denn Konstantinopel, welches dadurch zur Residenz des Ostens erhoben wurde, hat später, während der Barbarei der Völkerwanderung, dem Welthandel, sowie der Civilisation überhaupt als Anhaltspunkt gedient. Erst als im Mittelalter italienische Republiken im Handel hinlänglich geübt und erstarkt waren, um die Vermittelung des Orients und Occidents übernehmen zu können, erst nahe vor der Zeit, als die Portugiesen den Seeweg nach dem Osten fanden und Columbus dem Welthandel eine neue Bahn eröffnete, erst da hatte auch dieses Kaiserreich seine Aufgabe erfüllt und sank in Trümmer.

Nachdem wir so den Zeitraum der Blüthe und den des Verfalles des antiken Handels erkannt haben, können wir uns zur Betrachtung der einzelnen Handelsvölker wenden.

1) Die Phönikier.

Der Welthandel der Alten, ihr asiatisch-europäischer Verkehr war in den ältesten Zeiten durch die Phönikier repräsentirt. Die Städte an der syrischen Küste, welche sie bewohnten, oder vielmehr die Lage derselben wird für alle Zeiten ihre commercielle Bedeutung hinsichtlich des orientalischen Handels behaupten. Aber schon für das Alterthum ist es wichtig, daß wir die beiden Hauptzweige des orientalischen Handels streng scheiden; den einen, welcher sich von Syrien, von Arabien und der Nordostküste Afrika's oder überhaupt von den südlichen Gegenden nach Indien hinzieht und sodann den nordasiatischen Landhandel, der für Byzanz und die Küstenstädte des schwarzen Meeres im Alterthume von so großer Bedeutung war. Zunächst wollen wir uns mit dem südlichen Zweige des orientalischen Handels beschäftigen und sprechen daher zuvörderst von den Phönikiern, welche denselben durch die Mannigfaltigkeit ihrer Handelsverbindungen und die Gründung mächtiger Colonieen zum Welthandel erhoben.

Als letzte und einzige Ursache des Seehandels verschiedener Völker ist nicht selten die günstige Lage ihres Gebietes angeführt worden. Auch ich glaubte auf die für den Handel bedeutungsvolle Weltstellung der syrischen Küste aufmerksam machen zu müssen; aber ich bin weit davon entfernt, hierin die Erklärung oder Ursache des phönikischen Verkehres zu finden. Freilich ist der Seehandel vom Küstenbesitze abhängig und von der Leichtigkeit, welche dieser gewährt, mit anderen Völkern in Tauschverkehr zu treten; allein damit die Bewohner solcher Küsten sich aller Vortheile ihres Terrains bewußt werden, müssen sie das Genie der Kaufleute besitzen und zugleich diejenige Stufe der Cultur erreicht haben, auf welcher das Eigenthum in der heutigen Bedeutung des Wortes seine gesetzliche Sanction erhält. Das Eigenthumsrecht in Verbindung mit der Arbeitstheilung ist die letzte Grundlage der charakteristischen Ausbildung aller civilisirten Erwerbs-Verhältnisse. Nur in so weit das Faustrecht

oder das Recht der ersten Besitzergreifung bei einer Nation durch die Bestimmungen des Eigenthumsrechtes verdrängt worden sind, kann bei ihr vom Handel die Rede sein. Bis dahin herrscht bei geistig regsamen und thatkräftigen Küstenvölkern statt des Seehandels die Seeräuberei. In der That, je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto allgemeiner verbreitet finden wir dieses Handwerk, desto geringer ist die Zahl der Völker, welche durch Sanction des Eigenthumes Gewerbe und Handel befördern. Die Phönikier wurden aus Gründen, die sich der Forschung des Historikers entziehen, früh zu dieser Civilisationsstufe bewogen oder gezwungen. Dieses war, wenn man zugleich die günstige Lage ihres Landes und ihr Talent in Betracht zieht, die wahre Ursache der frühen Blüthe des phönikischen Handelsverkehres. Indem ich so den Handel unmittelbar mit den Eigenthums-Verhältnissen in Verbindung setze, müßte ich, um keine falsche Vorstellung von dem sittlichen Werthe dieser Verbindung zu erregen, auf das Mangelhafte der heutigen Eigenthums-Verhältnisse und besonders des Handels mich weitläufiger einlassen, wenn ich nicht schon in der allgemeinen Einleitung zu dieser geschichtlichen Darstellung die sittliche Idee des Handels ausführlich besprochen hätte.

Auch die Phönikier, wiewohl sie verhältnißmäßig früh zur Civilisation gelangten, erwarben sich zuerst als Seeräuber geschichtlichen Namen und Reichthum, so daß auch bei ihnen, wie bei allen übrigen Völkern, die spätere Civilisation mit ihren Eigenthums-Verhältnissen nur als Sanction eines ursprünglich unsittlichen Verhältnisses erscheint. Aus den Erzählungen des Herodot nicht minder als aus den Gesängen des Homer ist es bekannt, daß die Phönikier nicht selten den Griechen ihre Knaben und Mädchen raubten, um von den Aeltern das Lösegeld zu erpressen oder um die Kinder auf asiatischen Märkten als Sklaven zu verkaufen. Auf ähnliche Weise gab überall der Handel bei seinem ersten Auftreten die ihm zum Grunde liegende Tendenz unverholen zu erkennen. Der Handel, ohne die Feststellung und Sicherung der Eigenthums-Verhältnisse, ist, wie gesagt, nichts Anderes als Raub; — unter der Sanction dieser Verhältnisse aber oder, was dasselbe sagt, als civilisirter Handel nimmt er die Formen der Agiotage, des Börsenspieles und der Bankerotte an. Doch folgen wir den Phönikiern jetzt auf ihren weiten Handelsreisen.

Um diese Handels-Unternehmungen der phönikischen Städte anschaulich zu machen, ist es nothwendig, ihr Gebiet noch etwas näher geographisch zu bestimmen. Die ganze Bevölkerung der syrischen Küste, welche wir mit dem Namen Phönikier zu bezeichnen gewohnt sind, nahm nur einen schmalen Landstrich ein, der sich von Süden nach Norden etwa fünfundzwanzig Meilen in die Länge und ungefähr fünf Meilen in die Breite erstreckte. Das Stadtgebiet von Tyrus bildete im Süden und das von Arados, da wo jetzt Ruad liegt, im Norden die Grenze. Dieses Land war von dem Waldgebirge des Libanon durchzogen; ihm fehlte also das für den Schiffbau nöthige Bauholz nicht. An seinen Grenzen lebten Nomaden-Völker in den syrischen und arabischen Wüsten, deren Schafherden für die phönikische Manufactur die feinste Wolle lieferten, welche man damals kannte. Zugleich waren diese Nomaden durch ihre Kameelzucht geeignet, den Waarentransport nach dem südlichen und südöstlichen Arabien; sowie gen Osten nach Babylon und Assyrien zu übernehmen. Das nahe gelegene Palästina lieferte Weizen, das reinste Oel und trefflichen Wein. Die phönikische Küste war bedeckt mit den berühmten Purpurschnecken, deren Saft den tyrischen Gewändern ihren seltenen Glanz gab, und

der Sand, in der Nähe des Flusses Belus diente als Rohstoff für die Fabrication des Glases. So bot die Natur ihres Landes den Phönikiern eine günstige Gelegenheit, mit ihrem activen Zwischenhandel eine lebenskräftige Fabrikthätigkeit zu verbinden und neben dem Seehandel einen gewinnreichen Landhandel zu treiben.

Die Bevölkerung des alten Phönikien's bildete indeß nicht eine einige Nation. Wir müssen uns das ganze Land in lauter Stadtgebiete zertheilt denken, um eine richtige Vorstellung von der dort herrschenden Staatsverfassung zu bekommen. Sidon war unter diesen Städten die älteste. Schon Homer erwähnt sie als die zu seiner Zeit herrlichste Stadt, blühend durch Schifffahrt, Industrie und Handel; später ward sie verdunkelt durch Tyrus, welches in dem Zeitraume der Blüthe des antiken Handels die gewaltigste unter den phönikischen Städten war. Tyrus war ursprünglich ein von Sidon an der Küste gegründeter Stapelplatz. Doch wußte es eine Selbstständigkeit sich zu erringen, die, wie gesagt, dem Glanze der Mutterstadt selbst Abbruch that. Als es später durch Nebukadnezar zerstört wurde, flüchteten seine Einwohner auf die gegenüber liegenden Inseln und auf diesen erhob sich die Neustadt, welche Alexander der Große nach mühsamer Belagerung eroberte und deren Welthandel endlich durch die Anlage von Alexandrien für immer vernichtet ward.

So wie Tyrus einst als Colonie von Sidon entstand, so waren auch die übrigen phönikischen Städte Colonieen, die eine von der andern. Aber alle standen später selbstständig da, mit eigenen sog. Königen und einer diese beschränkenden Bürgerversammlung. Nur in äußerlicher Weise, in der Art eines Städtebundes, vertraten sie bisweilen gemeinsame Interessen und bei solchen Gelegenheiten zeigte sich dann der überwiegende Einfluß von Tyrus. So sehen wir denn auch hier wieder die schon oft erwähnte Vereinzelung oder, wenn man lieber will, Individualisirung des alterthümlichen Lebens; auch hier wieder die unabhängigen, nicht selten feindlich und argwöhnisch einander gegenüber liegenden einzelnen Stadtgebiete. Statt einer organisch gegliederten Nation und statt des natürlichen Bindemittels einer Ackerbau treibenden Bevölkerung finden wir in den Städten eine schroffe Kasten-Eintheilung und ringsum die unstäten Nomaden als Waarenführer der Kaufleute. Im fernen Osten aber kämpften kriegerische und beutelustige Stämme um die Weltherrschaft und je nachdem hier die Würfel fielen, schwankte auch das Schicksal der handeltreibenden Städte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Phönikier mit den Völkern Asien's in einem ausgedehnten Verkehre standen. Dem phönikischen Gebiete zunächst lag Palästina und Syrien; von Palästina bezog man Getreide, Wein und Oel, und Syrien lieferte vorzugsweise die schon oben erwähnte Wolle. Doch nicht bloß auf diese zunächst liegenden Gebiete bezog sich der direct nach Osten gerichtete Handelsverkehr. In der zwischen Tyrus und Babylon liegenden Wüste zeigen uns noch jetzt die Trümmer einst blühender Städte die Spuren eines damals lebhaften Handels. Auch nach Norden müssen wir unsere Blicke wenden, wenn wir dem commerciellen Treiben der Phönikier folgen wollen. In Kappadokien und Kaukasien, Gegenden, berühmt durch die Schönheit ihrer Bewohner, wurden die Sklaven eingetauscht, mit denen die besten Geschäfte zu machen waren. Auch die Bergwerke dieser Länder scheinen von phönikischen Kaufleuten nicht unbenutzt gelassen zu sein. Die edlen Rosse endlich, von denen der Prophet Ezechiel erwähnt, daß sie von Thubal und Meschech für phönikische Waaren hingegeben wurden, deuten auf das durch die edle Race seiner Pferde im Alterthume so berühmte Armenien.

Hiermit haben wir indeß noch nicht den wichtigsten Zweig des orientalischen Handels beschrieben, dessen die Phönikier sich bemächtigt hatten. Dieser wandte sich nach Süden, um von der südlichen Küste Arabien's und von den West- und Nordgestaden des persischen Golfs nicht bloß arabische, sondern zugleich ostindische und äthiopische Waaren zu holen. Räucherwerk, Gold und Edelsteine waren im Alterthume die Producte des sog. „glücklichen Arabien's," eine Bezeichnung, die bisweilen ganz allgemein für das südliche Arabien, vorzugsweise aber für den südwestlichen, am indischen Ocean gelegenen Theil dieser Halbinsel gilt. Aus dieser Gegend gelangten, wie wir aus den Schriften der Alten sehen, nicht bloß die eben angeführten Waaren, sondern zugleich Elfenbein, Ebenholz und Zimmt nach Phönikien, Producte, die in Arabien nicht heimisch sind und daher eines Theils, wie der Zimmt auf Ostindien, andern Theils aber auf das nahe gelegene Afrika hinweisen. Wir besitzen somit jedenfalls einen indirecten Beweis für den Verkehr der Phönikier über Arabien nach Ostindien und Afrika.

Große, wüste Strecken trennten die phönikischen Städte von den Stapelplätzen Arabien's am persischen Golf, so wie im Süden dieser Halbinsel. Es bildeten sich daher Karavanen, um hier den Waarenaustausch zu vermitteln. Besonders geeignet für diesen Waarentransport mußten offenbar die Nomadenvölker der Wüste in Folge ihrer Kameelzucht und Kenntniß des Terrains sein. Zum Theil wurden sie mit demselben beauftragt, zum Theil mögen sie ihn aus freien Stücken und auf eigene Rechnung übernommen haben. Verschiedene Nomadenvölker unterstützten sich gegenseitig bei diesem Verkehre durch die Wüste und überlieferten einander die Waaren an bestimmten Ruheplätzen. An diese Karavanenzüge, welche Arabien durchschnitten, um den persischen Golf und den südwestlichen Theil des Landes zu erreichen, schloß sich dann der Seeverkehr mit Indien an. Auch mit Aegypten, wohin die Einfuhr zur See verboten war, betrieben mit Hilfe der Nomaden die Phönikier ihren Handel, der in Theben und später in Memphis nicht unbedeutend war.

Ich muß hier noch von demjenigen Seeverkehre der Phönikier sprechen, dessen Ausgangspunkt der arabische sowohl, wie der persische Golf war. Auf den Inseln des letztern hatten phönikische Auswanderer sich niedergelassen und es finden sich hinlängliche Andeutungen über ihren Verkehr mit Ostindien und Ceylon. Die Seeunternehmungen der Phönikier vom arabischen Golf aus waren dagegen, wie uns erzählt wird, nach „Ophir" gerichtet, eine Bezeichnung, worunter, wie Heeren nicht ohne Grund annimmt, ganz allgemein die reichen Südländer an den arabischen und afrikanischen Küsten zu verstehen sind, in ähnlicher Weise, wie heutzutage bisweilen ganz unbestimmt der Name West- und Ost-Indien gebraucht wird. Dieser Verkehr war indeß niemals regelmäßig, was sich leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß der phönikische Landstrich sich nicht bis an den arabischen Meerbusen erstreckte, sondern zunächst durch Palästina von demselben getrennt war. Aber auch wenn die Phönikier mit diesem Lande in freundschaftlichem Verkehre standen, waren noch die Edomiter zu berücksichtigen, ein Volk, welches die Hafenstädte an den beiden Endspitzen des arabischen Golfs im Besitze hatte. Gewiß ist nur, daß zu den Zeiten David's und Salomo's der Handel mit Ophir von den Phönikiern und Juden gemeinschaftlich unternommen wurde, nachdem der König David die Edomiter unterworfen hatte.

So, ausgestattet mit indischen, äthiopischen und nordasiatischen Waaren, sowie mit den Producten ihrer eigenen Fabrikthätigkeit (Sidonische Gewänder, Glas, Putzsachen 2c.) konnten nun die Phönikier mit Aussicht auf reichen Ge-

winn ihre Seefahrt nach Westen auf dem mittelländischen Meere antreten. An den Gestaden und auf den Inseln dieses Meeres hatten sie zahlreiche Niederlassungen gegründet. Immer weiter schritten sie hier von Osten nach Westen vor. Zunächst besetzten sie die ihnen so nahe gelegene Insel Cypern, sodann sehen wir sie vorzugsweise an der Nordküste von Afrika sich ausbreiten, bis sie endlich das silberreiche, südwestliche Spanien erreichten. Das hier gegen tyrische Waaren, vielleicht gegen Leinengewebe und Schmucksachen eingetauschte Silber konnte mit Vortheil gegen das in den Goldländern weniger geschätzte Gold umgesetzt werden. Ueberdieß lieferte Spanien Getreide und Früchte, welche man einmachte, im Ueberflusse. Aber nicht bloß als sichere und vortheilhafte Plätze für die Niederlage einheimischer Producte hatten die Städte an der Südküste Spanien's für die Phönikier eine große Bedeutung; sie machten zugleich noch weitere Entdeckungen auf der Westküste Europa's und Afrika's möglich, Entdeckungen, welche die Kaufleute, um der Concurrenz anderer Völker zu entgehen, mit einem mystischen Dunkel zu umgeben sich bemühten. Von einem regelmäßigen Verkehre nach der Nordwestküste Afrika's und den dazu gehörenden Inseln haben wir keine sicheren Nachrichten und auf phönikische Niederlassungen im nordwestlichen Europa können wir nur aus einigen Producten schließen, welche im phönikischen Handelsverkehre vorkamen, nämlich Zinn und Bernstein.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die phönikischen Kaufleute auf ihrer Seereise von der Heimath aus nach Spanien sich Zwischenstationen verschaffen mußten. Als solche scheinen sie unter anderen die Küsten von Sicilien, Sardinien und schließlich die balearischen Inseln benutzt zu haben. Ob sie hier bloß landeten, um auszuruhen und Lebensmittel einzunehmen, oder ob sie auf diesen Inseln dauernde Niederlassungen gründeten und mit den Bewohnern derselben in regelmäßigen Tauschverkehr traten, läßt sich nicht mehr genau ermitteln. Was aber die nordafrikanische Küste betrifft, wo die Phönikier auf ihrer Reise nach Spanien ebenfalls bisweilen landen mochten, so ist bekannt, daß die dortigen Colonieen eine vom Mutterlande völlig unabhängige Stellung einnahmen. Sie bildeten einen ähnlichen Städtebund, wie der phönikische war, und zwischen beiden herrschten freundschaftliche Beziehungen, so daß man vermuthen kann, die Phönikier haben die Producte des innern Afrika's auch durch Vermittelung dieser Pflanzstädte erhalten.

Hiermit haben wir den Tauschverkehr der Phönikier nach allen Richtungen hin kennen gelernt: wir sind im fernen Osten auf den Inseln des persischen Golfs phönikischen Kaufleuten begegnet und haben sie wieder getroffen an der Westküste Europa's. Ueberblicken wir jetzt rasch die Gegenden, welche wir so eben besucht haben, so finden wir, daß alle diese Länder von Osten nach Westen hauptsächlich dem südlichen Theile der im Alterthume bekannten und bewohnten Welt angehören. Es muß uns auffallen, daß wir weder in Italien, noch in Griechenland, noch an den Nord- und Westgestaden von Kleinasien gewesen sind. Wie kommt es, daß die Phönikier auf dem mittelländischen Meere, fast ohne nach Norden hinzublicken, in gerader Richtung nach Spanien eilten? Der einfache und natürliche Grund hiervon ist der gleichzeitige Handelsverkehr der Griechen. Dabei dürfen wir indeß nicht vergessen, daß die Phönikier schon im frühen Alterthume in Griechenland Niederlassungen gründeten, daß sie schon zu Homer's Zeiten mit den Griechen Tauschverkehr trieben und nicht bloß Cypern und Kreta, sondern auch Rhodos, sowie die kleineren Inseln des griechischen Archipels, ja selbst Thasos an der thrakischen Küste in Besitz genommen hatten. Aber immer mehr, je mächtiger die Griechen und ihre kleinasiatischen Colonieen wurden, zogen sich die Phönikier von den West- und Nordgestaden Kleinasiens und den Inseln des ägäischen Meeres

zurück und beschränkten ihren Handelsverkehr hauptsächlich auf Spanien und die Nordküste Afrika's. Denn auch im südlichen Italien, sowie an Gallien's und Sicilien's Küsten mußten sie den Griechen weichen. Einige Producte freilich, wie das Räuchwerk des südlichen Arabien's und die tyrischen Purpurgewänder, mußten die Griechen auch zur Zeit ihrer Blüthe noch von den Phönikiern beziehen; aber viele andere asiatische Producte konnten sie auf anderem Wege, nämlich vermittelst der kleinasiatischen Colonieen, sich verschaffen. Diese Concurrenz beider Völker im europäisch-orientalischen Handel entbrannte nicht selten zur heftigen Feindschaft und es ist bekannt, daß in der entscheidenden Schlacht bei Salamis phönikische Könige die persische Flotte befehligten.

2) Griechenland und seine Colonieen.

Der Uebersichtlichkeit wegen muß ich nochmals hervorheben, daß die Phönikier, mit denen wir uns so eben beschäftigt haben, den europäisch-orientalischen Handel hauptsächlich seiner südlichen Richtung nach vertraten. Vom Südosten, von Ostindien her, bezogen sie auf den eben näher beschriebenen Wegen die Luxuswaaren der damaligen Zeit, welche sie nicht selbst hervorbringen konnten. Sie trieben Tauschhandel mit diesen Gegenständen bis nach Spanien hin und über die Straße von Gibraltar hinaus. Sie hatten Verbindungen mit Aegypten und dem westlicher gelegenen nordafrikanischen Landstriche angeknüpft; sie wandten sich in nördlicher Richtung nach Kleinasien und Griechenland, streiften rasch die Küsten von Sicilien und Sardinien und verschwanden endlich in der pyrenäischen Halbinsel, wo die Beschreibung ihres Handelsverkehres die Gestalt der mythischen Sage annimmt. Weiter hinauf nach den nördlichen Gegenden der Gewässer des mittelländischen und schwarzen Meeres sind sie nur im früheſten Alterthume gekommen. Später scheuen sie diesen Norden, sie sind zu den Zeiten der persischen Monarchie nicht mehr heimisch auf den Inseln des ägäischen und jonischen Meeres, und die Macht, welche sie von hier verdrängt hat und ihnen immer engere Grenzen zieht, ist Griechenland mit seinen Colonieen.

Auch hier haben wir wieder, wie bei den Phönikiern, einen Namen, dem die Grundlage der National-Einheit oder eines einigen Volkes fehlt. Denn wer sind die Griechen? — Eine Menge einzelner Staaten oder Stadtgebiete, verschieden wie Tag und Nacht, verschieden an Schärfe der Wissenschaft und an ästhetischem Sinne, verschieden an Gewerbfleiß, an Thatkraft, an Heldenmuth und Ruhm! Die Vereinzelung des Städtelebens, welche wir schon im Orient bemerkt haben, sie tritt hier in Folge europäischer Regsamkeit noch schroffer hervor. Phönikien's Städte hatten jede ihren König, sie waren getrennt durch Herrschsucht und Eifersucht des Handels, durch Verhältnisse, wie sie zwischen Mutterstaaten und Pflanzstädten stattfinden, durch den Mangel einer seßhaften, gebildeten Landbevölkerung, durch die Eigenthümlichkeit des Terrains und die Politik benachbarter Völker. Diese Trennung finden wir auch bei den Griechen. Aber während die Verschiedenheit phönikischer Städte bei Gelegenheit ihrer Bündnisse zur Förderung gemeinsamer Interessen oft vor der Macht und dem Glanze einer Stadt wie Tyrus erbleicht und eine bloß äußerliche zu sein scheint, haben sich die Individualitäten auf europäischem Boden zu Charakteren ausgebildet, die auch dann, wenn sie äußerlich als ein einiger Bund auftreten, Nichts von der ursprünglichen Verschiedenheit aufgeben und sich endlich bekämpfen auf Leben und Tod, bis die Athener den Spartanern erliegen, die Spartaner den Thebanern und Alexander, indem er den gordischen Knoten zerhaut, die Weltherrschaft der Römer vorbereitet.

Ob diese Trennung ihnen genützt? — Wozu diese Frage? Sie haben ihr

Schicksal erfüllt, sie haben Herrliches und Großes geleistet. Warum mit ihnen in kleinlicher Weise rechten nach dem Maßstabe heutiger Staats-Ideen? Mußte auch das Völkerleben im Fortschritte der Zeit andere Gestalten annehmen, mußte auch das Kasten- und Stammleben der Alten durch das einheitliche Staats- und National-Leben späterer Zeiten geläutert werden, so verlieren doch dadurch die Thaten der alten Griechen und Orientalen Nichts an Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Das National-Leben, wie es sich im Mittelalter bildete, und die Staats-Uniform, welche sich daran anschloß, können um so weniger als Probirstein des Guten und Bösen bei der Beurtheilung der lebendigen Mannigfaltigkeit und Zersplitterung des Alterthums benutzt werden, als sich gerade heutzutage die Mängel aller neueren Staatsformen entschieden herausstellen und überall den Wunsch einer Social-Reform rege machen.

Jedenfalls muß der Historiker, wie er auch denken mag über das vereinzelte Städteleben der alten Völker, diese Vereinzelung als charakteristisches Lebenszeichen des Alterthums hervorheben. Ihr begegnet er im Orient wie im Occident; nur entschiedener, thatkräftiger, bewußter tritt sie im Abendlande auf. In Griechenland finden wir, wie gesagt, eine Menge kleiner Staats- oder Stadtgebiete, die einander, was Sitten, Gebräuche und Weltansicht betrifft, wenig gleichen. Dieß zeigt sich auch in ihren Gesetzen über Handel und Gewerbe. Im Allgemeinen, das läßt sich nicht verkennen, genoß der Handel unter den freien Bürgern der griechischen Staaten durchaus nicht die Achtung, die ihm heutzutage gezollt wird. Mochte er auch hie und da in Folge der günstigen Handelslage einer Stadt gedeihen und mitunter auch von hochgestellten Bürgern bald offener, bald versteckter als Mittel zur raschen Bereicherung benutzt werden, so stimmte er doch nicht zu der chevaleresken Gesinnung, zu der abenteuerlichen Kriegslust, überhaupt zu den Ansichten über Moral und Schönheit, die mit der Bildungsstufe der Menschheit im Alterthume überhaupt zusammenhängen und auch in einem großen Theile von Griechenland die herrschenden waren. In Theben hatte nur Derjenige Aussicht auf Staatsämter und Ehrenstellen, welcher nachweisen konnte, daß er sich wenigstens zehn Jahre lang nicht mit einer industriellen Beschäftigung abgegeben habe. Ein ähnlicher Makel haftete in Thespiä und Epidamnos am Handel und an den Gewerben. In Athen dagegen scheint man die Sache toleranter und bisweilen in der humoristischen Weise aufgefaßt zu haben, nach welcher die Alten sich einen und denselben Gott als den Beschützer der Kaufleute und Diebe dachten. Der Gesetzgebung Solon's wenigstens haben Handel und Gewerbe Vieles zu verdanken, denn er suchte durch geeignete Maßregeln dem herrschenden Müssiggange und zugleich der Verachtung, mit welcher zu seiner Zeit die Kaufleute auf dem Markte von Athen behandelt wurden, entgegenzuarbeiten. Aehnliche Verordnungen, wie Solon sie erließ, fanden in manchen kleinasiatischen Pflanzstädten Anklang; in wie schroffen Gegensätzen aber die Ansichten und Gesetzgebungen der Griechen sich ausbildeten, liegt in der Verschiedenheit der Spartaner und Sybariten am Tage. Wenn wir also von dem Handel der alten Griechen im Allgemeinen sprechen, so dürfen wir dabei nicht außer Acht lassen, daß hier, wie überall im Alterthume, nur von dem Handel einzelner Städte die Rede sein kann, und daß überhaupt in Folge der damals herrschenden ethischen Weltansicht Handel und Gewerbe in keinem so innigen Zusammenhange mit dem Staats-Organismus wie heutzutage standen.

Das alte Griechenland war seiner geographischen Ausdehnung nach durchaus von dem jetzigen verschieden. Es umfaßte nicht bloß Morea und den mittlern Theil der Halbinseln, sondern zugleich die nördlichen Gegenden: Albanien, Thessalien und in späteren Zeiten auch Makedonien und Thrakien. Wie zahlreich waren

überdieß die Inseln, welche die Griechen besetzt, und die Pflanzstädte, welche sie gegründet hatten! Ich will hier nur auf die jonischen Inseln hinweisen, und was die Colonieen betrifft, im Allgemeinen die Küsten des schwarzen Meeres, Kleinasien, Cyrene in Afrika, das südliche Italien, Sicilien und die mittelländische Küste von Gallien erwähnen, um durch diesen raschen Ueberblick die weite Ausdehnung ihrer Schifffahrt und die Macht zu zeigen, welche die Phönikier so sehr zu fürchten hatten.

Es ist schon früher hervorgehoben worden, daß die Griechen, nachdem sie sich über die Inseln und Küsten Kleinasien's verbreitet hatten (zwischen 1100 und 1000 v. Chr.), die Phönikier auch nicht mehr als Vermittler des orientalischen Handels bedurften. Untersuchen wir nun, wo der europäisch-orientalische Welthandel, soweit die Griechen ihn im Gegensatze zu den Phönikiern repräsentirten, sich concentrirte, so fällt uns hauptsächlich vor der Zeit der Perserkriege durch seine Handelsverbindungen, durch seinen Luxus und besonders durch seine so günstige Lage an dem schmalen Isthmus in der Mitte zwischen den Küsten des südlichen Italien's und Kleinasien's und auf der Uebergangsstraße von dem südlichen in das nördliche Griechenland, Korinth auf. Hier mußten, das sieht man auf der Stelle, Handel und Gewerbe gedeihen und die Geschichte hat nicht ermangelt, uns von den blühenden Manufacturen und dem regsamen Handelsgetriebe dieser Stadt zu erzählen. Mochte auch später Athen seit den Perserkriegen durch seine Seemacht in mercantiler Beziehung eine Bedeutung erlangen, welche den Vergleich mit Korinth nicht zu scheuen brauchte, so ging durch diese Concurrenz Korinth doch nicht zu Grunde. Die Macht und der Reichthum dieser Stadt noch im Jahre 146 v. Chr., als sie von den Römern zerstört ward, die Menge ihrer Kunstschätze und die Ströme „korinthischen Erzes", welche durch ihre brennenden Straßen flossen, sind ein anschaulicher Beweis von der natürlichen Basis ihrer Handelsgröße, in Folge deren sie auch noch während des tragischen Verhängnisses, welches seit der makedonischen Eroberung auf Griechenland lastete, eine Stätte des Wohllebens blieb und die Habgier der Völker reizte.

Versetzen wir uns nun in Gedanken einen Augenblick in dieses Centrum der griechischen Handelswelt, um von ihr aus das Netz der griechischen Handelsstraßen zu überblicken! Im Osten fuhren korinthische Schiffe nach den Inseln des ägäischen Meeres und nach den Küstenstädten Kleinasien's, von wo sich die Handelsstraße landeinwärts nach Kappadokien und Pontus hin verlief. Nach Westen zu wurde ein activer Seehandel mit Italien, Spanien und Gallien unterhalten. Nordwestlich ging es längs den jonischen Inseln in's adriatische Meer und von der Küstenstadt dieses Meeres, Epidamnos, erstreckten sich die Geschäftsverbindungen in das Innere Illyrien's hinein. Nordöstlich, abgesehen von dem Handel mit den griechischen Staaten, fand ein lebhafter Verkehr mit Thrakien, sowie auf der Propontis Statt und von der nördlichen Küste des schwarzen Meeres drang man in das südliche Rußland vor. Im Süden endlich handelten korinthische Kaufleute mit dem östlichen Theile des nordafrikanischen Küstenstriches.

Damit haben wir zugleich die Verkehrsrichtungen des griechischen Handels überhaupt angegeben. Korinth, wie gesagt, bildete das eigentliche Centrum des Netzes, ohne damit der Selbstständigkeit anderer Handelsstädte zu schaden, die an günstigen Punkten der Hauptstraßen entstanden. Zu den bedeutendsten der letzteren gehörte zuvörderst Milet an der kleinasiatischen Westküste, der wichtigste Handelsplatz unter den jonischen Niederlassungen. Es war natürlich, daß das Küstengebiet von Anatolien, Jonien und Doris den Handel zwischen Griechenland

und Kleinasien vermittelte. Ihren östlichen Hintergrund bildeten von der Natur üppig ausgestattete asiatische Staaten, bewohnt zum Theil von Lydiern, die in der Industrie geübt waren, und von Ackerbau und Viehzucht treibenden Phrygiern. Kelänä in Phrygien, an der Haupthandelsstraße gelegen, die von Asien her nach den griechischen Colonieen der Westküste führte, ebenso Sardes in Lydien, waren bedeutende Handelsplätze des Binnenlandes. Aber diese Städte selbst griffen nicht activ in den Verkehr ein, der durch den Zusammenfluß verschiedener Völkerschaften in ihrem Gebiete hervorgerufen ward. Sie überließen den griechischen Colonisten den activen Zwischenhandel zwischen Asien und Europa. Wer kennt in dieser Beziehung nicht die Bedeutung von Phokäa, Smyrna und Ephesus? Vor allen indeß glänzte Milet, berühmt nicht bloß durch seine Handels- und Kriegsflotten anf dem mittelländischen und ägäischen Meere, sondern zugleich durch die Gründung bedeutender Handelsplätze am Pontus Euxinus, welche wieder Veranlassung zu einem lebhaften nordasiatischen Landhandel wurden, als dessen nächster Stapelplatz die Gegenden in der Nähe des kaspischen und Aral-Sees angesehen werden müssen und der dann weiter in indirecter Weise sich bis nach China und Indien hin erstreckte.

Hier an den Ufern des schwarzen und Asow'schen Meeres müssen wir noch etwas verweilen, denn diese Gegenden haben eine wichtige Rolle in dem griechischen Handelsverkehre gespielt. Von diesen Küstenländern bezogen die Griechen die nothwendigen Lebensmittel. Der Getreidebau, sowie die Viehzucht am schwarzen Meere war bedeutend und der Tauschverkehr mit den skythischen Völkern des Nordens lieferte Sklaven, Honig, Wachs und gesalzene Fische. Den Hauptgewinn, der aus diesem Verkehre, sowie aus dem soeben erwähnten nordasiatischen Handel, der von China und Indien her durch die Steppen Hochasien's sich hinzog und seine natürliche Mündung in Trebisond, Sebastopol und anderen Hafenstädten des schwarzen Meeres hatte, mußte ihrer Lage nach eine 657 v. Chr. von den Megarern in Thrakien gegründete Stadt ziehen: ich meine Byzanz, das spätere Konstantinopel. Indem sie den Verbindungsweg der Gewässer des schwarzen und mittelländischen Meeres in ihrer Gewalt hatte, mußte ihr ein gewinnreicher Transit-Handel zwischen reichen Gegenden zufallen. Sie hatte die günstigste Gelegenheit, hohe Procente von dem Oel und dem Weine zu nehmen, den die skythischen Barbaren an den Küsten des schwarzen Meeres von den civilisirten Europäern erhielten und gute Geschäfte mit den griechischen Waaren und Putzsachen zu machen, gegen welche man von den Nomaden der Tatarei indische Seide und andere Producte des Orients eintauschte. Je unsicherer später der südliche Weg des europäisch-orientalischen Handels wurde, desto mehr mußte Konstantinopel gewinnen, und während der Krisis der Völkerwanderung, als das Licht der Civilisation im Süden erlosch, um in anderer Färbung im Norden zu entbrennen, während der Stürme und Dunkelheit der Barbarei ward Konstantinopel der Leuchtthurm für das den Wellen preisgegebene Staatsschiff und hielt beständig die Idee einer Vereinigung des antiken und modernen, sowie des orientalischen und occidentalischen Lebens wach.

Nachdem wir so von Korinth aus den griechischen Handel nach Osten und nach Nordosten hin verfolgt haben, bleibt uns noch übrig, einen im Südosten gelegenen, berühmten Handelsplatz zu besuchen, nämlich die Insel Rhodos. Wir haben diese Insel schon bei den Phönikiern berührt. Sie lag auf dem Wege, der von der syrischen Küste in gerader Richtung nach Spanien führte, und wir dürfen uns daher nicht wundern, hier im frühsten Alterthume phönikische Colonisten zu finden. Später besetzten die Griechen (Dorier) diesen Handelsplatz und suchten ebenfalls nach Westen hin Handelsverbindungen anzuknüpfen. Ihre

Bestrebungen blieben nicht ohne Erfolg. Allein, wenn auch die Phönikier sie nicht verhindern konnten, in Unteritalien und selbst an der nordöstlichen Küste von Spanien sich anzusiedeln, so hörte doch dieser Handel nach Westen auf, seitdem der Verkehr Griechenland's mit Sicilien und Italien durch die Karthager im Anfange des sechsten Jahrhunderts v. Chr. unterbrochen wurde. Eben so wie Byzanz wußte Rhodos sich während der vernichtenden Kriege der Griechen unter einander neutral zu verhalten und auch nach der makedonischen Katastrophe, als schon die Macht Athen's gebrochen war, blühte der Handel der Rhodier fort. Es würde nicht uninteressant sein, eine geschichtliche Parallele zwischen Konstantinopel und Rhodos zu ziehen; denn nicht bloß im Alterthume waren sie berühmt und mächtig: auch im Mittelalter hören wir wieder ihren Namen, als die Ritter des Johanniter-Ordens auf Rhodos kämpften und die Schaaren der Kreuzritter durch Konstantinopel zogen.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, die westlichen Handelsverbindungen der alten Griechen kennen zu lernen. Auch hier wollen wir uns immer Korinth als Centrum des griechischen Handelsverkehres denken und von diesem Punkte ausgehen. So kommen wir denn zunächst nach den jonischen Inseln und unter diesen nimmt besonders Korfu, das alte Korkyra, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ursprünglich war sie von Korinth aus besetzt worden, wußte sich aber später eine selbstständige Stellung zu verschaffen. Von ihr aus wurden Pflanzstädte an der illyrischen Küste gegründet, nämlich Epidamnos (das heutige Durazzo) und Apollonia (Pollina). Aber nicht bloß für den Nordwest-, sondern zugleich für den West-Handel der Griechen war sie eine wichtige Station. Folgen wir dieser Westfahrt, so finden wir zunächst in Unteritalien eine so große Anzahl griechischer Niederlassungen, daß diese Gegend in bezeichnender Weise Groß-Griechenland genannt werden konnte. Bekannt durch seinen weichlichen Luxus ist Sybaris und berühmt durch seine Purpur-Färbereien Tarent. Noch weiter im Süden, auf Sicilien, sind durch ihren Handel mit Griechenland vorzüglich Agrigent und Syrakus bedeutend. Zugleich unterhielten diese beiden Städte einen activen Verkehr mit Karthago, wo sie besonders den Wein und das Oel Sicilien's gegen afrikanische Producte umsetzten. Aber auch hier dürfen wir auf unserer Westfahrt noch nicht anhalten, wenn wir uns einen raschen Ueberblick über den griechischen Verkehr in dieser Weltgegend verschaffen wollen. Wir müssen wieder nordwärts und zwar nach der gallischen Südküste, wo die griechische Stadt Massilia (Marseille) unter Anderm einen nicht unbedeutenden Zinnhandel quer durch Gallien mit den britischen Inseln betrieb. Die Seefahrten der Rhodier nach Spanien habe ich schon erwähnt und somit glaube ich hier eine der Hauptsache nach vollständige und übersichtliche Zeichnung der griechischen Handelswege geliefert zu haben, deren Grenzen und Linien durch die Schilderung der karthagischen und römischen Herrschaft später noch schärfer hervortreten werden.

Die Verhältnisse keines andern Landes waren im Alterthume einer raschen und vielseitigen Entwickelung des Handels so günstig, wie die griechischen. Das nahe Beieinanderliegen der vielen civilisirten Staaten, welche im eigentlichen Griechenland auf einem so beschränkten Terrain zusammengedrängt waren und der Handel mit ebenso gebildeten und zahlreichen Colonieen mußte natürlich zu anderen Resultaten oder Einrichtungen führen, als der Verkehr z. B. der Phönikier mit den wilden Bewohnern Spanien's, des Innern Afrika's oder der Steppen Hochasien's. Bei den geordneten Eigenthums-Verhältnissen Griechenland's, bei dem Städteleben seiner Bewohner, bei der Individualität ihres Charakters und der Mannigfaltigkeit ihrer Bedürfnisse konnte es nicht aus-

bleiben, daß ihre Handels-Gesetzgebung in vielen Beziehungen das Aussehen der heutigen Volkswirthschaft bekam. Unsere Alterthumsforscher haben daher auch nicht unterlassen, das alte Athen und Korinth in einer Weise auszumalen, daß man glauben sollte, es hätte dort schon eben so ausgesehen, wie in Frankfurt oder in Hamburg. Man möchte bei diesen Schilderungen jeden Augenblick fragen, wo die Judengasse sei, wo Herr Rothschild wohne und der deutsche Bund. Allerdings haben die Griechen die Grundlage unserer Civilisation auch in commercieller Beziehung gelegt; dieß darf uns jedoch nicht verleiten, das Eigenthümliche ihrer Verhältnisse zu übersehen. Man hat, um die Gleichheit ihres Handels mit dem modernen anschaulich zu machen, hauptsächlich auf ihre Verordnungen über das Geldwesen hingewiesen. Man hat sich auf den äginetischen, den euböisch-chalkidischen und attischen Münzfuß berufen, um zu beweisen, daß im alten Griechenland schon, wie im modernen Europa, die Einheit der Münze den Verkehr geregelt und gesichert habe. Das Wahre, was diesen und ähnlichen Vergleichen zum Grunde liegt, ist, daß vorzugsweise die Griechen unter den alten Völkern, zufolge der so eben angeführten Civilisations-Verhältnisse, in commercieller Beziehung die Uebergangsperiode zwischen dem Tausch- und Kaufhandel repräsentiren. Ich sage mit Absicht „Kauf"- und nicht „Geld"-Handel; denn letzterer setzt für seine Speculationen ein Creditsystem voraus, wie es die Alten nicht kannten. Unser Papiergeld und unser Papierhandel, das Discontiren der Wechsel, das Steigen und Fallen der Actien, das Börsenspiel und wie sie alle heißen diese gewinnreichen Speculationen, welche mit dem Gelde ganz unabhängig von dem wirklichen Producten-Austausche gemacht werden, konnte bei den Griechen nicht gedeihen, da sie, wie gesagt, nur den Uebergang vom Tausch- zum Kaufhandel bildeten und daher das Geld der Hauptsache nach noch immer ganz einfach als Waare, wenn auch als die geeignetste Waare kannten, um den Preis der anderen anzuzeigen. Daß die Griechen gemünztes Geld besaßen, ist allgemein bekannt und hinlänglich begründet. Daß ein bestimmter Münzfuß den Verkehr der griechischen Staaten unter einander und mit ihren Colonieen erleichterte, ist eben so gewiß. Aber die Griechen verkehrten zugleich mit Völkern, welche Gold und Silber nur als Waare schätzten und das Geld nur nach dem Gewichte annahmen, und wenn man hiezu bedenkt, daß auch bei ihnen das Geld nicht als bloßes Zeichen des Credits, sondern nur als reelles Aequivalent des Tauschwerthes anderer Waaren galt, so springt der bedeutende Unterschied des griechischen Kaufhandels mit Geld und des heutigen Geldhandels mit Credit-Papieren in die Augen. Wie sehr das Geldwesen der Alten noch in der Kindheit war, geht schon aus der bekannten Stelle bei Xenophon hervor, wo er es sehr naiv als Vorzug Athen's vor den meisten anderen Handelsstädten preis't, daß dort (um die Mitte des vierten Jahrhunderts) fremde Kaufleute nicht nöthig hätten, bloß gewöhnliche Producte als Rückfracht zu nehmen, sondern daß man das attische Silbergeld ebenfalls als Waare überall mit Gewinn umsetzen könne.

Mangel an Credit mußte im Alterthume, wo die Civilisation in vereinzelten Städten mitten unter Barbaren lebte, ein charakteristisches Merkmal des Handels sein. Daher war auch bei den Griechen von einem eigentlichen Commissionshandel nicht die Rede. Aus demselben Grunde erklärt es sich, weßhalb der Gläubiger den Kauffahrer auf seinen Reisen häufig begleitete, weßhalb die Bestimmungen in den Bodmerei-Verträgen so streng waren und weßhalb die Zinsen des für Handels-Speculationen geliehenen Geldes nicht selten ein Drittheil des Capitals betrugen.

Ueberdieß war der Handel, wie ich schon früher zeigte, keineswegs mit

dem Staats-Organismus damaliger Zeit so verwachsen, daß man ihn um seiner selbst willen fördern zu müssen glaubte. Verfassung und Verwaltung mußten natürlich in den Zeiten der ersten Civilisation einen noch schroffern Gegensatz, als heutzutage bilden. Diese Vermuthung bestätigt die Geschichte durch die Notizen, welche sie uns über die unverhältnißmäßig hohen Hafen-, Lager- und Marktgelder überliefert hat. Noch 410 v. Chr. erhoben an der Zollstätte von Byzanz die dort herrschenden Athener den Zehnten der Waaren. Mehr aber als Alles sind die Zollverpachtungen ein Beweis für die wenige Sorge, welche man für das Gedeihen des Handels trug. Man nahm keine Rücksicht auf die Einnahme der Pächter und überließ es ihnen, sich für die hohe Pacht durch Bedrückungen der Kaufleute zu entschädigen. Auch heutzutage freilich scheint man noch wenig darauf bedacht zu sein, Handel und Gewerbe um ihrer selbst willen zu fördern oder den Verfassungsstaat zum Verwaltungsstaat zu erheben. Nur darin sind unsere Finanzmänner klüger geworden, als die der Alten, daß sie einsehen gelernt haben, man müsse, damit die Quelle des Staatsschatzes nicht versiege, den Volkswohlstand in demselben Maße fördern, als man die Abgaben erhöht. Vorzugsweise die sog. Polizeiwissenschaft beschäftigt sich mit der Auffindung der hiefür tauglichen Mittel. Allein sie sowohl, wie die beiden ihr beigeordneten Wissenschaften der Finanzwissenschaft und der National-Oekonomie begehen den Fehler, daß sie den Volkswohlstand noch immer zu abstract auffassen, d. h. daß sie von einem öffentlichen Reichthume sprechen, ohne die gehörige Rücksicht auf seine Vertheilung unter die einzelnen Glieder des Volkes zu nehmen. Die Folgen dieser Abstraction sind das Proletariat, dessen gründliche Beseitigung die Aufgabe einer neuen Epoche ist, die mit unserer Zeit beginnt.

IV. Nebengeordnete, oder die den Welthandel der Alten ergänzenden, Handelsvölker.

Vorbemerkung.

Die beiden Hauptrichtungen des antiken Welthandels, der sich, wie wir gesehen haben, von Osten nach Westen, von China und Indien bis nach Spanien und über die Meerenge von Gibraltar hinaus erstreckte, wurden von den Phönikiern und Griechen ausgebeutet. Der Handel Beider war der Hauptsache nach Activ-Handel. Die Einen, die Phönikier, waren für den Bezug ihrer Waaren aus Asien auf die südlichen Wege angewiesen, welche von Osten her theils zu Lande, theils zur See (über den persischen und arabischen Golf) nach der syrischen Küste führten. Von hier aus trieben dann die phönikischen Kaufleute ihren Handel weiter nach Westen, aber immer in den südlichen Gegenden. Die Griechen dagegen hielten sich nördlich und benutzten die große Handelsstraße, welche sich durch Kleinasien hindurchzieht, so wie den Tauschverkehr, der in den nördlichen Steppen Hochasien's seinen Sitz hatte und an den sich dann der Handel anschloß, der von den Küsten des schwarzen Meeres durch die Dardanellen sich bis zu den Gestaden des mittelländischen Meeres erstreckte.

Es ist Zeit, daß ich jetzt meine Leser mit den eigentlichen Quellen der kostbaren Waaren bekannt mache, mit denen Tyrus, Byzanz, Korinth und die

anderen reichen Handelsstädte des Westens einen so bedeutenden Handel trieben. Wir müssen uns daher theils nach Osten wenden, nach den asiatischen Stapelplätzen, wo die Producte China's, Indien's und Arabien's umgesetzt wurden, theils nach Süden, nach den heißen Gegenden Aegypten's und Aethiopien's, theils endlich nach den kälteren Gegenden im Norden des schwarzen Meeres, wo das rauhe Klima den Pelzhandel in's Leben rief. Wenn sich auf diesem weiten Gebiete, welches wir zu durchschreiten haben, auch einige Plätze, wie Babylon, finden, wo der Handelsgeist hinlänglich ausgebildet und durch Capitalien unterstützt wurde, um sich zum activen Großhandel ausbilden zu können, so sind doch diese Handelsplätze an Zahl nur gering. Sie haben überdieß nicht eine für den Welthandel so günstige Lage, wie die griechischen Colonieen Kleinasien's oder wie die Städte an der syrischen Küste. Ihre Geschäfts-Verbindungen sind daher, wenn auch bisweilen großartig, doch nicht so mannigfaltig, wie die der Griechen und Phönikier, welche recht eigentlich das Handelsnetz in ihren Händen hatten, mit welchem die minder schlauen oder mächtigen Völker der damals bekannten Welt umgarnt und zum Vortheil reicher Handelsherren ausgebeutet wurden. Aus diesem Grunde habe ich die Völker, denen wir jetzt begegnen werden, nebengeordnete oder ergänzende genannt.

Um auch hier eine klare und natürliche Ordnung zu befolgen, wird es nicht unpassend sein, zuerst den Handelsverkehr im Norden des schwarzen Meeres zu berücksichtigen. Es folgen dann die Völker des östlichen Asien's und indem wir endlich nach Aegypten und dem Innern Afrika's gelangen, haben wir das Centrum des antiken Handels, ich meine, das mittelländische und schwarze Meer fast in einem Halbkreise umgangen und sind nicht bloß mit seinen Küsten, sondern zugleich mit seinen weiteren Umgebungen bekannt geworden.

1) Der nordasiatische Handel.

Im Norden an den Ufern des schwarzen Meeres lagen die berühmten Pflanzstädte Milet's: Olbia an der Mündung des Dnieper, da wo heute Cherson liegt; Tanais, im innersten Winkel des Asow'schen Meeres (an der Stelle des heutigen Asow), Dioskurias, Trapezos, Heraklea und andere. Dieselbe Gegend, von welcher auch jetzt wieder die am mittelländischen Meere gelegenen Länder einen Theil ihres Getreides beziehen, — das südliche Rußland an der Nordküste des schwarzen Meeres — versorgten schon das alte Athen mit diesem nothwendigen Lebensbedürfnisse. Heutzutage ist Odessa berühmt durch die Ausfuhr seines Getreides, im Alterthume war es das östlich von ihm gelegene Cherson oder Olbia. Sehr beachtenswerth ist die hierauf bezügliche Stelle bei Herodot im siebenzehnten Capitel des vierten Buches auch deßhalb, weil von den Skythen, welche diese Gegend bewohnten, erzählt wird, sie hätten des Handels wegen den Ackerbau getrieben.

Im Uebrigen waren die Bewohner dieser Küste Nomaden, von denen die griechischen Kaufleute hauptsächlich Sklaven eintauschten. Weiter landeinwärts im Norden, ungefähr unter dem sechzigsten Grade nördlicher Breite, zwischen dem Don und der Wolga, wo, wie Herodot uns erzählt, ein großer See lag, auf dem man die Fischotter und den Biber fing, lebten damals die Jägervölker der Budiner, Thyssageten und Iyrkai's. Auch in ihrem Lande hatten sich Griechen angesiedelt, um sich durch den Pelzhandel zu bereichern.

Die griechischen Kaufleute in Olbia und anderen Küstenstädten des schwarzen und Asow'schen Meeres dehnten ihre Geschäftsverbindungen indeß nicht bloß bis zu den nördlich wohnenden Budinern aus. Ihre Handelsstraße erstreckte sich von dort

noch weiter nordöstlich bis in das Innere Asien's hinein. Karavanen, welche sich, nach Herodot's Bericht zu schließen, für diesen Handel in der Nähe von Olbia bildeten, bestanden aus Griechen und Skythen, welche letzteren den Transport der Waaren besorgt zu haben scheinen. Von Olbia aus zogen sie längs der waldigen Küste des Asow'schen Meeres bis zu den Ufern des Don. Nachdem dieser Fluß passirt war, ging der Zug durch die Steppe von Astrachan nordwärts bis zu den Budinern. Sodann ging es in nordöstlicher Richtung weiter bis zu dem Ural, den man überschritt, um zu den Steppenvölkern des nördlichen Asien's zu gelangen. Hier in der Nähe des heutigen Sibirien's scheinen ihnen die Karavanen der handeltreibenden Nomadenvölker Mittelasien's entgegen gekommen zu sein, wahrscheinlich die Massageten und Issedonen, die uns Herodot als goldreiche Völker an den Grenzen der nördlichen Gebirge Asien's bezeichnet. Aus dieser Bezeichnung läßt sich abnehmen, daß es vorzüglich das Gold war, welches die Griechen hierher zog. Zugleich aber läßt sich, wie Heeren schon bei seiner Interpretation des Herodot, d. h. in seinen Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker, hervorhebt, vermuthen, daß schon zu Herodot's Zeiten hier auch ein Umsatz indischer Waaren stattfand. Denn an die Massageten und Issedonen reihten sich in ununterbrochener Weise andere Nomadenvölker bis zu den Haupt-Stapelplätzen des indischen Waarenhandels, Baktra und Maracanda, an. Beachtet man endlich, was Herodot über die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere sagt, so wird es sehr wahrscheinlich, daß die Küstenstädte des schwarzen Meeres damals schon, wie in der spätern makedonischen Zeit, auch auf einem andern Wege mit Indien in Verbindung standen, der auf dem Flusse Oxus in das kaspische Meer führte, von dessen Westgestaden die Waaren dann weiter zum Theil nach den Flüssen Kydrus und Araxes, zum Theil zu Lande nach dem Phasis transportirt werden mußten, um die Ufer des schwarzen Meeres zu erreichen. Dieß ist der nördliche Verkehr mit Asien, aus dem, wie schon erwähnt, Konstantinopel einen so bedeutenden Gewinn zog. Neben ihm sind die südlicher gelegenen Handelsstraßen des europäisch-asiatischen Welthandels besonders zu berücksichtigen, welche theils vom westlichen Kleinasien, theils von der syrischen Küste in das Innere Asien's bis Indien und China führten. Der Stapelplatz der ostasiatischen Waaren für den Landhandel war vor Allem das schon oben genannte Baktra in Baktrien. Bis auf die neueste Zeit hat dieser Platz für den asiatischen Handel seine Wichtigkeit behauptet; er liegt in Turan nicht fern von der Nordgrenze Ost-Persiens und führt jetzt den Namen Balkh. Da ich bei meiner Darstellung dann und wann auf das heutige Asien hinweisen muß, so wird es manchem meiner Leser gewiß nicht unangenehm sein, wenn ich dasselbe hier kurz seiner politisch-geographischen Gestalt nach skizzire. Es werden dann spätere Vergleichungen antiker Namen mit modernen um so lehrreicher sein. Asien zerfällt jetzt, wenn wir Persien von „Ost-Persien" trennen, in zehn Länder. Suchen wir uns, vom Norden ausgehend, zu orientiren, so finden wir zunächst das asiatische Rußland; dieses wird im Süden von dem chinesischen Reiche begrenzt, dem östlich Japan gegenüber liegt und welches westwärts an Turan stößt. Turan kommt unter den verschiedensten Namen vor. Bald wird es Turkestan genannt, bald West-Turkestan, bald die große Bucharei, bald die freie Tatarei, bald Dschagatai. Südlich von ihm liegt Persien, welches von Ost-Persien oder Afghanistan und Biludschistan unterschieden wird. Nach Südosten folgen dann Vorder- und Hinter-Indien. Im äußersten Westen aber bilden die asiatische Türkei und Arabien die letzten Glieder von Asien.

Nach dieser kurzen Unterbrechung wollen wir nun die asiatischen Handels-

wege der Alten weiter verfolgen. Den nordasiatischen Handel haben wir kennen gelernt; es liegt uns also jetzt der südasiatische zur nähern Beachtung vor. Um diesen unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzufassen und zugleich den früher beschriebenen phönikischen Handel in geordneter Weise zu ergänzen, müssen wir als geeignetsten Anknüpfungspunkt neuer Betrachtungen an früher Gesagtes den Handel der Babylonier wählen.

---

2. Der südasiatische Handel.

Die Babylonier.

1) Land und Volk.

Der babylonische Handel steht mit dem phönikischen in so engem Zusammenhange, daß es, wie wir später sehen werden, zum Theil phönikische Kaufleute waren, welche wenigstens zur See Babylon mit indischen und arabischen Producten versorgten. Die Beschreibung des babylonischen Handels wird also, indem sie uns die südlichen Handelswege des asiatischen Handels kennen lehrt, zugleich die Skizze ergänzen, welche wir von dem Welthandel der Phönikier entworfen haben.

Zuvörderst Einiges über die Lage Babylonien's. Kein Land ist in geographischer Beziehung leichter zu beschreiben als dieses. Die Natur kommt uns hierbei ungemein zu Hilfe. Das Gebiet der Babylonier lag zwischen den beiden Flüssen Euphrat und Tigris und erstreckte sich von der Mündung derselben im persischen Busen hinauf bis in die Gegend von Bagdad, welches fünfzehn Meilen nördlich vom alten Babylon liegt. Selbst auf einer Karte, wo der Name von Bagdad nicht aufgeführt wäre, könnte Jeder leicht die Lage dieser Stadt und somit die Nordgrenze Babylonien's wiederfinden; weil bekanntlich an dieser Stelle der Euphrat und Tigris sich bis auf eine Entfernung von drei Meilen nähern. Hier ward einst zum Schutze gegen die wilden Horden der Nomaden die medische Mauer aufgeführt, welche Babylon von Mesopotamien trennte. Die Hauptstadt des Landes, das weltberühmte und berüchtigte Babylon, lag, wie ich so eben erwähnte, fünfzehn Meilen südlich vom heutigen Bagdad; aber nicht wie dieses am Tigris, sondern am Euphrat. Schon durch die Lage in der Mitte zwischen der syrischen Küste und dem Indus war Babylon ein für den asiatischen Handel geeigneter Stapelplatz. Dieser Landhandel ward aber noch ergänzt durch die Schifffahrt auf dem Euphrat und Tigris und von dem persischen Meerbusen bis nach Ostindien. Man sieht, das Gebiet, dessen Hauptstadt Babylon war, mußte zufolge seiner natürlichen Beschaffenheit das ganze Alterthum hindurch seine Wichtigkeit für den Handel behaupten, mochten auch die Völker wechseln und die Dynastieen. Erst die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die gleichzeitige Hemmung des europäisch-asiatischen Landhandels von Seiten der Osmanen konnte diese Wichtigkeit wesentlich modificiren.

Je nach dem Wechsel der asiatischen Weltreiche ist auch Babylonien von verschiedenen Völkern besetzt worden. Die Geschichte dieses Landes beginnt mit der Sage von einem ungemein regen Völkerverkehre, welche uns zugleich andeutet, daß hier schon früh Städte gebaut wurden. Der Mythus vom babylonischen Thurmbaue hat also in so fern einen Sinn, als er mit der Natur des

Landes übereinstimmt, der zufolge auf diesem Terrain schon im frühesten Alterthume ein lebhafter Handelsverkehr und somit zugleich eine civilisirte und sehr gemischte Bevölkerung entstehen mußte. Hier also weniger als irgendwo sind die pedantischen Untersuchungen über die Urbewohner an ihrer Stelle. An den erwähnten Mythus schließt sich eine fast eben so dunkle Sage von einer assyrischen Monarchie an, mit einer Hauptstadt Ninive. Die Historiker sind nicht darüber einig, ob Babylonien von Assyrien oder Assyrien von Babylonien gestiftet worden ist. Die Verwirrung in der historischen Untersuchung ist hier wenigstens eben so groß wie die Sprachverwirrung der babylonischen Thurmbauer und nur soviel ist gewiß, daß je mehr der Name der Assyrier verhallt, die Babylonier immer mehr in den Vordergrund treten. Endlich im siebenten Jahrhunderte fängt das Licht der Geschichte in diesen Gegenden an zu dämmern. Damals sollen, wie Einige behaupten, die Babylonier sich von den Assyriern unabhängig gemacht haben. Andere sagen, die Chaldäer seien von den taurischen und kaukasischen Gebirgen herabgestiegen und hätten das syrische und babylonische Gebiet erobert. Nebukadnezar, der König dieser Eroberer, wird als Gründer des babylonisch-chaldäischen Reiches genannt; was aber die Chaldäer eigentlich für ein Volk gewesen, behaupten die Historiker, sei eine der schwierigsten Fragen in der Geschichte. Gewiß ist, daß sie diese Frage nicht beantwortet haben. Nebukadnezar dehnte sein Reich bis an die Küste des mittelländischen Meeres aus, zerstörte Jerusalem, schlug bei Circesium am Euphrat den König von Aegypten, Neko und eroberte die phönikischen Städte. Babylonien nahm die erste Stelle in diesem neuen Reiche ein, das indeß seine Kraft verlor und schon ein Jahrhundert nach seiner Gründung von den Persern erobert wurde. Cyrus nahm Babylonien ein und machte es zu einer der Hauptstädte des persischen Reiches. Der Handel, wie ich noch schließlich bei dieser historischen Uebersicht erwähnen will, litt durch diese letzte Eroberung in so fern, als die Perser, um ihre Hauptstädte Babylon und Susa vor dem Ueberfalle der feindlichen Flotte zu schützen, den Tigris durch quer durch den Fluß gemauerte Cascaden für die Schifffahrt unzugänglich machten. Alexander der Große, welcher die Absicht hatte, Babylon zu einem der Haupthandelsplätze seines Reiches zu machen, ließ diese Mauern niederreißen und nur noch einige Trümmer von ihnen haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Alexander starb zu früh, um seine großartigen Ideen realisiren zu können, und man kann deßhalb wohl behaupten, daß der babylonische Handel schon vor der Gründung der persischen Monarchie, nämlich unter der babylonisch-chaldäischen Herrschaft seinen Culminations-Punkt erreichte.

Ich könnte hiermit die kurze geographisch-politische Einleitung zu dem babylonischen Handel schließen, doch will ich noch einige Worte über das Verhältniß der beiden Flüsse zu einander, welche die babylonische Ebene einschließen, hinzufügen. Der Euphrat leistete dem Terrain, welches er durchströmte, einen ähnlichen Dienst, wie der Nil Aegypten. Er überschwemmte die Ebene, sobald der Schnee auf den armenischen Gebirgen schmolz. Damit aber diese Ueberschwemmungen dem Lande, welches sie befruchteten, nicht zugleich durch ihre zerstörende Gewalt schadeten, mußten die Babylonier schon früh auf ein künstliches Bewässerungs-System, auf sinnreichen Canalbau und auf die Errichtung mächtiger Dämme bedacht sein. Das Gebiet, welches beide Flüsse durchlaufen, ist von Westen nach Osten geneigt und da der Tigris überdieß höhere Ufer als der Euphrat hat, so suchte man die überflüssige Wassermenge des letztern in erstern abzuleiten. Allein man scheint hier des Guten zuviel gethan zu haben; der Euphrat verlor durch die Entwässerungen zu viel Wasser und wenn er auch noch zur Zeit der persischen Herrschaft das Meer erreichte, so büßte er doch später seine eigene

Mündung ein und verband sich weit von dem persischen Meerbusen entfernt mit dem Tigris.

Diese Charakteristik des Terrains denke ich, wird genügen, um uns für die Beschreibung des babylonischen Handels die nöthige Basis zu verschaffen.

2) Der Handel.

Die babylonischen Städte waren nicht bloß als Stapelplätze für den asiatischen Zwischenhandel bedeutend; es hatte sich vielmehr in Folge einer weit vorgerückten Agricultur und leicht von Außen zu gewinnender Rohstoffe die Manufacturkraft des Landes tüchtig ausgebildet. Die feine Wolle, welche man ohne große Transportkosten von Syrien und auch von den westlich gelegenen Grenzländern beziehen konnte, wurde zu prachtvollen Gewändern (die berühmten Sindones) so wie zu Purpurdecken verwebt. Außer den Wollwebereien leisteten ebenfalls die Baumwollen-Manufacturen Treffliches. Besonders war die Stadt Borsippa südlich von Babylon am Euphrat in diesem Industriezweige berühmt. Auch für die Baumwollweberei fand sich der Rohstoff in der Nähe, nämlich auf den Inseln des persischen Meerbusens an der Ostküste Arabien's und besonders auf der Insel Tylos, wohin die Baumwollenstaude von Ostindien aus verpflanzt worden zu sein scheint. Ob linnene Gewänder in Babylonien gewebt worden sind, läßt sich schwer entscheiden. Gewiß aber ist, daß man sich außer mit der Weberei noch mit der Fabrication von Luxusartikeln, wie wohlriechenden Wassern, und mit Verfertigung von Putzwaaren aller Art beschäftigte. Künstlich geschnitzte Steine endlich, so wie geschnittene Edelsteine gehörten zu den in Babylon gesuchtesten Producten. Zum Theil wurden diese Waaren in Babylonien selbst consumirt, zum Theil wurde mit ihnen ein lebhafter ausländischer Handelsverkehr unterhalten. Fassen wir die Handelsbeziehungen dieses Landes mit den Fremden jetzt näher in's Auge.

a. Die Flußschifffahrt und der Seehandel.

Von Norden her, von Armenien und dem sich daran anschließenden Mesopotamien, wurde Babylon mit verschiedenen Lebensmitteln und besonders mit Wein versorgt. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Flußschifffahrt auf dem Euphrat. Sie geschah vermittelst einer ganz besonderen Art von Flößen, die der Natur des reißenden Stromes gemäß sehr geschmeidig gebaut waren. Das hölzerne Gerippe derselben war mit Schilf und Häuten umkleidet. In Babylon angelangt, verkauften die Schiffer mit den Waaren zugleich das Schiff mit Ausnahme der erwähnten Häute, die sie auf Lastthieren wieder mit nach Hause führten. Es erklärt sich dieß aus der Schwierigkeit, auf dem Euphrat stromaufwärts zu fahren. Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß die Schifffahrt gegen den Strom dieses Flusses überhaupt nicht stattfand; denn der Euphrat wurde allerdings für den Waarentransport von Babylon aus nach Norden hin bis Thapsakos benützt. Allein dieser Transport muß nicht mit dem eben angeführten nördlichen oder armenischen Verkehre verwechselt werden. Er war vielmehr die Fortsetzung des babylonischen Seehandels über den persischen Meerbusen nach Arabien und Indien.

Dieser Seehandel über den persischen Golf scheint hauptsächlich von Phöniciern betrieben worden zu sein, die sich (ob aus politischen Gründen oder in der Absicht, Handel zu treiben, ist nicht gewiß) auf einigen Inseln im persischen Busen angesiedelt hatten. Auch die Araber nahmen an dem Seeverkehre Theil und die Babylonier selbst hatten auf der arabischen Küste des genannten Meerbusens eine

Pflanzstadt gegründet, das bekannte Gerra (el Katif). Als Besitzungen der Phönikier dagegen müssen wohl die Inseln Tylos und Aradus betrachtet werden, die in dem Meerbusen von Gerra lagen. Dort muß man sich auch die von den Hebräern oft erwähnte Insel Daden gelegen denken. Man sieht, hier war überhaupt der Anfangs- und Endpunkt des orientalischen Seehandels der alten Welt, der für Babylon seine Bedeutung verlor, als die Perser, welche keine Seemacht besaßen, die Flußschifffahrt auf dem Tigris erschwerten, um ihre Hauptstädte Susa und Babylon vor einer feindlichen Flotte zu schützen.

Aus jüdischen und griechischen Schriftstellern wissen wir, daß Babylon indische und arabische Producte über den persischen Golf bezog; aber dieser Handel, so weit er ein activer war, scheint sich, wie gesagt, in den Händen der Küstenbewohner des persischen Meerbusens befunden zu haben. Unter diesen waren besonders die Einwohner von Gerra durch den Handel reich und mächtig geworden. Diese führten indische und arabische Waaren theils durch die arabische Wüste nach Phönikien, theils über den persischen Meerbusen nach Babylon. Von hier aus wurde ein Theil der Waaren dann zu Schiffe bis nach Thapsakos geführt und von dieser Stadt aus wiederum weiter zu Lande nach Westen versandt. Die Karavanen der Phönikier, welche den Landhandel zwischen Thapsakos und Tyrus betrieben, scheinen von ersterer Stadt aus zugleich zu Lande bis nach Babylon gereis't zu sein, indem sie ihren Weg entweder mitten durch die Steppe Mesopotamien's oder längs den Ufern des Euphrat's nahmen. Ich habe schon früher auf diesen östlichen Landhandel der Phönikier aufmerksam gemacht und kehre jetzt nach Gerra, der babylonischen Pflanzstadt, zurück.

Aber auch hier wieder begegnen wir Phönikiern. Sie treten hier als Concurrenten des eben beschriebenen Handels von Gerra auf und hatten ganz in der Nähe dieser Stadt ihre Niederlassungen auf den Inseln Tylos und Arados. Es läßt sich nicht verkennen, die Localität dieser Inseln war für den Handel äußerst günstig. Hier allein fand sich das für den Schiffbau passende Holz in hinlänglicher Menge; alle übrigen Küsten des persischen Meerbusens waren daran arm. Zugleich gedieh hier eine seltene Baumart, deren Holz zu den in Babylon so sehr beliebten und theuer bezahlten Spazierstöcken verarbeitet wurde. Ueberdieß gab es auf Tylos Baumwollenpflanzungen und die Hauptbank der Muscheln, welche edle Perlen erzeugten, erstreckte sich längs der Ostküste Arabien's von den Besitzungen der Phönikier an bis zum Vorgebirge Dsiul-far (Macae). Man sieht, die Phönikier hatten ein geübtes Auge für Handels-Speculationen und welchen Gewinn konnten sie nicht, auch abgesehen von den oben genannten Producten, noch aus dem ostindischen Handel ziehen!

Außer den phönikischen Niederlassungen ist für den babylonisch-ostindischen Seehandel noch ein Stapelplatz auf dem Vorgebirge Dsiul-far am Eingange des persischen Meerbusens, besonders seiner Zimmt-Niederlagen wegen berühmt. Auch hier aber scheinen nicht sowohl Babylonier, als vielmehr phönikische und arabische Zwischenhändler den Austausch der Waaren besorgt zu haben. Von der Küste Malabar und der Insel Ceylon holten diese Kaufleute der Ostküste Arabien's die orientalischen Luxuswaaren, um sie zugleich mit arabischem Weihrauch theils nach Phönikien, theils nach Babylon zu versenden. Außer dem indischen Zimmt war im Alterthume besonders die indische Perle geschätzt, und auch Ebenholz und Elfenbein scheinen die Kaufleute des persischen Meerbusens von Indien geholt zu haben.

b) Der Landhandel.

Während die Producte der westlichen Küste Ostindien's und Ceylon's zu Wasser nach Babylon geschafft wurden, gelangten die Waaren des nördlichen Theiles von Indien, welcher zwischen dem Ganges und Indus liegt, auf einem andern Wege, der zu Lande mitten durch Asien führte, nach dieser Hauptstadt. Das nördliche Indien in der eben angegebenen Begrenzung lieferte Edelsteine und indische Jagdhunde, auf deren Haltung persische Satrapen enorme Summen verwendeten. Besonders von einem persischen Statthalter in Babylon erzählt Herodot, daß er die Abgaben von vier Oertern bloß zur Fütterung seiner indischen Hunde brauchte. Sodann war Indien reich an Färberwaaren und aus den Gebirgen von Cashmir kamen die schönsten wollenen Gewänder, welche man im Alterthume kannte. Die Handelsstraße, welche von diesen Gegenden nach Babylon führte, berührte Baktra (Balkh), den Hauptstapelplatz für die Waaren des östlichen Asien's, und erstreckte sich von da, um die wüsten und unsicheren Gegenden zwischen dem alten Persien und Medien zu vermeiden, fast in gerader Richtung durch den nördlichen Theil des heutigen Persien's hindurch. Wahrscheinlich trafen die babylonischen Kaufleute in Baktra mit den Bewohnern des nördlichen Indien's zusammen. Dort tauschten sie die genannten indischen Producte ein. Wie weit aber der Handel der Inder sich noch nach Osten erstreckt habe, läßt sich nicht mehr genau ermitteln; nur so viel kann man behaupten, daß sie weite Reisen in die Gobi-Wüste hinein unternahmen und mit Gold beladen heimkehrten. Einige haben die Meinung geäußert, daß dieser Weg über Baktra die einzige Verbindungslinie zwischen Babylonien und Indien gewesen. Sie führen dafür die heutige Versandung des Euphrat's unterhalb der Gegend, wo Babylon lag, an. Allein die Nachrichten, welche sich über den Seehandel der Babylonier auf dem persischen Meerbusen und bis nach Indien erhalten haben, sind zu bestimmt, als daß es erlaubt ist, sie zu ignoriren. Und selbst, wenn bewiesen wäre, was nicht geschehen ist, daß schon zu den Zeiten der babylonisch-chaldäischen Herrschaft oder unter der persischen Monarchie der Euphrat für die Schifffahrt untauglich gewesen sei, so bliebe noch immer der Tigris übrig, in den der Euphrat später mündete und der überdieß durch bedeutende Canäle mit dem Euphrat verbunden war.

Noch eine Handelsstraße müssen wir erwähnen, bevor wir unsere Betrachtungen über den babylonischen Landhandel schließen können; es ist diejenige, welche von Babylon durch Kleinasien nach Sardes führte. Herodot hat sie im fünften Buche genau beschrieben. Sie führte durch bewohnte und sichere Länder von Sardes zunächst durch Lydien und Phrygien bis an den Halys. Jenseits des Flusses ging es weiter durch Kappadocien und Cilicien. Dann mußte man über den Euphrat setzen und kam so nach Armenien. Aus Armenien führte der Weg in das Land der Matiener. Von hier gelangte man zu den Cissiern und endlich an den Fluß Choaspes, an welchem Susa lag. Die lebhafte und geregelte Verbindung endlich, welche zwischen Susa und Babylon unter der Herrschaft der Perser stattfand, ist bekannt.

Gerade jetzt wieder sind die Blicke aller handeltreibenden Völker nach Asien gerichtet; jede Nation hofft dort Ersatz zu finden für die schlechten Geschäfte in der Heimath. Es scheint, als sollten die eben beschriebenen alten Handelswege noch einmal zu belebten Völkerstraßen werden. Auch wir Deutsche möchten uns gern an den neuen Unternehmungen betheiligen und sprechen es häufig aus, wie schön es doch wäre, wenn wir so ohne Weiteres über die Donau und

das schwarze Meer mit Persien und über die Landenge von Suez mit Indien und China Handel treiben könnten. Möchten unsere Staatsmänner nur recht bald einsehen, daß es mit dem bloßen Wunsche nicht gethan ist, daß ein blühender Handel nach Außen ein einheitliches, kräftiges Staatsleben voraussetzt, und daß wir dieses noch nicht besitzen. Wie sehr aber die anderen Völker unsere politische Schwäche zu ihrem Vortheile in der asiatischen Handelsfrage auszubeuten wissen, glaube ich oben in dem Abschnitte über den gegenwärtigen Welthandel klar gemacht zu haben.

Aegypten.

1) Der ägyptische Handel mit Rücksicht auf Geschichte und Politik.

So kommen wir denn nach einer langen Reise im Norden und Osten endlich zu den Völkern, denen die südlichen Verzweigungen des antiken Welthandels anheimgefallen waren und zwar zunächst von Asien her zu den Aegyptern. Hier betreten wir das eigentliche Terrain des alten Land- und Karavanenhandels mit aller seiner Langsamkeit und seinen stereotypen Formen. Von Wüsten umgeben und ohne das nöthige Holz für den Schiffbau, wie hätten die Aegypter schon früh ein seefahrendes Volk werden können, wenn gleich der Nil ihr Land durchströmte und beständig auf das Meer hinwies? Sie befanden sich in einer eigenthümlichen Lage. Durch die Natur selbst von den übrigen Völkern isolirt und doch dem Meere so nahe; ohne das nothwendigste Material für die Unterhaltung einer Flotte und doch wieder durch die Landenge von Suez wie kein anderes Volk zu einem großartigen Seeverkehr berufen; — durch die Ueberschwemmungen des Nil zu kunstreichen Unternehmungen aufgeregt, ja, durch diese flüssige und mit den Jahreszeiten sich ändernde Natur ihres Agricultur-Besitzes zu immer neuen Vermessungen und selbst zu astronomischen Beobachtungen veranlaßt; voll Energie und Leben; gebräunt von der südlichen Sonne, ohne durch sie betäubt zu werden; voll sinnlichen Feuers und doch frei von asiatischer Erschlaffung; — welch' ein Volk konnte aus ihnen hervorgehen; welche weltbestimmenden Charaktere konnten sie erzeugen? Man sieht, es liegen widersprechende Elemente in diesem Volke beisammen, Elemente, die beständig anregten, keine, einer mächtigen Entfaltung fähig, aber an ihrem Wachsthume gehindert durch ungünstige Verhältnisse. Und welcher Art waren diese Verhältnisse? Zunächst waren sie bedingt durch die äußere Natur des Landes. Aegypten war, wie gesagt, durch unwirthbare Gegenden, von den übrigen civilisirten Völkern getrennt und für die maritime Verbindung fehlte ihm die unentbehrlichste Grundlage. So war es, das läßt sich nicht verkennen, für die Erfüllung seiner Bestimmung auf eine Verbindung mit anderen, seine bildungsfähige, aber beschränkte Natur ergänzenden Ländern hingewiesen. Die Aegypter, wollten sie nicht, trotz ihrer Anlagen und Reichthümer, einer einseitigen Charakterbildung verfallen, mußten mehr als andere Völker darauf bedacht sein, sich selbst durch thätiges Eingreifen in den Weltverkehr zu ergänzen und die Vortheile ihres Landes geltend zu machen. Sie hätten das waldreiche Syrien und die phönikische Wüste erobern müssen, um der günstigen Stellung ihres Landes für den Seehandel zu genügen und um aus einem pedantischen Winkelvolke ein einflußreiches Weltvolk zu werden. Dazu wurden sie durch die Natur ihres Landes aufgefordert; aber dieselbe Natur reizte zugleich durch ihre reichen Gaben zur Selbstgenügsamkeit, und die Geschichte lehrt uns, daß die Aegypter diesem letzten Triebe folgten, daß sie sich isolirten, daß sie den Fremden, mit denen sie an Seemacht und Handel nicht concurriren konnten, ihre Häfen schloßen

und somit ein Land, welches für die Vereinigung der Völker einen der nothwendigsten Vermittelungspunkte bildete, dem Verkehre entzogen. Daß diese Richtung eine unnatürliche war, haben die Resultate des ägyptischen Lebens bewiesen. Der rege Geist des Volkes artete bei seinem antisocialen Treiben in ein jesuitisches Pfaffenregiment aus und hat uns wenig andere Denkmäler hinterlassen, als einförmige Königsgräber und unverständliche Hieroglyphen.

Wie das alte Aegypten, so hat es bis auf die neueste Zeit Länder und Städte gegeben, welche durch ihre Lage dem Handelsverkehre der Völker äußerst günstig sind und doch durch die unsolidarische Entwickelung der Menschheit zu keiner Bedeutung gelangen können. Der Vergleich mit dem neuen Aegypten liegt nahe und Konstantinopel gibt uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Gelänge es einem der dort wohnenden Völker oder einem der civilisirten Staaten Europa's, in den unbeschränkten Besitz dieser Handelsplätze zu kommen, so würde sich dieß schwerlich mit dem heutigen Gleichgewichtssystem vertragen. Der Besitz solcher Länder würde einer mächtigen Nation zu überwiegende Vortheile über die anderen feindlichen Nationen verschaffen. Deßhalb müssen sie, wie man sagt, neutral bleiben, d. h. eine klägliche, unselbstständige, sieche Existenz führen. Wer aber sieht nicht ein, daß sie, indem sie so gezwungen werden, sich selbst zu schaden, zugleich die Entwickelung der Menschheit hemmen, — ein Uebelstand, der freilich nicht durch die Diplomatie, sondern nur durch eine höhere sociale Entwickelung als die heutige Civilisation beseitigt werden kann, und der, wie so viele andere Verhältnisse, beweis't, daß die Erde für die unsolidarische Entwickelung der Menschheit nicht geschaffen ist.

Aegypten verharrte in seiner Abgeschlossenheit; es schien die Vortheile seiner Lage nicht zu begreifen, oder besaß wenigstens nicht die Macht, sie zu benutzen und durch Eroberungen zu erweitern, bis endlich Alexander der Große es zu einer makedonischen Provinz machte (332 vor Chr.). Damit beginnt für die Geschichte des ägyptischen Handels eine neue Epoche. Alexander erkannte auf der Stelle die Bedeutung der Nordküste Aegypten's für den Welthandel: dieß beweis't die Gründung der Stadt Alexandrien, deren Plan er selbst entwarf. Aegypten mußte das Glied eines Weltreiches werden, wie der makedonische König es erobert hatte, um die Keime der Größe, welche in seiner Weltstellung liegen, zur Entfaltung bringen zu können. Es war von jeher durch die Nähe des mittelländischen Meeres zum großartigen Seehandel bestimmt gewesen; es war zugleich zu reich an Agricultur- und Manufactur-Kraft, um sich von anderen Völkern völlig abschließen zu können, ohne daß diese Isolirung ihm selbst zum Verfalle gereichte. Und doch hatte es sich isolirt. Freilich durchzogen zahlreiche Karavanen sein Gebiet, aber die Aegypter selbst verhielten sich passiv bei diesem Verkehre. Sie warteten, bis die anderen Völker zu ihnen kamen, um Getreide und Gewänder gegen Gold und Elfenbein oder gegen Räucherwerk und Specereien einzutauschen. Durch diesen passiven Landhandel konnte Aegypten wohl reich und berühmt werden, aber seine Aufgabe für die Geschichte der Menschheit, welche durch seinen Seeverkehr bedingt ist, konnte es nicht erfüllen, so lange es den Fremden seine Häfen schloß und nicht Macht genug besaß, fremde, ergänzende Küstenstriche und Gebiete, wie die phönikische Küste und die dahinter gelegenen Länder, sich einzuverleiben. Alexander hatte schon Tyrus erobert, ehe er Alexandrien gründete. Er besaß, wie Keiner vor ihm, die Macht, dem ägyptischen Seehandel eine hinlänglich weite Basis und den nöthigen Nachdruck zu geben. Allein er starb zu früh für die Ausführung seiner Pläne, und die Ptolemäer, welche ihm in Aegypten folgten, mochten sie auch seine Idee erben und verstehen, besaßen wieder ein zu kleines Terrain, um sie rea-

listren zu können. Aber die Ehre muß man ihnen lassen; sie haben die günstige Lage ihres Landes für den Welthandel zur See begriffen und sie nach Kräften ausgebeutet. Schon Ptolemäus I. (323—284) schuf eine mächtige Flotte und sein Sohn Ptolemäus II. (284—246) ließ, um den Verkehr zwischen dem mittelländischen Meere und Indien zu erleichtern, einen Canal aus dem Nil in den arabischen Meerbusen graben. Unter den Seehäfen am arabischen Golf zeichnete sich bald Berenice aus. Dorthin kamen die Waaren von Indien und wurden dann weiter nach der Stadt Koptos am Nil gebracht, von wo sie den Fluß hinab nach Alexandrien gingen. Auch darin hatten die Ptolemäer einen richtigen Blick, daß sie, die zu engen Grenzen ihres Landes richtig erkennend, das Gebiet ihres Handels durch passende Eroberungen zu erweitern suchten; sie unterwarfen im Süden Nubien und Abyssinien und drangen nordwärts nach Syrien vor. Sie unterhielten eine gewaltige Seemacht, schloßen Handelsverträge mit mächtigen Handelsvölkern und zwangen die Byzantiner zur Aufhebung des Zolles am Bosporus. So ward Alexandrien bald eine der mächtigsten Seestädte und seiner Handelsgröße gegenüber konnte das alte Tyrus sich nicht mehr halten. Selbst die Römer, welche einst Aegypten erobern sollten, steigerten eine Zeit lang die Selbstständigkeit und Größe der Ptolemäer. Denn durch die Zerstörung von Karthago und Korinth befreiten sie Alexandrien von gefährlichen Concurrenten. Neben dem Handel blühten in Alexandrien Wissenschaften und Künste; aber die socialen Verhältnisse des Reichs ruhten auf keiner haltbaren, sittlichen Basis. Die Vermögensvertheilung fand auch hier in der rohen Weise statt, wie sie überhaupt im Alterthume geschah. Der Gegensatz von Herren und Sklaven entehrte und verkümmerte auch hier alle Erwerbsverhältnisse. Daher Knechtschaft und Kriecherei auf der einen und schmutzige Sittenlosigkeit auf der andern Seite als das Endresultat des gewinnreichen ägyptischen Handels, bis endlich Rom auch nach diesem Reiche seine Hand ausstreckte, um es mit sich in's Grab zu ziehen. Kleopatra war die letzte Regentin aus der Dynastie der Ptolemäer. Sie nahm im Jahre 31 vor Chr. an der berühmten Schlacht bei Aktium Theil, und nachdem sie dieselbe verloren hatte, ward Aegypten eine römische Provinz.

Dieser Glanzperiode des ägyptischen Seehandels müssen wir die frühere Zeit des einseitigen Landhandels und der priesterlichen Abgeschlossenheit entgegenstellen. Es würde uns hier wenig nützen, wollten wir uns mit der Urgeschichte Aegypten's befassen, die nur auf Sagen beruht. Nur zur allgemeinen Orientirung will ich hier einige Daten angeben. Die Zeit, in welcher die Juden in die Wüste zogen, fällt in das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vor Chr. Später hören wir von Kämpfen zwischen einem ägyptischen Könige Sisak und dem Sohne Salomo's, welche die Eroberung Jerusalem's zur Folge hatten. Dann wieder von Aethiopiern, welche im achten Jahrhundert Aegypten beherrschten. Nach ihnen gelangte ein Priester Sethos zur Regierung. Gegen ihn, den priesterlichen Despoten, conspirirte die Kriegerkaste und verweigerte ihm Gehorsam, als der assyrische Eroberer Sanherib das Land bedrohte. Er gerieth auf diese Weise in eine unhaltbare Stellung und bald hören wir von zwölf Fürsten, wahrscheinlich aus dem Kriegerstande, welche zu gleicher Zeit das Land beherrschen. Diese Dodekarchie dauerte indeß nicht lange (671—656). Einer der Dodekarchen, der Beherrscher von Sais, Psammetich, stellte mit Hilfe griechischer Söldner die Alleinherrschaft wieder her und leitete die Uebergangsperiode ein zwischen der Abgeschlossenheit des ägyptischen Priesterstaates und dem glänzenden Seeverkehre, von dem wir gesprochen haben. Jetzt erst beginnt es in der Geschichte der Aegypter zu tagen; sie treten mit Griechen und Asiaten in

Verkehr, und der nördliche Theil des Landes, den die See bespült, wird immer mehr der eigentliche Brennpunkt ihrer Entwickelung. Damit beginnt die Concurrenz und die Eifersucht zwischen Aegypten auf der einen und Phönikien mit Syrien auf der andern Seite zur hellen Flamme aufzulodern. Psammetich dringt in Syrien ein und erobert Azotus; sein Sohn erobert Jerusalem und erreicht den Euphrat. Zu derselben Zeit aber verfolgte Nebukadnezar seine Eroberungspläne. Beide Könige treffen bei Circesium auf einander und die Schlacht wird gegen die Aegypter entschieden. Die Seemacht, welche Neko gegründet hatte, und seine Unternehmungen, um das mittelländische Meer mit dem arabischen Golf in Verbindung zu setzen, verloren dadurch, daß die Aegypter ihre Eroberungen in Asien wieder aufgeben mußten, einen großen Theil ihrer Bedeutung. Die Perser rücken immer weiter vor und 525 vor Chr. wird die Schlacht bei Pelusium geschlagen, in welcher Kambyses den ägyptischen König Psammenit besiegte und Aegypten der persischen Herrschaft unterwarf. Diese Herrschaft dauerte bis auf die Zeiten Alexander's (332).

2) Der ägyptische Handel mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Landes.

Wie war das Land beschaffen, welches die alten Aegypter bewohnten? — Diese Frage drängt sich Jedem auf, der sich für die politische und commercielle Entwickelung dieses Volkes interessirt. Aegypten ist das Land des Nil's. Das ganze Land ist ein enges Thal bis zu dem Punkte, wo der Fluß das berühmte Delta bildet. Im Westen und Osten wird es von Bergen begrenzt, die nur einige Meilen von den Ufern des Flusses sich entfernen. Die Bergkette des Westens schützt das Land gegen den Sand der Wüste; aber man muß nicht glauben, daß ganz bis zu ihrem Fuße hin der fruchtbare Nilschlamm reicht. Zwischen der fruchtbaren Ebene und den Bergen erstrecken sich an vielen Stellen breite Sandfelder; nur ausnahmsweise dringt das Nilwasser bis an dieses Felsgebirge. Im Osten ist die Küste des Golfs von dem fruchtbaren Nilthale durch ein steiniges Gebirgsland getrennt. Diese Berge lieferten den Marmor, den Granit und Porphyr für die kolossalen Bauten; aber nur Hirten können hier leben: der Ackerbauer ist auf die nächste Umgebung des Nil, zu der ich die Ebene des Delta rechne, beschränkt, ein Terrain, das kaum den sechsten Theil des ganzen Landes ausmachen soll. Die östliche Gebirgskette ist von breiten Thälern durchschnitten, an deren Mündung im Alterthume bekannte Hafenplätze lagen. An der Spitze des Delta zieht sich die westliche Gebirgskette nach Lybien hinein, während die östliche nahe bei Kairo aufhört. Da, wo der Nil sich theilt, beginnt das sogenannte „Unter-Aegypten." Das „mittlere," welches südlich daran grenzt, zieht sich den Nil bis Chemmis hinauf. Endlich folgt die „Thebaïs" der Alten, das heutige „Ober-Aegypten" bis an die nubische Grenze. Indeß hier dürfen wir unsere geographische Bestimmung noch nicht schließen. Wir müssen, um die Geschichte des ägyptischen Handels zu verstehen, unsere Nachforschungen noch weiter nach Süden ausdehnen; denn dort lebte ein Volk, welches sehr stark an dem ägyptischen Karavanen-Handel betheiligt war und ihn vielleicht in's Leben gerufen hatte, die Aethiopier. Im Allgemeinen bezeichneten die Alten mit diesem Namen die südlichen, dunkelfarbigen Völker Asien's und Afrika's, besonders im Gegensatze zu der hellfarbigen Bevölkerung des afrikanischen Nordens, welche man „Lybier" genannt zu haben scheint. Die Aethiopier im engern Sinne aber, die wir hier zunächst im Auge haben, bewohnten das heutige Nubien und Abyssinien. Herodot hat uns wenig bestimmte Nachrichten über diesen Stamm der Aethiopier mitgetheilt. Von ihm wissen wir nur, daß seine Wohnsitze schon in der Nähe von Syene und Elephantine beginnen

und daß „äthiopische Makrobier“ sich von den „Aethiopiern, welche Meroë bewohnten,“ unterschieden. Erst in Folge der Eroberungen der Ptolemäer haben wir nähere Aufschlüsse über diese Länder erhalten. Gleich oberhalb Syene bis Meroë sollen Nomaden umhergezogen sein, welche unter dem Namen Nubier und Megabarer vorkommen. Oestlich von ihnen in dem Gebirge, welches sich längs der Küste erstreckt, wohnten Troglodyten. Dieses Terrain entspricht ungefähr dem heutigen Nubien und schon im Alterthume, wie heute, waren, wenn wir Plinius glauben dürfen, die dort lebenden Nomaden ein arabischer Volksstamm. Südlich von der wüsten Strecke des heutigen Nubien's, im fruchtbaren Abyssinien, lebten Jäger und Hirtenvölker, Ackerbauer und Fischer. Um die Grenzen dieser Stämme möglichst klar hervortreten zu lassen, muß ich zuvörderst daran erinnern, daß der Nil in diesen Gegenden, die seinen Quellen nahe liegen, noch aus zwei Hauptarmen besteht und nördlich von dem Zusammenflusse dieser Ströme bei Kartum den Fluß Takazzé, den die Alten Astaboras nannten, von Südosten her aufnimmt. Das Dreieck, welches der Astaboras mit dem Nil bildet, hatten die Meroër inne, längs den beiden Ufern des Astaboras aber lebten wilde Völker, die sich von Kräutern und von der Jagd ernährten, wie in neuerer Zeit die Shangalla's. Auf einer höheren Stufe der Cultur standen die in ihrer Nähe wohnenden Gebirgsvölker der Troglodyten, von denen man sich in der Regel eine sehr falsche Vorstellung macht. Sie waren Hirten und benutzten die Grotten der steinigen Gebirgskette, die sich längs der Küste des arabischen Golfs hinzieht, zu eben so zweckmäßigen als pittoresken Wohnungen. Der eigenthümliche Charakter der äthiopischen und ägyptischen Sculptur hängt offenbar mit diesem Troglodyten-Leben der Hirtenvölker auf's Genaueste zusammen. Die Troglodyten wechselten indeß häufig ihre Wohnsitze. Das Klima, welches zu gewissen Jahreszeiten der Viehzucht nicht günstig ist, nöthigte sie zum Nomaden-Leben. Neben den eben erwähnten wilden Völkerschaften kommt in der Geschichte noch der Name der Makrobier vor. Von ihnen heißt es, daß sie eine Stadt bewohnten und so viel Gold besaßen, daß sie selbst die Ketten der Gefangenen daraus schmiedeten. Schon Herodot erwähnt sie, wenn gleich ganz unbestimmt, und später sind sie durch die Feldzüge des Kambyses berühmt geworden. Sie wohnten wahrscheinlich an der afrikanischen Küste, welche die Straße von Bab-el-Mandeb begrenzt, in der Nähe des Cap Guardafui. In ihrem Lande war Ueberfluß an Gold, welches sie gern hingaben für das mangelnde Erz und Eisen. Zugleich trieben sie Handel mit Weihrauch und anderen Specereien, welche sie aus benachbarten äthiopischen Gegenden holten und zu Wasser nach dem glücklichen Arabien und Indien brachten. Auch von einem sogenannten „stummen“ Tauschhandel, den ein benachbarter Volksstamm mit ihnen führte, finden sich in älteren und neueren Schriftstellern Andeutungen. Diese Art des Tausches ist nichts Seltenes bei wilden Völkern, welche keine Dolmetscher haben. Der Eine legt die Waare hin, der Andere das Gold oder irgend eine andere Waare und so sucht man sich allmälig zu verständigen. Mit Aegypten endlich standen die Makrobier durch Karavanen-Handel in Verbindung, den die Nomaden-Völker der zwischenliegenden Gegenden leiteten.

Damit haben wir also für den ägyptischen Handel einen Anknüpfungspunkt sowohl an den südasiatischen oder arabisch-indischen Seehandel, als auch an den Verkehr der südafrikanischeu Völker, deren Vorposten die eben beschriebenen Aethiopier bildeten, gefunden. Um die ganze Bedeutung dieses Central-Punktes verschiedener Handelswege in ein helles Licht zu setzen, müssen wir noch von dem Staate Meroë sprechen. Der Name Meroë ward sowohl für eine Stadt als für ein ganzes Land gebraucht. Das Land ist häufig als eine Insel beschrieben worden, und wenn es auch keine Insel des Nil ist, so wird es doch zum großen

Theile von diesem und einem andern Flusse, dem Astaboras, eingeschlossen. Im Norden beginnt die Landschaft an dem Punkte, wo beide Flüsse sich einen; nach Süden erstreckt sie sich bis in das heutige Abyssinien. Hier, etwas nördlich von Chandy (Shendy), lag die Stadt gleiches Namens unter 17° N. B. und 52½° O. L. Meroë stand in Handelsverbindungen mit dem nördlichen Afrika und Aegypten, sowie mit dem glücklichen Arabien und Indien. Der Staat von Meroë umfaßte eine Menge Völkerschaften von der verschiedensten Lebensart. Die einzelnen Erwerbszweige lagen hier nach Volksstämmen gesondert neben einander; ja die Vereinigung dieser Gewerbe, die Ausgleichung dieser rohen Arbeitstheilung durch den Handel wurde selbst wieder kastenartig ausgebeutet. Der Handel von Meroë war in den Händen eines einflußreichen Stammes, der ihn gegen die Rohheit und Beutelust der übrigen Stämme dadurch zu schützen und am Vortheilhaftesten zu betreiben suchte, daß er ihn mit dem Nimbus der Religion umgab. Der Handel war in den Händen der Priester und der Cultus des Jupiter Ammon, dessen Bild an bestimmten Festtagen in einem goldenen Schiffe von Priestern in feierlicher Procession getragen wurde, scheint, wie schon Heeren bemerkt, ebenfalls darauf hinzuweisen, daß die Religion dieser, sowie der ägyptischen Priester im letzten Grunde nichts Anderes war als eine Handelsreligion, erfunden, um die Rohheit und den Aberglauben wilder Völker zu gewinnreichen Handelsspeculationen zu benutzen. So haben zu allen Zeiten die Priester die Widersprüche und Gegensätze des wirklichen Lebens mehr befördert als geheilt; so haben sie zu allen Zeiten durch Einführung nur ihnen verständlicher Symbole sich über das Volk lustig gemacht. Wer kennt nicht heutzutage den ganzen Wandel der ägyptischen Priesterreligion; wer kennt nicht ihre scheußlichen Göttergestalten, darauf berechnet, das Volk in Furcht und Brutalität zu erhalten; wer weiß nicht, daß sie im Luxus schwelgten, während das Volk geknechtet blieb und darbte? So haben sie von jeher dem Volke vorgelogen, es bedürfe ihrer Vermittelung, um glücklich zu werden; so haben sie beständig dem Volke seine besten Kräfte verkümmert, sein Selbstvertrauen, seine Unbefangenheit, seinen Schönheitssinn und seinen Verstand. Aber nirgends ist die Vermittelungsidee des Priesterthums so verschmitzt und ungeschliffen zugleich aufgetreten als in Aegypten. Kein Wunder, daß man hier der Symbole und Hieroglyphen mehr als irgendwo bedurfte, um das Volk nicht hinter die Coulissen sehen zu lassen.

Die Priesterkaste von Meroë schickte nach verschiedenen Plätzen von Nordafrika und Aegypten, die sich besonders zum Zwischenhandel eigneten, Colonisten aus. So scheint Ammonium in der lybischen Wüste, so Theben in Ober-Aegypten, so scheinen die Tempel und kolossalen Bauten, die an den Handelsstraßen Aegypten's lagen, entstanden zu sein. Mag Heeren auch in dieser Beziehung manche Stellen alter Schriftsteller zu künstlich interpretirt haben, so läßt sich doch der genaue Zusammenhang des Cultus und des Handels bei den Aethiopiern und Aegyptern nicht verkennen. Besonders geeignet aber ist die schon erwähnte kastenartige Vertheilung der verschiedenen Industriezweige nach Volksstämmen, um die Isolirung socialer Verhältnisse, die dem Alterthume überhaupt zum Grunde lag, anschaulich zu machen.

Daß eine enge Handelsverbindung zwischen Aegypten und Aethiopien stattfand, läßt sich nicht bezweifeln. Eben so deutliche Spuren finden sich von einem Verkehre zwischen Aethiopien und dem glücklichen Arabien, welches reich an Räucherwerk, Edelsteinen und Specereien war. Ueber Arabien ward dann der Handel zur See weiter nach den Gewürzländern Indien's betrieben und zwar wahrscheinlich von den Arabern selbst. So erklärt sich leicht die Menge von Gewürzen und Specereien, von Räucherwerk und Baumwolle, welche man jährlich

in Aegypten verbrauchte. Aethiopien lieferte für diesen lebhaften Völkerverkehr hauptsächlich das Gold, welches damals, wie ich wohl kaum zu erwähnen brauche, nicht als Geld, sondern als Waare in Betracht kam.

Wie der Nil von Süden nach Norden, so verbreitete sich die Cultur allmälig von Aethiopien aus über Aegypten. Die Stadt Meroë bildete hier den Vermittelungspunkt. Sie war der Sammelplatz der Karavanen, welche durch die nubische Wüste oder längs dem Nil nach Theben zogen, und nach Süd-Ost hin stand sie mit der Hafenstadt Azab, die an der Straße Bab-el Mandeb lag, in Verbindung. Folgen wir den Karavanenzügen durch die nubische Wüste, so gelangen wir an deren Nordgrenze nach Ober-Aegypten, von wo der Nil bis zu seiner Mündung ununterbrochen schiffbar bleibt. Lange Zeit beschränkten sich die Aegypter auf die Flußschifffahrt und den Karavanenhandel, bis endlich jene Periode des Seehandels eintrat, die ich oben näher bestimmt habe. Lange Zeit blieb Ober-Aegypten allein der Sitz der Cultur und Industrie, und viele Jahrhunderte liegen zwischen der Blüthe von Theben und der Zeit, wo ägyptische Könige den Seehandel der Küstenstädte begünstigten und endlich der makedonische Eroberer durch die Gründung von Alexandrien das Uebergewicht von Unter-Aegypten über das Binnenland zur Entscheidung brachte. Nie war Cultur und Wohlstand in gleichmäßiger Weise über das ganze Land verbreitet. Der Karavanenhandel, dem der Süden seinen Flor verdankte, mußte durch den Seehandel viel an seiner Bedeutung verlieren, und als endlich die vielen Priesterstaaten, in welche Aegypten ursprünglich getheilt war, unter die Herrschaft eines einzigen Herrschers kamen, da zeigte sich doch der Zwiespalt der verschiedenen Landestheile in Folge des Kastenwesens so gewaltig, und die Verwirrung wurde durch die Heereszüge äthiopischer, persischer und makedonischer Eroberer so unlösbar, daß es Aegypten auch in späteren Zeiten niemals gelungen ist, zu einem einheitlichen Nationalleben zu gelangen.

Zum Schlusse muß ich noch Einiges über die Natur der Waaren sagen, mit denen die Aegypter Tauschhandel trieben. Bekannt ist, daß Aegypten ein so reiches Kornland war, daß es auch andere Länder mit Lebensmitteln versorgen konnte. So bezog Arabien und auch bisweilen Syrien Getreide von dort, und ein Mißwachs in Aegypten verbreitete, wie wir aus der Geschichte Joseph's wissen, Noth und Theuerung rings umher. Für die Handelsgeschichte ist es interessant, aus Herodot zu erfahren, daß gerade zu der Zeit, als der König Amasis den Seeverkehr mit den Ausländern erleichterte, die Einkünfte aus dem Getreidehandel sich bis auf eine früher nicht gekannte Höhe hoben. Auch Flachs und Baumwolle ward im Lande gebaut und die Leinweberei nicht weniger als die Baumwollen-Industrie lieferten Producte, die im Auslande sehr gesucht waren. Herodot erzählt, daß zu seiner Zeit ägyptische Leinwand bei den Griechen viel verbraucht und von den Karthagern bis zu der Westküste von Afrika versendet wurde. Die Phönikier bezogen besonders Teppiche und Gewänder aus Aegypten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie dieselben erst gefärbt haben. Schon früher habe ich Gelegenheit gehabt, darauf aufmerksam zu machen, daß der Verkehr der Phönikier mit den Aegyptern sehr alt war. Bis der König Amasis den Fremden die ägyptischen Hafenplätze öffnete, war dieser Verkehr Landhandel. Zuerst war Theben der Hauptsitz desselben; später, als sich das ägyptische Leben mehr im Norden concentrirte, ward es Memphis, wo ein ganzes Quartier der Stadt bloß von Phönikiern bewohnt wurde. Besonders Wein, den Aegypten damals nicht baute, ward von phönikischen Kaufleuten eingeführt. Die irdenen Gefäße desselben benutzte man, um in der Wüste, welche Aegypten von Syrien trennt, Wasserbehälter anzulegen und somit den

Verkehr zu erleichtern. Wie alt übrigens diese Verbindung zwischen Syrien und Aegypten war, ist Jedem hinlänglich aus der mosaischen Geschichte bekannt. Die Waaren, welche Aegypten für seine Producte eintauschte, brauche ich hier nur der Vollständigkeit wegen kurz zu nennen, da ich schon häufiger von den Ländern, wo sie erzeugt wurden, gesprochen habe. Aus Aethiopien erhielt es Gold, Elfenbein und Sklaven; aus Arabien Räucherwerk, aus Indien Gewürze und endlich Salz aus den africanischen Wüsten.

Von Osten kamen wir nach Aegypten, und haben uns daher zuvörderst mit seinen östlichen Handelsverbindungen beschäftigt. Wir forschten den Spuren der Wege nach, die nach Arabien und Indien führten, und gelangten dadurch zugleich nach den südafrikanischen Gegenden. Jetzt drängt sich uns die Frage auf, wie sich der ägyptische Handel nach Westen hin gestaltete, und um diese Untersuchung nicht einseitig zu beginnen, müssen wir uns gleich nach der Stadt begeben, welche diesen Handel beherrschte, ich meine Karthago.

Karthago.

1) Das Stadtgebiet und die auswärtigen Besitzungen.

Der nördliche Küstenstrich von Afrika war das Land, welches die Phönikier vorzugsweise für die Gründung ihrer Colonieen sich auserwählt hatten. Es hängt dieß einerseits mit ihren Westfahrten nach Spanien auf's Genaueste zusammen; andererseits waren sie schon deßhalb für die Gründung ihrer Pflanzstädte auf die südliche Küste des mittelländischen Meeres hingewiesen, weil die nördlicheren Gegenden und besonders die Küsten Kleinasien's ihnen von den Griechen streitig gemacht wurden. Karthago war eine solche phönikische Pflanzstadt an der Nordküste Afrika's. Sie ward von Tyrus (878 vor Chr.) gestiftet, stand aber niemals zu dem Mutterstaate in einem unterwürfigen Verhältnisse. Vielmehr herrschte einige Freundschaft zwischen beiden und sie brachten einander in Zeiten der Kriegsgefahr nicht unbedeutende Opfer. Karthago lag auf einer Halbinsel in einem Meerbusen, dessen Vorgebirge, Bon und Zebid, sich wie zwei Arme nach der südwestlichen Küste Sicilien's ausstreckten. Dieser Busen ist der Golf von Tunis. Etwas nördlich von der Stadt dieses Namens lag Karthago. Den Eingeborenen des Landes blieb diese phönikische Colonie eine Zeitlang tributpflichtig; später bekämpften sie dieselben und während dieser Kämpfe erweiterte sich allmälig ihr Gebiet. In das der Stadt zunächst gelegene unterworfene Gebiet schickten die Karthager Colonisten, welche sich auf Ackerbau legten und damit den doppelten Zweck erreichten, die Hauptstadt mit Getreide zu versorgen und die umherziehenden Nomaden allmälig an eine seßhafte Lebensart zu gewöhnen. Ueberdieß wurden, wie uns A r i s t o t e l e s in seiner Politik berichtet, solche Niederlassungen von den Karthagern als ein treffliches Mittel benützt, sich der ärmern Stadtbevölkerung zu entledigen und ihr ein reichliches Auskommen zu verschaffen. Wir haben also hier schon Armen-Colonieen, die auf Landwirthschaft basirt waren, und es scheint, daß den Karthagern das Colonisiren bessere Früchte trug, als Frankreich heutzutage zufolge seiner Versuche in Algerien erntet.

Die so entstandenen karthagischen Colonieen blieben beständig unter der Botmäßigkeit der Mutterstadt und hatten an sie hohe Abgaben zu entrichten. Sie unterscheiden sich dadurch wesentlich von den ursprünglich phönikischen Colonieen, die, wie z. B. Utica, auf karthagischem Gebiete lagen und als selbstständige Republiken zu Karthago in einem ähnlichen Bundesverhältnisse gestanden zu haben scheinen, wie die phönikischen Städte zu Tyrus. Es würde eine falsche

Ansicht sein, wollte man glauben, daß die Einwohner dieser Bundesstädte karthagische Unterthanen gewesen seien. Die erwähnten Armen-Colonieen und Anpflanzungen erstreckten sich nach Südosten bis zur kleinen Syrte; von da beginnt die wüste Strecke des heutigen Tripolis, wo sich im Alterthume zum großen Theile Nomaden herumtrieben. Nur wenige Plätze dieser Einöde waren zur Gründung von Pflanzstädten geeignet. Oestlich von dieser Wüste bei der großen Syrte beginnt das Gebiet von Cyrene. Daß sich bis hierher ostwärts auch die Herrschaft Karthago's erstreckte, ist wahrscheinlich; doch ist über das Abhängigkeits-Verhältniß, in welchem die Nomaden des Syrtischen Landes zu Karthago standen, nichts Genaues ermittelt worden. Heeren hat es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß diese Nomadenvölker die Karavanen der Karthager bildeten, welche mitten durch die lybischen Wüsten bis zu den Ufern des Niger und östlich bis nach Ober-Aegypten und Aethiopien zogen.

Westlich von ihrem Stadtgebiete an der Nordküste Afrika's hatten die Karthager bis an die Straße von Gibraltar eine Reihe von Städten angelegt und sich dadurch zugleich den Landweg nach Spanien gesichert. Nur darf man nicht glauben, daß diese Küstenstädte das sie umgebende Binnenland von Numidien und Mauritanien beherrschten; denn aus der Geschichte ist die Unabhängigkeit der Nomaden dieser Länder bekannt. Genau läßt sich die Grenze des karthagischen Gebietes nach Westen nicht angeben; im Süden kann der Triton-See, der nahe bei der kleinen Syrte lag, als solche betrachtet werden und im Osten hatte Karthago, wenigstens zur Zeit seiner Blüthe, die Oberherrschaft über das Land zwischen den Syrten bis Cyrene.

Blicken wir auf das eben Gesagte zurück, so muß uns die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Bevölkerung des karthagischen Gebietes auffallen. Städtebewohner, Ackerbauer, umherziehende Nomaden und innerhalb desselben Gebietes selbstständige, phönikische Colonieen, wie Utica und Leptis! Schon der Geograph kann hier voraussagen, daß ein solches Volk auf die Dauer nicht bestehen kann. Wir aber, die wir jetzt das Alterthum in seinen verschiedensten Volksgestalten haben kennen gelernt, wissen, daß die Erscheinung, der wir hier begegnen, ein charakteristisches Merkmal der antiken Welt überhaupt ist; daß die verschiedenen Elemente der Gesellschaft, welche sich heutzutage in die Einheit des Nationallebens aufgelös't haben, im Alterthume noch wie Kraut und Rüben neben einander lagen. Wollte ich nicht Wiederholungen vermeiden, so hätte ich auch hier wieder die beste Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, daß im Alterthume die verschiedenen Industriezweige eben so wie die Elemente des Verfassungslebens einander bloß coordinirt waren und es würde auch hier wieder die Nothwendigkeit der gewaltigen Krisis sich zeigen, durch welche während der Völkerwanderung die Atome des Völkerlebens so lange durch einander geworfen wurden, bis die verwandten Theile sich gefunden und die Keime einheitlicher Nationalitäten gelegt worden waren. Allein ich kann an dieser Stelle auf oft Gesagtes zurückweisen und darf mich hier um so weniger zu einer weitläufigen Episode verleiten lassen, als der gelieferten Beschreibung des karthagischen Gebietes zu ihrer Vollendung noch eine Uebersicht der Besitzungen fehlt, welche Karthago auswärts sich erworben hatte.

Karthago war durch die Lage seiner afrikanischen Besitzungen, sowie durch die Concurrenz der Griechen und anderer östlicher Völker für auswärtige Eroberungen hauptsächlich auf den westlichen Theil des mittelländischen Meeres beschränkt. Daher erscheint der karthagische Handel in vieler Beziehung als Fortsetzung und Ergänzung des phönikischen, dessen Ziel im Westen, wie wir schon gesehen haben, das silberreiche Spanien war. Alle Zwischenstationen,

welche die Phönikier westlich von Sicilien besaßen, ja ihre Niederlassungen in Sicilien und selbst in Spanien fielen nach und nach in die Hände der Karthager, so daß man geradezu sagen kann, das westliche Mittelmeer mit allen seinen Inseln war der Schauplatz der karthagischen Handelspolitik.

Von den zahlreichen Städten oder Burgen, welche an der nordafrikanischen Küste westwärts von Karthago bis nach Spanien sich erstreckten, habe ich schon gesprochen. Als Fortsetzung derselben können die Niederlassungen an der südwestlichen Küste von Spanien betrachtet werden. Sodann finden wir Spuren karthagischer Herrschaft auf den balearischen Inseln, auf Sardinien, Corsica, und außer auf Sicilien auch auf den kleineren Inseln des westlichen Mittelmeeres. Indeß ist es den Karthagern niemals gelungen, sich an den Küsten Gallien's oder Italien's festzusetzen. Die griechischen Massilier, die Etrusker, die Römer und die Bewohner von Groß-Griechenland setzten hier schon in den ältesten Zeiten ihren Eroberungen eine Grenze. Dagegen versäumten sie nicht, sich, wie ihre Stammväter, die Phönikier, auch außerhalb der Straße von Gibraltar längs der Westküste von Europa und Afrika auszubreiten und dort, wenn auch nicht Länder zu erobern, so doch Stapelplätze anzulegen. Jeder, der sich mit dem Alterthume näher beschäftigt hat, kennt die Auswanderungen unter der Leitung von Hanno und Himilkon im sechsten Jahrhunderte v. Chr. nach den eben erwähnten Gegenden. So entstanden Pflanzstädte selbst an den Küsten von Fez und Marocco und wahrscheinlich auch auf der Insel Madeira. Von diesen Colonieen aber, welche Hanno gründete, müssen seine Entdeckungen längs der afrikanischen Westküste, welche er zu derselben Zeit machte, streng unterschieden werden. Während erstere sich auf die Küste von Fez und Marocco beschränkten, dehnten sich letztere noch weiter, als bis zum Senegal aus.

Interessant sind die Andeutungen über das Colonisations-System der Karthager in dem Berichte, welchen Hanno bei seiner Zurückkunft über seine Seeunternehmungen erstattete. Wir sehen daraus hauptsächlich, daß diese Unternehmungen vollständig organisirt waren; daß sie im Großen geschahen mit einer Vorbereitung, mit einer Ueberlegung und Staatsweisheit, die unseren modernen Staatsmännern leider gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint. Es waren 30000 Colonisten, worunter Weiber und Kinder, deren Ansiedelung in fernen Gegenden Hanno zu besorgen hatte. Zu dem Ende wurde ihm eine Flotte von sechzig Schiffen zur Disposition gestellt und wir erfahren aus seinem Berichte, daß es ihm gelang, mit seinen Begleitern sechs Städte, also jede von circa 5000 Einwohnern, zu gründen. Auch das dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß jene Colonisten den oben beschriebenen Ackerbau-Colonieen, die innerhalb des karthagischen Gebietes lagen, entnommen waren, und es wäre unsern Staatsmännern sehr zu empfehlen, auch in dieser Beziehung den Karthagern zu folgen, d. h. eine Colonisation des Auslandes durch eine vernünftig organisirte Colonisation in der Heimath vorzubereiten. Es findet sich für Colonieen wenigstens in Deutschland noch hinlänglich Raum. Natürlich müßte, damit solche Unternehmungen nicht in Armen-Versorgungs-Anstalten ausarten, die Colonisation nach dem Maßstabe derjenigen Organisations- und Associations-Ideen geschehen, die dem Fortschritte unserer Zeit angemessen sind.

Die Niederlassungen jenseits der Straße von Gibraltar wurden Karthago von den übrigen handeltreibenden Völkern nicht streitig gemacht; aber heiße Kämpfe hatte es um seine Besitzungen im westlichen Mittelmeere zu bestehen. Sicilien lag den Griechen und ihren Pflanzstädten im südlichen Italien zu nahe und bot ihnen zu viele Handelsvortheile, als daß es nicht in ihrem Inter-

esse lag, Alles aufzubieten, um so gefährliche Concurrenten, wie die Karthager waren, von dieser Insel fern zu halten. Die Karthager dagegen konnten schon ihrer anderen Besitzungen im Mittelmeere wegen diese Insel nicht entbehren. Ferner konnte nur der vollständige Besitz Sicilien's sie auf die Dauer gegen eine Eroberung von Italien her schützen. Von dieser Insel aus konnten sie ihre Flotten und Heere trefflich unterstützen und welcher gewinnreiche Tauschhandel stand nicht überdieß in Aussicht zwischen zwei Ländern, von denen das eine so fruchtbar war, wie Sicilien, während das andere über Schätze, wie die des innern Afrika's, zu gebieten hatte. Hier also mußten die Kämpfe um die Größe und die Existenz des karthagischen Staates sich concentriren; hier mußte zugleich das Schicksal der Griechen und Römer zur Entscheidung kommen.

Karthago suchte Vorwände aller Art, um sich auf Sicilien festzusetzen. Bald kam es phönikischen Städten gegen die Eingeborenen des Landes zu Hilfe, bald suchte es aus den Feindseligkeiten der Griechen gegen einander einen Vortheil zu ziehen. Später, zu der Zeit, als die Perser Griechenland bedrängten und vielleicht im Einverständnisse mit ihnen sandten die Karthager ihren Feldherrn, Hamilkar, gegen die sicilianischen Griechen. Aber auch ihr Unternehmen mißlang, wie das der Perser und zwar an einem und demselben Tage, an dem Tage der denkwürdigen Schlacht bei Salamis (480).

Nach einiger Zeit erneuerten sie ihre Versuche mit mehr Glück, ohne daß es ihnen indeß gelang, jemals Herren der ganzen Insel zu werden. Dieß dauerte fort bis auf die Zeit, wo die Römer sich kräftig genug fühlten, um auf den Besitz Sicilien's Anspruch zu machen. Daß Karthago die Gefahr, welche ihm von einer Römer-Herrschaft in Sicilien drohte, in ihrem ganzen Umfange erkannte, davon zeugen die gewaltigen Anstrengungen, welche es während der punischen Kriege machte. Seine Verbindung mit Sardinien und Corsica, sein ganzer Seehandel im Mittelmeere hing von dem Besitze Sicilien's ab. Als es endlich von dieser Insel weichen mußte, suchte es in Spanien festern Fuß und ein ausgedehnteres Gebiet als bisher zu gewinnen. Aber seine Seemacht hatte ihren Halt verloren und bald sah es sich gezwungen, die heimischen Götter zu vertheidigen. Nach einem heldenmüthigen Kampfe fiel die Hauptstadt (146 v. Chr.) und erschütterte noch in ihrem Falle die Grundfesten des römischen Weltreiches. An der Stelle, wo das alte Karthago stand, erhob sich später die Hauptstadt einer römischen Provinz. Man nannte sie Neu-Karthago.

2) Die Bedeutung des karthagischen Handels.

„Der Handel macht frei!" Diese Redensart theilt mit vielen anderen das Schicksal, daß sie sich in fast Aller Munde befindet und daß die Wenigsten über sie nachdenken. Man hält es für eine ausgemachte Sache, daß der Handel die Völker befreie, und wer es nicht glauben will, dem wird eine gewisse Anzahl freier Republiken und constitutioneller Staaten als Beweis angeführt. Zu ihnen rechnet man auch Karthago. Es sind uns wenige und nur höchst unbestimmte Nachrichten über das Verfassungsleben dieser berühmten Handelsstadt erhalten worden; aber doch genug, um den Charakter der dort herrschenden bürgerlichen Freiheit zu erkennen. Zuvörderst ist es höchst ungewiß, ob der erste und geachtetste Stand in Karthago d. h. derjenige, welcher unmittelbar an der Regierung Theil nahm, der Kaufmannsstand war. Es scheint vielmehr, als ob die ersten Staatsbeamten aus dem Stande einer Land-Aristokratie gewählt wurden. So viel geht wenigstens aus den hier in Betracht kommenden Schriften der Alten hervor, daß die vornehmsten Familien bedeutende Ländereien besaßen;

die sie durch Sklaven bewirthschaften ließen und aus denen sie ihre Einkünfte bezogen. Während ein Theil von ihnen sich an der Landwirthschaft betheiligte, besaßen Andere, wie wir dieß z. B. von der berühmten Familie der Barkas wissen, große Bergwerke. So weit diese ersten Familien durch geschichtliche Thaten bekannt geworden sind, läßt sich nur behaupten, daß sie kluge Staatsmänner und ausgezeichnete Krieger waren; daß aber der Handel ihr Beruf war, davon findet sich in den auf uns gekommenen, geschichtlichen Zeugnissen keine Spur. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sie bisweilen, wie unsere modernen Staatsmänner und Minister günstige Handels-Conjuncturen zur raschen Bereicherung benutzten und die Vorfahren vieler karthagischer Aristokraten mögen erst durch den Handel das zum Ankaufe der Ländereien nöthige Vermögen erworben haben. Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß die Beweise für die Behauptung, der Kaufmannsstand sei der erste in Karthago gewesen, völlig fehlen.

Welcher Stand aber auch immer an der Spitze des Staates mag gestanden haben, gewiß ist, daß Handel und Ackerbau dort große Schätze aufgehäuft hatten, daß die Schätze höchst ungleich vertheilt waren und somit Veranlassung zu einer Oligarchie gaben. Reichthum und Kenntnisse waren im Besitze Weniger. Den Meisten blieb bei ihrer Arbeit keine Zeit übrig, sich um das Wohl des Staates zu bekümmern oder sich eine höhere Bildung anzueignen. Dieses Mißverhältniß zwischen der Arbeit, dem Einkommen und der Bildung der meisten ihrer Bürger sahen die Karthager selbst sehr gut ein. Sie behaupteten daher geradezu, daß, wer von seiner Arbeit leben müsse, nicht im Stande sei, den höheren Staatsämtern zu genügen. Sie zweifelten nicht nur an der Fähigkeit, sondern auch an der Ehrlichkeit der Besitzlosen. Sie verlangten, daß ihre Senatoren und Richter, ihre Feldherren und Könige kein Gewerbe trieben, daß sie Geld genug besäßen, um ohne Arbeit glänzend leben zu können. So verdammten sie die Folgen der Armuth, ohne ein Mittel zu wissen, die Armuth aufzuheben oder Allen ein anständiges Auskommen möglich zu machen. Nicht einmal alle Mitglieder ihres vornehmsten Standes, der schon erwähnten Aristokratie, besaßen das zum Staatsdienste erforderliche Geld und Diejenigen, welche es sich nicht zu verschaffen wußten, mochten sie noch so viel Lust und Talent zur Regierung besitzen, mußten auf Aemter und Würden verzichten.

Was mußte die Folge eines solchen Zustandes sein? Aristoteles schon hat uns in seinen Betrachtungen über den karthagischen Staat hierauf eine treffende Antwort gegeben. So lange, sagt er, man der vornehmsten Classe, aus welcher die Magistratspersonen gewählt werden, kein anständiges Auskommen sichert, ist es höchst bedenklich, zu verlangen, daß der Magistrat reich genug sei, um sich von der Arbeit fern zu halten. Natürlich müssen bei solchen Gesetzen bald Alle mehr auf Geld als auf Tüchtigkeit geben, und es ist nicht zu verwundern, wenn aus der ganzen Nation ein Haufe habgieriger Speculanten wird; denn das Volk nimmt beständig die Sitten der Vornehmen an.

Die Herrschaft weniger Reichen, Käuflichkeit der Aemter, Bestechungen, Nepotismus, Anhäufung mehrerer Aemter in den Händen eines Einzigen, das sind die Uebelstände, welche das karthagische Verfassungsleben charakterisirten und welche sich auch in den neueren Handelsrepubliken wieder gezeigt haben. Oligarchie der Reichsten bei der Abhängigkeit und Armuth der großen Volksmasse — das ist daher, wie uns die Geschichte zu allen Zeiten beweis't, der eigentliche Sinn der Floskel: „der Handel macht frei“! — Das ganze Staatsgebäude von Karthago war auf Sand gebaut, wenn auch auf einen goldenen; sein Grundgewölbe war eine schlechte Vermögens-Vertheilung. Daher Unzufrie-

denheit bei der Menge, beständige Neigung zur Empörung, und auf der andern Seite Bestechung und Gründung künstlicher Versorgungs-Anstalten und überflüssiger Beamtenstellen, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Dem Scharfblicke eines Aristoteles konnte die Hohlheit einer solchen Stadtverfassung nicht entgehen, und wenn er auch Manches an ihr lobt, so finden wir doch bei ihm die prophetischen Worte: „Wenn ihnen (den Karthagern) jemals ein großes Unglück begegnen sollte, wenn ihre Unterthanen sich einmal empören, dann werden sie in ihrer Verfassung nicht ein einziges Mittel finden, die Ruhe wieder herzustellen.“ —

Bevor ich nun die Handelswege der Karthager beschreibe, will ich noch auf Etwas, was den Mechanismus ihres Verkehrs betrifft, aufmerksam machen. Es ist nämlich eine wichtige Frage: haben die Karthager schon gemünztes Geld besessen und von welcher Art war dasselbe? Diese Frage ist für die Untersuchung über den Handel immer von großer Bedeutung, eben weil der Handel die Aufgabe hat, die Reichthümer zu vertheilen, und weil das Geld für den Austausch der Waaren und die dabei nothwendige Preisbestimmung das wesentliche Medium bildet. An der Natur des Tauschmittels, welches ein Volk besitzt, können wir erkennen, wie rasch und in welcher Weise der Güterumlauf bei ihm stattfindet; wie weit der Credit an die Stelle des Mißtrauens und der Unsicherheit getreten ist; wie ausgedehnt oder beschränkt die Theilnahme der unteren Volksclassen an der Production ist. Je mehr das Geld den Charakter der Waare verliert und zum Creditzeichen wird, desto mehr ist die Civilisation fortgeschritten. Allein hier, wie bei dem Gedeihen aller Elemente, welche das civilisirte Leben bilden, muß man sich vor der unbestimmten Idee eines unendlichen Fortschrittes hüten. Der Credit, wie der Handel, sind im letzten Grunde auf den Eigenthums-Verhältnissen basirt und je nachdem diese organisirt werden, müssen auch erstere einen verschiedenen Charakter annehmen. So lange das Eigenthum wie heutzutage eingerichtet bleibt, d. h. so lange es anarchisch vertheilt wird und die Minderheit das Capital besitzt, während der Menge nichts Anderes übrig bleibt als ihre Arbeit, wird der Handelsverkehr, wie sehr er auch durch verbesserte Communicationsmittel und besonders durch Geld und Credit den Güter-Umlauf und Umtausch beschleunigen und erleichtern mag, doch nicht im Stande sein, der Mehrzahl in hinlänglicher Weise die Werkzeuge und den Genuß der Arbeit zu verschaffen. Um sich Capital zu erwerben oder den dazu nöthigen Credit zu erhalten, muß man schon Capital oder Credit besitzen — und wenn auch ausnahmsweise Einzelne, ohne daß sie im Stande sind, eine hinlängliche Sicherheit der Wiederbezahlung zu bieten, bisweilen von mildthätigen und wohlwollenden Freunden unterstützt werden, so ist doch der Mehrheit des Volkes bei der jetzigen Eigenthums-Vertheilung die Möglichkeit genommen, an dem Nutzen des Credits Theil zu nehmen. Man muß sich über den Werth so wichtiger Gegenstände, wie das Geldwesen und der Credit ist, keine Illusionen machen. Das Geld und der Credit haben die Civilisation ungemein gefördert; aber sie sind auch mit allen Schwächen und mit der ganzen Immoralität derselben, die der Hauptsache nach in den Eigenthums-Verhältnissen ihren Grund hat, behaftet. Mag also auch das Geld den Charakter der Waare immer mehr verlieren; mag es in Folge sicherer Verkehrsverhältnisse oder überhaupt des Credits zum großen Theile durch die Banknoten der Bankiers ersetzt werden; nie kann es bei der heutigen Eigenthums-Vertheilung der Mehrzahl die nöthigen Productions- und Genußmittel in gerechter Weise verschaffen. Wie wenig hierzu Geld und Credit ohne wesentliche Veränderung heutiger Civilisations-Verhältnisse im Stande sind, davon haben die Versuche eines Law in Frankreich

und die Einrichtung aller unserer Zettelbanken schon den genügendsten Beweis geliefert. Der Credit auf der Höhe, die er jetzt erreicht hat — und diese Höhe ist schwindelnd —, ist nur ein neuer Hebel, das Capital zu monopolisiren und den Reichen, welche schon bei noch unausgebildeteren Verkehrs-Verhältnissen die Kräfte des Volkes auszusaugen verstanden, die gefährlichste und den Sieg entscheidende Waffe in die Hände zu liefern. Diese Sachlage sich zu vergegenwärtigen, ist nothwendig, wenn man die Geld- oder Credit-Verhältnisse des Handels in's Auge faßt. Im Alterthume konnte, wie ich schon früher zeigte, von einem ausgedehnten Credit-Systeme nicht die Rede sein, weil die Völker damals ihren Civilisationsstufen nach einander zu fern standen. In einzelnen Staaten wurde freilich Gold und Silber nicht mehr bloß als Waare geschätzt, sondern in Münze umgeprägt. Solche Münzen finden wir in den griechischen Staaten und auch in Karthago; aber diese Münzen hatten keine allgemeine, völkerrechtliche Geltung. Ihr Wirkungskreis war auf den inländischen Verkehr beschränkt und wurde durch den überwiegenden Tauschverkehr mit ungebildeten Völkern modificirt. Auch Karthago's auswärtiger Handel scheint der Hauptsache nach Tauschhandel gewesen zu sein; im Innern ihres Gebietes bedienten sich die Karthager indeß geprägter Münzen. Außerdem aber cursirte in der Stadt noch eine ganz besondere Art Geld, die auswärts auch nicht den geringsten Werth hatte und schon die Spuren eines Staatscredits an sich trägt. Die Masse, woraus dieses Geld geprägt war, blieb ein Geheimniß, und man suchte die Nachahmung desselben zu verhüten. Es war in Leder gewickelt und mit einem Siegel versehen. Was aber den Credit desselben begründete; welcher Fonds reeller Werthe ihm zum Grunde lag, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Eben so wenig haben wir genaue Nachrichten über die Menge des in Karthago cursirenden Goldes und Silbers und können nur im Allgemeinen annehmen, daß die Quantität des aus edlem Metalle geprägten Geldes bedeutend durch die Eroberungen des Hamilkar in Spanien vermehrt worden ist.

3) Die Handelswege.

Folgen wir jetzt den Karthagern auf ihren Handelsreisen! Schon aus der oben gelieferten geographischen Skizze lassen sich ihre Haupthandels-Verbindungen vermuthen. Wir haben diese Vermuthungen jetzt durch das, was uns die Geschichte lehrt, zur Gewißheit zu erheben. Karthago suchte durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel vorzugsweise den westlichen Theil des Mittelmeeres zu beherrschen, und wenn es auch zur Zeit der Ptolemäer zur See mit Aegypten wie mit Cyrene handelte, so konnte es doch in diesen Gegenden, welche den Handelsplätzen der Phönikier und Griechen so nahe lagen, nie bedeutende Handelsverbindungen anknüpfen. Daß es aber mit den Küsten des westlichen Mittelmeeres einen regen Verkehr unterhielt, das beweisen schon ihre Handelsverträge mit den dort wohnenden Völkern. In vielen griechischen Städten Sicilien's wohnten karthagische Kaufleute. Von dieser Insel bezogen sie besonders Oel und Wein, wofür sie Gold und Edelsteine, Sklaven und Manufactur-Waaren lieferten. Einen ähnlichen Handel trieben sie mit den Etruskern, welche ihre Haupthandelsplätze an der Küste Süditalien's hatten. Mit diesem Volke, wie mit den Römern verständigten sich überdieß die Karthager über das Gebiet, welches Jedem von ihnen für den Betrieb der Seeräuberei offen stehen sollte. Dieses Gewerbe war damals, besonders in Bezug auf den Sklavenhandel, gewinnreich. Ward es auch in späteren Zeiten beschränkt, so kam es doch nie ganz außer Gebrauch und wußte sich wenigstens in Kriegszeiten, wie z. B. zu

Anfang der punischen Kriege, als Kaperei eine rechtliche Geltung zu verschaffen.

Von anderen karthagischen Handelsplätzen sind besonders die Insel Malta, die liparischen Inseln, Corsica, Elba und die balearischen Inseln zu erwähnen. Die Gewänder, welche die Karthager auf Malta, wahrscheinlich aus Baumwolle verfertigten, waren im Alterthume berühmt. Die liparischen Inseln lieferten Erdharz, Corsica: Sklaven, und außerdem Wachs und Honig; auf Elba hatten die Karthager Schmelzöfen zur Verarbeitung des dortigen Eisenerzes angelegt und die balearischen Inseln, wo man ausgezeichnete Früchte und Lastthiere vortheilhaft gegen Wein und Sklavinnen eintauschen konnte, dienten zugleich als Zwischenstation für den Handel mit Spanien. Die silberreichen Bergwerke und die Producte der pyrenäischen Halbinsel haben wir schon durch die Phöniker kennen gelernt. Lange Zeit vor den Römerkriegen hatten die Karthager sich an den Küsten dieses Landes niedergelassen und mit den dortigen Einwohnern einen friedlichen Verkehr unterhalten. Später, nach dem Verluste Sicilien's, änderten sie ihre Politik und auf das Verhältniß freundschaftlicher Handelsverbindungen folgten die Eroberungszüge karthagischer Feldherren.

Hatten die Karthager einmal in Spanien festen Fuß gefaßt; standen sie erst mit der reichen Handelsstadt Gades an der Süd-West-Küste in Handelsverkehr, so lagen ihnen Entdeckungen an der Westküste nach Norden und nach Süden hin zu nahe, als daß sie dieselben hätten unbenutzt lassen können. Hanno erreichte nach seinen berühmten Entdeckungsreisen den Senegal und karthagische Pflanzstädte erstreckten sich wenigstens bis an die Südgrenze des maroccanischen Gebietes. Nicht weit von dieser südlichen Küste Marocco's lag die Insel Cerne, von wo aus die Karthager ihre Waaren (bestehend aus Putzsachen, ägyptischem Linnen, künstlichen Bechern, irdenen Gefäßen und Geschirren für Pferde) an das Festland brachten, um sie gegen Häute und Elephantenzähne auszutauschen. Es war überhaupt Sitte der Karthager, bei ihrem Handel mit noch ungebildeten Völkern ihre Stapelplätze auf den der Küste zunächst liegenden Inseln zu wählen. Es mochte dieß schon der Sicherheit wegen nothwendig sein. Außer dem ebengenannten Tauschhandel scheint ihnen auch der Fischfang an der afrikanischen Küste Vieles eingebracht zu haben. Auch die Goldländer am Niger sind ihnen wahrscheinlich bekannt gewesen, wenn sie auch dort keine Pflanzstädte gründeten. Eine Stelle des Herodot, in welcher ein sogenannter stummer Tauschhandel mit einem Volke an der westafrikanischen Küste, welches die eingeführten Waaren mit Gold bezahlte, beschrieben wird, weis't ziemlich deutlich auf diese Gegenden hin.

Weniger bestimmte Nachrichten besitzen wir über den Handel der Karthager mit den Völkern an der Westküste Europa's. Die Pflanzstädte, welche von Karthago aus an der Westküste Spanien's gegründet waren, so wie der Zinnhandel lassen indeß kaum an einem Verkehre mit den Bewohnern der britischen Inseln zweifeln. Nur läßt sich hier für die älteren Zeiten der karthagische Handel von dem der Phönikier nicht scharf trennen. Ueberdieß muß man nicht glauben, daß im Alterthume die Phönikier oder Karthager lange Zeit den Handel mit Britannien monopolisirten. Auch die Massilier hatten den Weg dorthin quer durch Gallien gefunden und tauschten Zinn und Blei gegen irdene Geschirre, Salz und eiserne Geräthschaften ein, so daß also schon damals an der Nord-West-Küste Europa's ein lebhafter Völkerverkehr stattfand, der, wie S t r a b o versichert, die Cultur der dort einheimischen Völker nicht wenig beförderte.

Ueber den L a n d h a n d e l der Karthager besitzen wir wenig Quellen und doch muß er, nach den Andeutungen zu schließen, welche sich über ihn in Hero-

dot's Schriften finden, nicht bloß regelmäßig betrieben worden sein, sondern sich auch über ein immenses Gebiet ausgedehnt haben. Seine Wege liefen mitten durch die afrikanischen Sandwüsten, einerseits bis nach Theben in Aegypten und andererseits tief bis in das Innere Afrika's, bis zu den Ländern des Niger's. Die Producte, welche die Völker des innern Afrika's gegen einander austauschten, waren Datteln, Salz, Sklaven und Gold. Besonders der Salzhandel wird Manchem auffallen, der mit der Natur der Wüsten Afrika's nicht vertraut ist. Die Länder am Niger müssen mit diesem nothwendigen Lebensbedürfnisse von den nördlichen Gegenden aus versorgt werden und wir wissen, daß im Alterthume in Tombuctu und Cashna oft eine furchtbare Noth durch den Salzmangel entstand. Man wog dann das Salz, wo es zu kaufen war, förmlich mit Gold auf. Es würde nun in Folge des ungünstigen Terrains und bei den schlechten Communicationsmitteln unmöglich gewesen sein, diese Gegenden von der Küste aus mit Salz zu versorgen; allein ein so weiter Transport war auch nicht nothwendig, denn in den Wüsten selbst finden sich Salzseen und Salzlager. Wie sehr auf diese Weise durch die Natur selbst der Verkehr zwischen der Nordküste und den Ländern jenseits der Wüste, den sie durch Einöden unterbrochen hatte, wieder geweckt wurde, brauche ich kaum zu erwähnen.

Ein anderes für den inländischen Verkehr in Afrika sehr wichtiges Product waren die Datteln. Die Dattelpalme findet sich nur auf einzelnen Oasen mitten in der Wüste und dann in dem sogenannten Biledulgerid, welches nördlich von der großen Wüste liegt und wo Getreide nicht fortkommt. So ist auch durch die Beschränkung dieses Products auf bestimmte Gegenden der Waarenaustausch wieder in natürlicher Weise eingeleitet. Besonders belebt aber wurde der afrikanische Binnenhandel zu den Zeiten des Alterthums durch das Gold und die schwarzen Sklaven des mittlern Afrika's. Die Wege des karthagischen Handels durch die Wüsten, so weit wir sie aus Herodot kennen, sind ziemlich dieselben, welche noch heutzutage von Karavanen benutzt werden. Diese Stabilität der Verkehrsrichtungen hängt mit der Natur der Wüste und deren Oasen, welche die natürlichen Zwischenplätze des afrikanischen Landhandels bilden auf's Genaueste zusammen. Herodot macht uns bekannt mit einem Wege, der von Ober-Aegypten oder Theben nach dem heutigen Fezzan über die Oasen Ammonium (das jetzige Siwah) und Augela führte. In Augela mündete zugleich die Karavanenstraße von Karthago aus, so wie der Weg, welcher nach dem mittlern Afrika führte. Diejenigen meiner Leser, welche außer diesem allgemeinen Ueberblicke über die alten Wege durch die afrikanische Wüste noch eine detaillirte Beschreibung derselben wünschen sollten, verweise ich auf Heeren's geistreiche Interpretation des Herodot, die er bekanntlich unter dem Titel: „Ideen über die Politik und den Verkehr der alten Völker" herausgegeben hat. Dort finden sich die zur Veranschaulichung der Sache nöthigen Karten.

Das Land, in welchem Herodot seine Erkundigungen über den afrikanischen Landhandel einzog, Aegypten, scheint nur passiv an demselben Antheil genommen zu haben. Nomadenvölker, welche die Gegend zwischen den beiden Syrten bewohnten und die schon ihrer Lastthiere wegen für den Handel durch die Wüste nicht zu entbehren waren, haben vielleicht häufig bei Gelegenheit dieses Verkehres auf eigene Rechnung Geschäfte gemacht. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß karthagische Kaufleute, für welche gerade diese Nomaden den Waaren-Transport besorgten und welche vorzugsweise den afrikanischen Landhandel beherrschten, nicht selbst häufig die Karavanen begleitet hätten. Eine beständige, persönliche Controle des unternehmenden Kaufmannes über seine Waaren und über den ganzen Verlauf der Geschäfte mußte besonders im Alterthume, wo

der Credit noch wenig ausgebildet war, nothwendig sein, und die hierdurch bedingte unstäte Lebensweise der Kaufleute mag auch einer der Gründe sein, weßhalb sie, wenigstens so lange sie sich von den Geschäften nicht zurückgezogen hatten, selbst in Handelsstaaten wie Karthago, von den höheren Staatsämtern ausgeschlossen blieben.

V. Schlußbetrachtung über das Alterthum.

In demselben Jahre, in welchem Karthago von den Römern zerstört wurde, traf auch die im Centrum des griechischen Weltverkehres gelegene reiche Handelsstadt Korinth ein ähnliches Schicksal (146 v. Chr.). Um dieselbe Zeit ward ganz Griechenland unter dem Namen Achaja eine römische Provinz. Daß die in sich selbst zerfallene und zersplitterte Welt des Alterthumes den Römern als Erbtheil zufallen würde, das konnte jetzt, nach diesen glänzenden Erfolgen ihrer Kriegs-Unternehmungen nicht mehr zweifelhaft sein. Die Eroberungen folgten sich jetzt rasch und noch vor dem Beginne der neuen Zeitrechnung befanden sich die Städte, welche seit dem Falle Karthago's und Korinth's die eigentlichen Brennpunkte der Civilisation und des Handels waren, Alexandrien, Antiochien und Byzanz in römischer Gewalt. Während sie sich so zur Trägerin des antiken Culturlebens machte, sandte die „ewige Stadt" zugleich ihre Feldherren nach Westen und Norden und gelang es diesen auch nicht, die rohe Naturkraft der nordischen Völker für die Dauer zu bewältigen, so dienten ihre Eroberungen doch in vieler Beziehung der modernen Civilisation als Anknüpfungspunkt. Durch Cäsar verbreitete sich die römische Cultur über das Land von den Pyrenäen und Alpen bis zum Rheine, welches man damals Gallien nannte und noch vor dem Jahre 51, in welchem bekanntlich die Eroberung Gallien's vollendet ward, drangen die römischen Legionen unter ihrem siegreichen Feldherrn auch nach Britannien hinüber. Doch gelang es ihnen damals noch nicht, dort festen Fuß zu fassen. Ihre Kriegsthaten hatten keinen andern Erfolg, als daß sie das Land verheerten und sehr unbestimmte Nachrichten über die bis dahin wenig bekannten Briten verbreiteten. Cäsar mußte, zumal er einen großen Theil seiner Flotte durch heftige Stürme verlor, sich rasch wieder nach Gallien zurückziehen. Aus seinen Schriften sehen wir, daß die Völkerschaften Britannien's noch alle auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung standen, ohne daß man jedoch sagen kann, sie seien an Bildung oder an Rohheit einander gleich gewesen. So zeichneten sich die Bewohner der Küste vor denen des Binnenlandes durch die Art und Weise, wie sie Landbau und Viehzucht betrieben, durch ihre Ackergeräthe, durch ihre Kleidung und ihre Hütten vortheilhaft aus. Auch des Geldes bedienten sie sich in ihrem Verkehre unter einander, wenn dieses Tauschmittel gleich nur in seiner rohesten Gestalt als nach dem Gewichte geschätzte Stücke oder Ringe von Erz und Eisenblech bei ihnen vorkam. Der Unterschied der Bildung zwischen den Küstenbewohnern und der übrigen Bevölkerung erklärt sich leicht aus dem Handelsverkehre, in welchem erstere schon in den ältesten Zeiten theils mit Phönikiern und Karthagern, theils mit den griechischen Massiliern, wie ich in früheren Abschnitten gezeigt habe, standen. Zur Zeit Cäsar's waren an Bildung die Gallier den

Briten überlegen, so daß Gallien damals das letzte vermittelnde Glied zwischen dem Centrum der antiken Civilisation und der niedrigen Culturstufe britischer Küstenbewohner bildete. Gallien, als Cäsar es eroberte, war nicht bloß stark bevölkert, sondern auch reich an befestigten Städten; es war schon vorbereitet und empfänglich für römische Gesittung, und sein Klima, wie seine Communication mit Italien machten es für die Pflege und die Weiterverbreitung dieser Gesittung besonders geeignet.

Erst unter der Regierung des Kaisers Claudius, also etwa 90 Jahre nach Cäsar's vergeblichen Versuchen, gelang es den Römern, sich in Britannien festzusetzen. Allein niemals unterwarfen sie das ganze Land und es dauerte lange, bis sie nur den südlichen Theil der Insel ihre Provinz nennen konnten. So lange sie dort wohnten, gediehen Handel, Manufacturen und Künste; aber kaum waren sie durch die Gefahren, welche Italien bedrohten, gezwungen worden, diese ferne Besitzung aufzugeben, als sich auch wieder die Schrecknisse der Barbarei über dieses Land verbreiteten. Wer kennt nicht die Verheerungen der Picten und Scoten und die Zerstörung römischer Cultur durch die rohen Stämme der Sachsen?

Am Wenigsten verbreitete sich in jenen Zeiten römische Cultur und Herrschaft über Deutschland. Mochte es auch Tiberius (14 v. Chr.) gelingen, deutsche Völker, welche zwischen den Alpen und der Donau wohnten, zu unterwerfen; mochten auch römische Heere und selbst römische Flotten bisweilen bis zur Elbe vordringen, so waren doch die Besitzungen der Römer jenseits der Donau und des Rheines niemals von großer Ausdehnung oder von langer Dauer. Carl der Große war der Erste, dessen Versuche, eine Vermittelung römischer Bildungs-Elemente und germanischer Sitten für den größten Theil Deutschland's herbeizuführen, mit einem dauernden Erfolge gekrönt wurden. Hier kommt es mir indeß nur darauf an, auf die weite Ausdehnung des römischen Weltreiches, auf die vielen Völkerschaften und mannigfaltigen Culturstufen, welche es nahe vor seinem Untergange äußerlich zusammenfaßte, aufmerksam zu machen, und ich brauche, um die begonnene historisch-geographische Skizze in großen Zügen zu vollenden, nur noch hinzuzufügen, daß die Römer schon 133 v. Chr. ganz Spanien unterworfen hatten, daß unter Vespasian (73 n. Chr.) Byzanz, Rhodos, Lykien, Cilicien und Samos römische Provinzen wurden und daß man endlich für den Osten des Reiches im Jahre 118 den Euphrat als eine völlig sichere Grenze wählen konnte.

So waren denn nach und nach alle Städte, welche die Centren des antiken Handels bildeten und alle Haupt-Handelswege unter die Herrschaft der Römer gekommen, und Rom war, wenn auch nicht der Haupt-Handelsplatz, so doch der Mittelpunkt geworden, von wo die staatliche Leitung des Welthandels ausging. Rom war durch Politik und Tapferkeit emporgekommen und seine Bewohner hatten bis auf die Zeit der punischen Kriege die einfachen Sitten eines kriegerischen Volkes beibehalten. Seine Besitzverhältnisse waren im eigentlichsten Sinne des Wortes auf Eroberung basirt; Industrie und Handel überließ es der Hauptsache nach den unterworfenen Völkern. Die Römer schätzten keine andere Arbeit, als die des Kriegers, die industrielle Arbeit war ihnen verächtlich; freilich priesen sie häufig den Landbau, aber nur in so weit, als sie große Grundbesitzer werden und die eigentlich landwirthschaftliche Arbeit Sklaven überlassen konnten. Das war der Geist, der die erste Classe der Gesellschaft beseelte, womit indeß nicht gesagt sein soll, daß der Handwerkerstand in Rom bloß aus Sklaven bestand. Auch die unteren Stände römischer Bürger nahmen an der Industrie Theil und wir wissen, daß sich unter ihnen eine Art Zunftwesen

ausbildete. Zu einer solchen Zunft, deren Beschäftigung sich jedoch nicht gesetzlich in denselben Familien forterbte, vereinigten sich ebenfalls, wenigstens von den ersten Zeiten der Republik an, die Kaufleute und Wechsler. Allein die Edeln der Römer, mochten sie auch mitunter heimlich und durch die Vermittelung Anderer gewinnreiche Handels-Speculationen machen, hielten es doch im Allgemeinen für eine Entehrung, sich am Handel und an den Gewerben zu betheiligen. Sie lebten entweder von den Einkünften ihrer Ländereien oder suchten vermittelst des Ertrages von Staatsämtern die Kosten ihres Aufwandes zu decken. Die Habsucht römischer Statthalter, die scandalöse Verpachtung der Steuern, der Wucher, welchen die Staatsbeamten und reichen Bürger der Römer in den Provinzen trieben, alles dieß ist schon zu bekannt, als daß es hier einer nähern Auseinandersetzung bedürfte. Aber für den Handel ist es wichtig zu beachten, daß die Römer im Allgemeinen nie große Capitalien auf Gewerbe und Handel verwandten, daß in Rom niemals die Industrie blühte und daß daher dem Welthandel, als seine Wege sich in dieser Hauptstadt concentrirten, römischer Seits die natürliche Basis, d. h. eine für den Handel berechnete landwirthschaftliche und gewerbliche Production fehlte. Der Handel, welchen Rom mit dem Auslande unterhielt, bestand der Hauptsache nach nur darin, daß es die Luxuswaaren und Lebensmittel fremder Länder, soweit es sie nicht als Tribut empfing, mit eroberten oder erpreßten Schätzen eintauschte. Man kann daher von keinem andern Handelsvolke mehr als von den Römern sagen, daß es alle seine Waaren oder Genüsse mit fremdem Gelde bezahlte, und nirgends ward wohl jemals der Großhandel in passiverer Weise getrieben, als in der römischen Hauptstadt.

Rom bildete nur künstlich den Centralpunkt des Welthandels, d. h. es störte durch sein staatliches oder militärisches Uebergewicht den natürlichen Gang der Geschäfte. Seitdem Karthago und andere Handelsstädte zerstört worden waren, seitdem die Römer die ganze civilisirte Welt unterworfen hatten, strömten natürlich Luxuswaaren und Lebensmittel von allen Weltgegenden nach der Hauptstadt. Nur als Vorrathskammern wurden die unterworfenen Länder von den Römern betrachtet, nur von diesem Gesichtspunkte aus wurden Handelsverbindungen mit ihnen unterhalten und erleichtert; nur in diesem Sinne vernichtete Pompejus die cilicischen Seeräuber und begünstigte Augustus die Schifffahrt auf dem Nil nach dem arabischen Golf und nach Indien. Alle unterworfenen Länder waren römische Vorrathskammern und der Handel, welchen Rom trieb, war der Hauptsache nach ein bloßer Einfuhrhandel, ein Handel, dessen Aequivalent eroberte und erpreßte Schätze waren; so und nicht anders ist es zu verstehen, wenn behauptet wird, daß von China über Byzanz, von Indien über Alexandrien, von den Küsten Britannien's und den mittäglichen Gegenden Afrika's her die Handelswege in Rom sich concentrirten. Dieser Zustand dauerte fort bis auf die Zeit, da die Gesammt-Monarchie in das abendländische und morgenländische Reich zerfiel und Konstantinopel die Hauptstadt der civilisirten Welt wurde.

Ich habe oben von einer Innung der Wechsler gesprochen, welche, zu den Zeiten der Republik schon, in Rom bestand. Auch hier muß ich wieder daran erinnern, daß im Alterthume der Credit noch in keiner Weise ausgebildet war. Man muß daher nicht denken, daß die römischen Wechsler ähnliche Geschäfte wie die Bankiers des Mittelalters oder der neuesten Zeit machten. Sie thaten nichts Anderes, als tauschten mit Profit verschiedene Münzsorten um. Nur von der ersten Stufe des Credits finden sich Spuren im Alterthume, d. h. von Anweisungen; allein von einer rechtlich anerkannten

Stellvertretung der Münze durch Handels-Effecten war durchaus nicht die Rede und noch viel weniger von einer Vermehrung der Münze durch Discont-Geschäfte der Zettelbanken. Ich muß den Credit dann und wann im Verlaufe der Handelsgeschichte erwähnen, weil er mit den Absatzwegen des Handels auf's Genaueste zusammenhängt und man an ihm sehen kann, wie weit zu einer bestimmten Zeit der Mechanismus des Waaren-Austausches gediehen ist. Der Zweck des Credits, so wie er heutzutage aufgefaßt wird, ist, um es ganz allgemein zu sagen, Vermehrung des Geldes, desjenigen Tauschmittels, welches allein einen genau bestimmten und allgemein anerkannten Werth hat, und daher auch allein im Stande ist, dem Producenten das ihm nöthige Material zu verschaffen. Wie sehr durch Credit-Anstalten der Waarenumsatz erleichtert und vervielfältigt wird, sieht Jeder leicht ein. Es sei mir indeß schon hier erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß der Waarenumsatz noch keine gerechte Vertheilung der Güter ist und daß der Preis der Waaren, wie er durch das Geld repräsentirt wird, noch wesentlich verschieden von dem Aequivalent ist, welches jedem Arbeiter der Wichtigkeit nach, welche seine Arbeit für die Gesammt-Production hat, und abgesehen von einer anarchischen Capital-Vertheilung, zukommen sollte. Unser Geld ist nur der getreue Abdruck der Preisbestimmung, wie sie heutzutage durch ungeregelte Concurrenz und Knechtung der Arbeit durch das Capital vor sich geht. Seine Vermehrung oder allgemeinere Verbreitung durch Credit darf daher nicht, wie es von Vielen geschieht, mit einer Organisation und gerechten Retribution der Arbeit verwechselt werden. Was vom Credit im Besondern, das gilt natürlich vom Handel im Allgemeinen; denn ersterer ist nur die jedesmal höchste Stufe der mechanischen Ausbildung des letztern. Der Handel bekümmert sich nur um den Waarenaustausch; seine Absicht war niemals, eine gerechte Gütervertheilung herzustellen; er hat es sich nie zur Aufgabe gestellt, die Ungerechtigkeiten der Concurrenz und des Mangels zu beseitigen oder die Arbeit frei zu machen und sie zu belohnen. Dieses dürfen wir besonders dann nicht außer Acht lassen, wenn wir, wie hier am Schlusse einer Geschichtsepoche, uns die Frage stellen müssen, in wie weit der Handel zur Verbreitung der Civilisation beigetragen habe. Daß der Handel civilisirter Staaten mit ungebildeten, barbarischen Völkerschaften die Cultur bei letzteren weckt und beschleunigt, das hat sich zu allen Zeiten gezeigt und davon die nöthigen Andeutungen zu geben, habe ich auch nicht bei der historischen Schilderung des antiken Handels versäumt. Der Handel mit allen seinen Einrichtungen, indem er den Verkehr der Völker unter einander befördert, hat von jeher die Civilisations-Stufe der am Weitesten entwickelten Völker einer Epoche nach allen Seiten hin verbreitet. Er hat beständig den noch ungebildeten Völkern die Uebergänge vom Nomadenleben zur Landwirthschaft und von der Landwirthschaft zum Manufactur-Betriebe ungemein erleichtert, indem er neue Bedürfnisse bei ihnen rege machte und sie rasch mit den Werkzeugen und Verfahrungsweisen der civilisirten Industrie bekannt machte. Hierbei fanden freilich manche Ausnahmen Statt, hervorgerufen durch die Furcht der Kaufleute vor fremder Concurrenz, und die Geschichte ist reich an gehässigen Zügen dieser Art, die den Bildungsgang der Menschheit im Ganzen hemmten. Diese zu schildern, so interessant auf der einen und betrübend auf der andern Seite es sein mag, ist indeß weniger wichtig, als die Beachtung der sittlichen Weltanschauung, welche das wirthschaftliche Leben der verschiedenen Epochen charakterisirt. Je mit den sittlichen Ideen ändern sich natürlich auch die Ansichten über den Handel; dieser aber als reine Geschäftssache nimmt keine Rücksicht auf die im Innern der Menschen vor sich gehende

Umgestaltung; er ruft sie nicht hervor und bemüht sich nicht um ihre Ausbildung, sondern überträgt nur, wie gesagt, das wirthschaftliche Leben der gebildetsten Völker auf die weniger gebildeten. Seine Routine ist sich im Wesentlichen immer gleich geblieben; ihre Veränderungen waren, wie sie selbst, rein mechanischer Natur. Aber die sittliche Idee des wirthschaftlichen Lebens, welches der Handel verbreitet, hat sich immer weiter fortgebildet und ist in immer reinerer, edlerer Gestalt den Menschen zum Bewußtsein gekommen. Ihre Veränderungen oder Metamorphosen allein sind Dasjenige, was die Epochen der Culturgeschichte wahrhaft unterscheidet. Wer sie nicht beachtet, für den muß nothwendig die Geschichte zur bloßen Erzählung eines ewigen Einerlei und einer chaotischen Verwirrung werden. Ich hielt es daher nicht bloß für gerechtfertigt, ich hielt es für nothwendig, in besonderen Abschnitten zu Anfang jeder Epoche die Umgestaltung der sittlichen Idee, insoweit sie das wirthschaftliche Leben betrifft, zu besprechen. Die Sklaverei, welche das Alterthum für moralisch gerechtfertigt hielt, mußte in späteren Jahrhunderten den Forderungen nach einer freien, selbstständigen Arbeit weichen, und als wiederum die freie Arbeit in rohe Willkür der Capitalisten und in eine neue Knechtschaft der Arbeiter ausartete, da ward durch diesen Gegensatz das Verlangen nach einer vernünftigen Organisation und gerechten Belohnung der Arbeit wach. Die Forderung der Organisation der Arbeit, welche zuerst ein rein industrielles Bedürfniß zu sein schien, hat sich endlich in der neuesten Zeit als der Ausdruck einer ganz neuen Weltansicht über die Bestimmung des Menschen herausgestellt und der Philosophie, welche schon auf dem besten Wege war zu verknöchern, zu einem neuen frischen Leben und zu gesunden Ideen verholfen.

Das Streben nach Freiheit der Arbeit birgt zugleich den Wunsch nach einem harmonischen Zusammenleben der Menschen in sich. Je nach dem Bewußtsein über die Freiheit und die Rechte der Arbeit ändern sich daher auch die Ansichten und Wünsche hinsichtlich des Staatslebens. So habe ich nachgewiesen, daß im Alterthume, als die Arbeit geknechtet war, die Vereinzelung aller gesellschaftlichen Elemente und die bloß äußere rohe Unterordnung der Einen unter die Anderen am Grellsten hervortritt. Im Mittelalter ging mit der Befreiung der Arbeit die Ausbildung eines einheitlichen National- und Staatslebens Hand in Hand. Diese Tendenz des Mittelalters hat in der eigenthümlichen Freiheit der constitutionellen Monarchie ihren charakteristischen Ausdruck und ihre Vollendung erreicht. Kaum aber ist der Wunsch nach einer Organisation der Industrie rege geworden, so werden auch zugleich die Forderungen hinsichtlich der staatlichen Form des gesellschaftlichen Lebens wesentlich andere und die Begeisterung für bloße Staatsformen wird durch das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer sich selbst verwaltenden, organisirten Gesellschaft verdrängt.

III.

Das Mittelalter.

1. Culturgeschichtliche Bedeutung seines Handels.

Ich habe am Schlusse meiner allgemeinen Betrachtungen über das Alterthum auf die Bedeutung der Kreuzzüge für die Geschichte der Civilisation hingewiesen. Die Periode, welche zwischen ihnen und dem Untergange des römischen Reiches liegt, ist eine Periode der Trübsal und der furchtbarsten Anarchie, einer Anarchie, der gegenüber selbst die ordnende Kraft eines Riesengeistes, wie Carl der Große, ohnmächtig erschien. Die Bewegung der rasch aufeinander folgenden Züge barbarischer Völker hatte bloß eine zerstörende, aber keine organisirende Tendenz, und der Unabhängigkeits- und Gleichheits-Sinn dieser Völker, das Streben ihrer Krieger nach individueller Herrschaft und Willkür in Verbindung mit der Schwäche und dem Knechtssinne der unterworfenen Völker mußte eine neue Gewaltherrschaft und eine neue Sklaverei in Aussicht stellen, die sich von dem Despotismus der alten Welt nur durch ihre Rohheit unterscheiden konnte. In der That sehen wir auch nach Verlauf einiger Jahrhunderte aus der allgemeinen Verwirrung eine Oligarchie ungebildeter Krieger auftauchen, welche, in vereinzelten Burgen und Schlössern über die Länder zerstreut, die arbeitende Bevölkerung bald als Leibeigene in Knechtschaft, bald als Bauern und Freie in völliger Abhängigkeit hielten. Nirgends konnten sich Städte von hinlänglicher Bedeutung bilden, um die zersplitterten Kräfte der Völker zu concentriren und zur Cultur zu erheben; überall herrschte rohe Gewalt und Vereinzelung; die Fehden der Barone und Grafen waren ohne Ende, und die freien, nicht zur Aristokratie gehörenden Landbewohner schätzten sich glücklich, wenn sie unter günstigen Bedingungen ihre Freiheit gegen den Schutz der Mächtigen verkaufen konnten.

Bei diesem Treiben hätten die Resultate der Wissenschaft, der Kunst und Industrie, welche das Alterthum erzeugt hatte, unwiederbringlich verloren gehen müssen, wäre nicht mitten unter den Trümmern der römischen Welt ein lebensfähiges Element gewesen, geeignet, die antike Bildung mit der jugendlichen Kraft der erobernden Völker zu vermitteln — ich meine das Christenthum. Seine friedlichen Klöster boten den mächtigen Burgen der raub- und zerstörungs-

süchtigen Ritter vollständig Schach und die weitausgedehnten Besitzungen, welche schon Carl der Große der Kirche überlassen hatte, dienten der Kunst und den Gewerben als Zufluchtsstätte, um sich für bessere Zeiten zu erhalten und den Keim der später so mächtigen Gewerbs-Corporationen zu legen. So lange indeß dieser Zustand dauerte, so lange die Industrie keine staatsrechtliche Vertretung erlangte, so lange, bei den ewigen Fehden und dem Mangel an Communications-Mitteln, an einen gesicherten, geregelten Verkehr nicht zu denken war, konnte der Handel natürlich nichts Anderes, als ein bloßer Hausirhandel sein, soweit er überhaupt in einer Zeit nöthig war, in welcher die erste Classe der Gesellschaft, die kriegerischen Grundbesitzer, ihre höchst einfachen Bedürfnisse theils durch Plünderung ihrer Nachbarn, theils durch die Arbeit ihrer Untergebenen befriedigen konnte.

Erst durch die Kreuzzüge ward wieder unter den Völkern der Gemeingeist rege und durch das hohe Ideal, welches sie sich steckten, ließen sie die verschiedenen Stände ihre kleinlichen Privat-Zwistigkeiten, wenigstens für eine Zeit lang, zum Vortheile des Ganzen vergessen. Sie begründeten ferner den Wohlstand vieler, besonders der italienischen Städte in auffallender Weise, beförderten die Schifffahrt, weckten bis dahin unbekannte Bedürfnisse, reizten die Industrie und Kunst zu neuen Schöpfungen und trugen Vieles zum Emporkommen des dritten Standes, zur Bildung freier Gemeinden bei.

Die Kreuzzüge haben auf Handel und Gewerbe einen zu bedeutenden Einfluß ausgeübt, als daß wir sie hier nicht noch näher in's Auge fassen müßten. Durch sie ward der Handel wieder zum Welthandel, der aber nicht wie im Alterthume ein unstäter, kosmopolitischer blieb, sondern allmälig eine streng nationale Basis erhielt. Die Reihe der sich von jetzt an durch Handel auszeichnenden Völker beginnt mit den Italienern. Bei ihnen, wie später bei den Hanseaten, blieb er noch allgemeiner Welthandel, dem ein nationaler Hintergrund fehlte und der daher nicht, wie man gewöhnlich annimmt, in Folge neuer Handelswege, sondern ganz besonders deßhalb zu Grunde gehen mußte, weil es anderen Völkern durch die Fortschritte ihrer Agricultur- und Manufactur-Industrie gelang, ihrer Handelspolitik durch eine kräftige und harmonische Entwickelung der National-Kraft Nachdruck zu geben. Deßhalb verloren nach und nach wieder die Hanseaten in allen Ländern die Monopole, welche sie sich zum Nachtheile der fremden Märkte zu verschaffen gewußt hatten. Deßhalb boten Italien und Deutschland nach dem Verfalle ihrer Handelsgröße nur noch den traurigen Anblick einer kraftlosen Zersplitterung dar, während besonders England es war, welches zugleich mit seinem Handel seinen Wohlstand dauernd begründete.

Den Anfang der Reihe dieser so wichtigen Erscheinungen bilden die Kreuzzüge. Sie brachten nicht bloß die verschiedensten Stände, sondern auch die verschiedensten Völker mit einander in den innigsten Verkehr und beförderten zugleich das einheitliche Staatsleben vieler Völker dadurch, daß sie die Ritterschaft schwächten und die Macht der Könige hoben. Dadurch, daß die Zahl der Lehnsherren sich verminderte, mußte die Macht des dritten Standes wachsen. Es ist bekannt, wie viele Ritter in Folge ihrer Pilgerfahrten verarmten und wie sehr es zum Aufkommen des Bürgerstandes beitragen mußte, daß es jenen erlaubt wurde, ihre Lehen auch an Nichtadelige zu verkaufen. Die Barone, noch von demselben abenteuerlichen Thatendrange und der Wanderlust ihrer Vorfahren beseelt, ergriffen die Kreuzzüge wie eine günstige Gelegenheit, die ihnen zu eng gewordene Behausung zu verlassen und verschleuderten ihre Grundbesitzungen in der Hoffnung, sie in Asien zehnfach ersetzt zu erhalten. Sie würfelten in Konstantinopel um ganze Städte und Landschaften, während

noch immer Viele glauben, es sei ihnen bloß um das heilige Grab zu thun gewesen. Natürlich mußten bei einer solchen Auswanderung und einer solchen Güter-Verschleuderung in der Heimath die Zurückbleibenden an Macht und Wohlstand bedeutend gewinnen. Zugleich stieg die Nachfrage nach den zur Ausrüstung nöthigen Gegenständen, besonders nach Waffen und Pferden.

Während auf diese Weise durch die Aenderung der Besitz-Verhältnisse die Macht des Bürgerthumes vorbereitet wurde, hoben zugleich die Kreuzzüge die Macht der Geistlichkeit dem Adel gegenüber, und indem erstere einen bedeutenden Einfluß auf das Gerichtswesen gewann, trug auch sie ihren Theil zur Entwickelung eines freiern gesellschaftlichen Verkehres bei. So sehen wir also diese gewaltige Bewegung das damalige Völkerleben in seinen Grundfesten erschüttern und durch Zerstörung lästiger Schranken und engherziger Gedanken die Völker zu dem Bewußtsein des Staats- und National-Lebens führen. Erkundigen wir uns aber nach den unmittelbaren Folgen der Kreuzzüge auf den Handelsverkehr, so liefert der orientalische Handel italienischer Küstenstädte und die sich daran anschließende Schifffahrt der Hanseaten einen hinlänglichen Beweis für ihren belebenden Einfluß, ein Einfluß, der um so höher zu schätzen ist, wenn man bedenkt, daß jener Seeverkehr durch Schifffahrts-Gesetze geregelt und durch glänzende Fortschritte der Industrie belebt wurde.

Daß die Kreuzzüge wesentlich dazu beigetragen haben, der Civilisation ihren heutigen Charakter zu verleihen, ist von allen Historikern anerkannt und mit besonderer Rücksicht auf die politische Oekonomie von Herrn Blanqui geschildert worden. Ob aber, abgesehen von dem äußerlichen Glanze und Luxus der Civilisation, den die Kreuzfahrer den morgenländischen Völkern entlehnten, diese Heereszüge als eine Propaganda des wahren Humanitäts-Princips jener Lehren der Freiheit und Gleichheit betrachtet werden können, welche von den Christen der ersten Jahrhunderte mit wahrhaft heroischer Aufopferung verkündet wurden, das ist eine Frage, die man sich wohl selten vorgelegt und noch seltener zu beantworten versucht hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Kreuzzüge von diesem Gesichtspunkte aus mehr einer Persiflage, als einer Verherrlichung des Christenthums gleichen und daß sie mehr von einem verfehlten Streben, als von einer glorreichen Vollendung der römischen Kirche zeugen. Kein Wunder daher, daß unsere Historiker aus Furcht, ihren früheren Darstellungen widersprechen zu müssen, diese Frage so weit wie möglich zu umgehen suchten. Bloß in den Vorlesungen des Professors Quinet in Paris über die französische Revolution und das Christenthum habe ich Betrachtungen gefunden, welche dieser ethischen Bedeutung jener mittelalterlichen Heereszüge eine besondere Aufmerksamkeit widmen und ich kann nicht umhin, darin den Behauptungen Quinet's vollkommen beizustimmen, daß, wenn die Kriege christlicher Völker nach ihrem Einflusse auf die Gesittung der Feinde betrachtet werden, die Kriege der französischen Republik unendlich viel christlicher sind, als jene Heereszüge mittelalterlicher Abenteurer, denen es, wenigstens der Mehrzahl nach, bloß um Rauferei und Plünderung zu thun war und die bei ihrer Rohheit durchaus nicht geeignet waren, die gebildeten Asiaten Geschmack an der europäischen Civilisation finden zu lassen. Es gibt noch Chroniken aus jenen Zeiten, in denen der Eindruck geschildert ist, den die ersten Kreuzritter auf ihre Feinde machten. Diese sprechen über die Cultur unserer tapferen Vorfahren mit demselben Abscheu, den einst die Sitten barbarischer Völker bei den Römern erregten. Die durch diese Kriege verbreitete Civilisation ging daher, was wohl zu beachten ist, zunächst von den Ungläubigen aus.

Die Kreuzzüge verdankten einen großen Theil ihrer Kraft der christlichen

Kirche und andererseits ward die Macht der christlichen Kirche wieder bedeutend durch diese Züge nach dem heiligen Grabe befördert. Allein die officielle Kirche unterschied sich schon damals wesentlich von der Religion, welche Christus gelehrt hatte. Sie war zu einem rein diplomatischen Institut, zu einem Staate geistlicher Aristokraten geworden und war von jetzt an nur darauf bedacht, die sogenannten weltlichen Staaten zu unterwerfen oder sich mit ihnen in ein staatsrechtliches Verhältniß zu setzen. Wie es aber um den christlichen Wandel dieser Geistlichen, um ihre Verachtung der Welt und um ihre Bemühungen für die Freiheit und Gleichheit der Menschen stand, davon finden wir unter Anderm zu Carl's des Großen Zeiten einige Andeutungen in den Capitularien dieses berühmten Gesetzgebers, in denen es sehr ironisch heißt: „Bittet die Bischöfe und Aebte, uns in Wahrheit zu erklären, was die Worte sagen wollen, deren sie sich oft bedienen: „der Welt entsagen," und woran man Diejenigen, welche der Welt entsagen, von Denen unterscheiden kann, welche ihr nicht entsagen: etwa bloß daran, daß sie keine Rüstungen tragen und nicht öffentlich verehelicht sind? Fraget ferner: ob Jener der Welt entsagt habe, der täglich, gleichviel durch welche Mittel, bald durch Verheißung der ewigen Seligkeit, bald durch Androhung der Höllenstrafen sein Vermögen zu vermehren strebt, und der im Namen Gottes reiche und einfältige Menschen ausplündert?" (Fr. Blanqui, histoire de l'économie politique. Erster Theil, 12tes Cap.)

Diesen Zwiespalt zwischen der Weltansicht des Christenthums und der officiellen Kirche hervorzuheben, darf keine culturgeschichtliche Arbeit versäumen; denn die Geschichte der Menschheit besteht im Wesentlichen in nichts Anderm, als in Versuchen, diesen Gegensatz aufzuheben oder das Räthsel, welches er enthält, in einer der menschlichen Natur angemessenen Weise zu lösen. Von dem Siege des einen oder des andern dieser beiden Principien hängt das Schicksal der Völker ab und es muß endlich einmal zur Entscheidung kommen, ob die Lehren der Freiheit und Gleichheit, wie das Christenthum sie verkündet und die Wissenschaft sie zum Bewußtsein erhoben hat, die Bestimmung der Menschheit enthalten, oder ob auf ewig die Menschen in aristokratischer Weise von einander geschieden, und die Mehrzahl von dem Banket des Lebens ausgeschlossen bleiben soll. Die heutige officielle Kirche ist aufs Engste mit allen aristokratischen Lebensverhältnissen verwachsen; so lange sie das Uebergewicht behält, wird der Geist, welcher das Christenthum in's Leben gerufen hat, zu bloßen Floskeln erstarren, aber nie das gesellschaftliche Leben durchdringen. Handelte es sich bei diesem Streite bloß um theologische Dogmen, so könnte man die Schlichtung desselben dem Amusement einiger Alterthumsforscher überlassen; allein die Beantwortung der hier berührten Fragen muß nothwendig den Maßstab liefern, nach welchem die Ansprüche Aller auf eine ästhetische Ausbildung, auf körperliche und geistige Genüsse zu bestimmen sind, und es ist daher von der größten Wichtigkeit, den Streit zwischen dem Gottesbewußtsein christlicher Völker und dem Schlendrian eines comfortablen Priesterthums zur Entscheidung zu bringen.

Wer den Handel als reine Geschäftssache betrachtet, wird natürlich glauben, daß das Gesagte hier nicht an seiner Stelle sei; wer indeß die culturgeschichtliche Bedeutung desselben seiner Aufmerksamkeit würdigt, kann dieser Meinung nicht sein. Um uns von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, brauchen wir nur einen raschen Blick auf den Charakter und das Treiben Derer zu werfen, welche in der Periode, mit welcher wir uns hier zunächst beschäftigen, als die eigentlichen Repräsentanten des Handels betrachtet werden können; ich meine die Juden. An ihrer besondern Art, die Geschäfte zu treiben, an ihrer eigenthümlichen Stellung zum gesellschaftlichen Leben ihrer Unterdrücker, d. h. zum

christlichen Staate und zur christlichen Kirche, können wir auf's Deutlichste wahrnehmen, daß ein tiefer Zwiespalt zwischen den geistigen und materiellen Bedürfnissen jener Zeit herrschte. Die christliche Kirche that Nichts, um den Handel ihren Grundsätzen gemäß zu gestalten; sie bemühte sich nicht, ihm seine betrügerische, egoistische Tendenz zu nehmen, in Folge dessen er auf Kosten der Producenten und Consumenten blühte. Sie war schon damals in ein merkwürdiges Dilemma gerathen. Ihren Lehren nach hätte sie den Genüssen der Welt entsagen müssen und doch kannte sie keine anderen Mittel, die Völker zu beherrschen, als Luxus und weltliche Macht; ihren Worten nach sollte der Geist der Liebe, der Freiheit und Gleichheit in allen Lebensverhältnissen verwirklicht werden, — und doch kannte sie für Industrie und Handel keine anderen Formen als diejenigen, welche dem von ihr bekämpften Heidenthume entsprochen hatten. Durch die Verfolgung der Juden, durch welche sie ihren Gott zu versöhnen suchte, ward die Sache nur noch schlimmer. Man nahm den Juden das Recht, Landwirthschaft und andere für ehrenhaft geltende Gewerbe zu treiben. Der Handel, zu dem man sie auf diese Weise zwang, mußte natürlich ein Hausirhandel werden, der sich für die gemeinen Plackereien, welche er von Seiten der Christen zu erdulden hatte, durch hohen Zins und Betrügereien zu entschädigen suchte. Die Juden geriethen daher in eine völlig fehlerhafte Stellung; aber die Christen thaten es nicht minder. Dadurch, daß die christliche Kirche den Handel einer verachteten Kaste überwies und andere Gewerbe sich ausschließlich vorbehielt, gab sie deutlich zu erkennen, daß sie Nichts von dem harmonischen Ineinandergreifen des industriellen Lebens begriff und die Wechselbeziehung zwischen den Gewerben und der Moralität der Völker nicht zu beurtheilen wußte. Sie gab auf diese Weise zu erkennen, daß sie die hohe Mission des Christenthums verkannt hatte. Kein Wunder, daß sie immer mehr und mehr an Achtung verlor, und daß die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums sich nur durch den Kampf gegen die christliche Kirche, durch die Reformen und Revolutionen der Ketzer bewährt hat.

Der Handel, den die Christen den Juden überlieferten, ist später eine Weltmacht geworden, und heute, während man sich noch immer die wunderbarsten Illusionen über die Herrschaft der christlichen Kirche und des christlichen Staates macht, sind die Juden die eigentlichen Könige der Epoche! Ihr Handelsgeist und Schacher beherrscht unser ganzes christliches Leben, durchdringt alle unsere Institutionen, trübt unser Wissen und befleckt unsere Moral! Wozu daher die vielen Streitigkeiten über die Emancipation der Juden? Weßhalb nehmen wir so lange Anstand, den Juden unsere Staatsrechte zu geben, da unsere Staaten im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Verwirklichung der jüdischen Weltansicht sind? Eine solche Emancipation würde nur die formelle Anerkennung schon lange bestehender Verhältnisse sein; ihre Folgen aber sind nicht schwer vorauszusehen. Die Juden würden von lästigen Formen und wenig zeitgemäßen Bedrückungen ihrer christlichen Mitmenschen befreit werden; im Uebrigen aber würde Alles wesentlich bei'm Alten bleiben. Unser Handel, unsere ganze Industrie, unsere Gesinnung, unsere christliche Nächstenliebe, würden ihren jüdischen Charakter behalten. Weßhalb sich länger täuschen über diese Verhältnisse? Soll von einer wahren Emancipation die Rede sein, so müssen wir uns selbst emancipiren, und die Moral, die wir so lange im Munde geführt haben, endlich einmal die Institutionen des gesellschaftlichen Lebens durchdringen lassen. Dann werden wir nicht mehr nöthig haben, durch Gewalt oder gleißnerische Versprechungen andere Völker zu unserm Glauben zu bekehren. Die

Vortheile eines vernünftig organisirten Staatslebens würden sie von selbst zu uns herüberführen.

Es ist wahrhaftig betrübend zu sehen, mit welcher Brutalität die geistlichen und weltlichen Aristokraten des Mittelalters den Handel der Juden bedrückten und wie sie zu anderen Zeiten wieder sich knechtisch vor ihm beugten. Bald vertrieb man sie aus den Staaten, bald bat man sie wieder zu kommen, weil man ihres Geldes bedurfte. Man nahm ihnen Freiheiten, um sie ihnen später wieder für Geld zu verkaufen. Man verschloß ihnen den rechtlichen Weg, zu ihrem Rechte zu gelangen; entband ihre Schuldner von der Bezahlung, und während man sie so förmlich zwang, hohe Zinsen d. h. eine hohe Assecuranz-Prämie zu nehmen, suchte man in wahrhaft bornirter Weise durch Wuchergesetze den Zins herabzudrücken. Je mehr die Fürsten die Staatswirthschaft vernachlässigten, ohne dem Luxus zu entsagen, desto mehr sahen sie sich gezwungen, zu jüdischen Darleihern ihre Zuflucht zu nehmen, und sich ihren Bedingungen zu unterwerfen. So wurden natürlich die Juden reich, während die Mehrzahl der christlichen Bevölkerung darbte. Das Volk, welches die Gesetze der Güter-vertheilung nicht kannte, gab den Juden die Schuld seiner Armuth und die Fürsten thaten Nichts, dieses Vorurtheil zu zerstören.

Dieser herumirrende Handel der Juden, die Verachtung und Erpressungen, welche er zu erdulden hatte, charakterisiren das ganze staatswirthschaftliche und geistige Leben jener Zeit. Die christliche Kirche verzehrte bloß die Reichthümer, während sie ihre Erzeugung verachtete und verdammte. Die christlichen Ritter behandelten, wie einst die freien Bürger des Alterthums, die Arbeiter als Sklaven und suchten sich Reichthum durch Gewalt und eine Menge von Zöllen zu verschaffen. Während deß irrten die Juden von Ort zu Ort, um den durch das christliche Lebenswesen zerstörten Verkehr wieder herzustellen. Weil man ihnen aber den Grundbesitz versagte und ihnen selbst einen regelmäßigen Handelsverkehr unmöglich machte, mußten sie sich mit dem Schacher begnügen und in wucherischen Geldgeschäften ihren Erwerb und ihre Sicherheit suchen. Daß ein solcher ungeordneter Geldhandel den Grund zu einer höchst willkürlichen und gesetzlosen Vermögens-Vertheilung legte, und daß der Handel, in solcher Weise von allen übrigen Lebensverhältnissen getrennt und dem Zufalle überlassen, keine normale Entwickelung nahm, war nicht anders zu erwarten. So entstand der Geldhandel, der sich selbst zum Zwecke hat, ohne Rücksicht auf Consumtion und Production, ohne Rücksicht auf eine gerechte Vertheilung der Producte, und nachdem einmal dieser Weg eingeschlagen worden ist, muß der Handel, mit wie viel Glanz und Macht auch immer er sich zu umgeben weiß, früher oder später zu einer Krisis führen, deren nothwendige Folge praktische Versuche sein werden, die Arbeit zu organisiren.

Somit habe ich die Idee des mittelalterlichen Handels angegeben, das ihm zu Grunde liegende Lebensprincip, seine sittliche Weltanschauung! Bisher hat man nur seinen äußern Mechanismus in's Auge gefaßt. Daher begegnen wir in den Werken unserer National-Oekonomen oft einem heftigen Streite über höchst unbedeutende, formelle Fragen, wie die, ob die Wechsel im siebenten oder im zwölften Jahrhunderte erfunden worden seien. Am Vernünftigsten hat sich offenbar noch Blanqui in seiner Geschichte der politischen Oekonomie (von welcher mir leider in diesem Augenblicke nur die Uebersetzung von Dr. Buß zu Gebote steht) über diese für die culturgeschichtliche Bedeutung des Handels keinesweges wichtige Frage ausgesprochen; diese Frage, sagt er, ist ein Punkt, der noch nicht aufgehellt ist und der es zu werden auch nicht in dem Maße verdient, als es einige Schriftsteller geglaubt haben. Die

Zeit einer solchen Entdeckung, vorausgesetzt, man könnte sie authentisch bestimmen, wäre ein bloßer Reiz für die Wißbegierde; allein es scheint, daß diese Entstehungszeit immer im Zweifel bleiben soll. Man glaubt mit Recht, daß die Erfindung eher den italienischen Handelsleuten zuzuschreiben ist, als den jüdischen Schacherern jener Zeit, da diese letzteren keine Gelegenheit hatten, sich so früh, wie die anderen dem Handel von Platz zu Platz zu widmen, welcher wahrscheinlich zu dieser Idee geführt hat. Selbst der Name „Cambio" für den Wechselbrief, welcher ursprünglich italienisch war, scheint die wahren Urheber derselben anzuzeigen, und die erste Stadt, wo man davon Gebrauch machte, Lyon, damals der Stapelplatz Italien's, ist eine weitere Anzeige dafür. Es ist wahrscheinlich, daß die Lombarden und Juden daran einen gleichen Antheil genommen, und vom Anfange an die bedeutenden Folgen davon geahnt haben."

Für die Handels-Routine ist es gewiß von der größten Wichtigkeit, Schuldscheine zu besitzen, die im Stande sind, den Dienst des Geldes zu versehen, und nach Gefallen auf eine dritte in einer andern Stadt wohnende Person übermacht werden können. Eben so wird ein lebhafter Handelsverkehr früher oder später die Ursache und die Wirkung zugleich von Giro- und Zettelbanken werden, und der Geschichtschreiber muß wissen, daß solche 1157 zu Venedig, 1619 zu Hamburg und so fort gegründet worden sind. Aber für die Culturgeschichte fragt sich vor Allem, wie bei diesem Mechanismus des Geldumlaufes das National-Vermögen unter die einzelnen Menschen vertheilt werden mußte, und auf die Thatsachen, welche im Mittelalter diese Vertheilung charakterisirten und somit auch die moderne Staatswirthschaft vorbereiteten, glaube ich jetzt hinlänglich hingewiesen zu haben.

Der auf der beschriebenen Basis ruhende Handel nahm, wie gesagt, durch die Kreuzzüge einen bedeutenden Aufschwung. Italien's Städte besonders mußten in Folge ihrer Lage von diesen Heereszügen Nutzen ziehen. Mit ihnen, die sich durch ihren Handel Freiheit und Macht zu verschaffen wußten, trat der Städtebund in Geschäftsverkehr, der sich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Niederdeutschland gebildet hatte, um der Willkür der Feudalherrschaft Schranken zu setzen, und den Handel durch Association zu kräftigen. Die Schiffe dieses Bundes, der Hansa, sah man während der Kreuzzüge auf dem Mittelmeere beschäftigt. Der eigentliche Vermittelungspunkt aber, der Hauptort, an welchem der orientalische Handel der Italiener mit dem des nordöstlichen Europa's, den die Hanseaten repräsentirten, zusammentraf, war Brügge. Hier häuften sich die Waaren der verschiedensten Länder. Hier fand man die Weine vom Rheine und von Frankreich, hier die Tücher Belgien's, das Zinn und die Wolle England's, hier die Fabricate Italien's und die Erzeugnisse des Orient's. Bei diesem blühenden Verkehre ist es nicht mehr zu verkennen, daß die Civilisation in eine neue Phase eingetreten ist. Die Völkerzüge nach Osten, der Kampf der Europäer mit den Orientalen hatte das Städteleben mächtig gefördert, und durch ihre Emancipation im Süden, so wie durch ihre Bündnisse im Norden bereiteten sie die Macht jenes Standes vor, der dazu berufen war, den Adel zu stürzen.

Erst mit der Emancipation der Städte, mit der Befreiung der Gemeinden, deren Anfang man gewöhnlich in das eilfte Jahrhundert verlegt, ward dem Handel die Aussicht eröffnet, sich zum Großhandel und regelmäßigen Verkehre zu gestalten. Bis dahin blieb er wesentlich Hausirhandel, mit dem sich, wie gezeigt, vor Allen die Juden befaßten, verflucht von der Kirche und geplündert von der Aristokratie. Während des fünften bis zehnten Jahrhunderts hatten die Städte dem Handel keine achtbare und geachtete Folie bieten können. Hatten

sie sich auch in ihrer Verwaltung noch manche Freiheiten römischer Institutionen erhalten, so war doch der Sieg der Feudalität und das Uebergewicht der auf dem Lande lebenden Barone für ihre Macht und ihren Verkehr die Ursache des Verfalles geworden. Sie waren der Botmäßigkeit der Feudalität unterworfen. Je mehr aber im zehnten Jahrhunderte sich in ihrem Innern die Industrie zu heben versuchte, desto mehr mußte in ihnen das Bedürfniß nach gesicherten Communications-Mitteln entstehen, desto unerträglicher mußten ihnen die Gewaltthätigkeiten der Lehnsherren werden. Kein Wunder, daß sich jetzt von allen Seiten, auch ohne besondere Verabredung durch das Gemeinsame ihrer Lage getrieben, die Gemeinden zur allgemeinen Insurrection vorbereiteten, eine Insurrection, die um so mehr Chancen für sich hatte, als es überall an einer geordneten Landesregierung fehlte und es im Interesse der Könige lag, eine solche zu erstreben.

Als die Befreiung der Communen begann, konnte von einer National-Einheit noch nicht die Rede sein. Alles trug den Stempel der größten Vereinzelung. Es gab damals Könige und Aristokraten, Geistliche, Bürger und Landbauern, kirchliche und Civil-Gewalten; aber es gab noch keine Nation, keine einheitliche Landesregierung. Alles reducirte sich auf Local-Institutionen. Diese Vereinzelung war ein wesentliches Element der barbarischen Völker, welche das römische Reich gestürzt haben; sie war ein eigenthümlicher Zug des barbarischen Ritterthums und ging, als dieses seine Macht verloren, auf das Städteleben über. Die Anarchie, welche in Folge derselben entstand, war grenzenlos. Zugleich ist es für die Culturgeschichte höchst wichtig zu beachten, daß dieser Sinn für Isolirung dem Streben nach Gemeinschaft, wie das Christenthum es wollte, direct widersprach, und vorzugsweise dem germanischen Element ist es zuzuschreiben, daß das Christenthum der ersten Zeit, der sogenannte christliche Communismus, bis auf den Grund zerstört wurde. Hätte diese Isolirung ungehindert fortwähren können, so würde die Barbarei nie aufgehört haben; aber, wie ich schon am Schlusse meiner allgemeinen Betrachtungen über das Alterthum sagte, die Kreuzzüge haben wesentlich dazu beigetragen, daß diese Vereinzelung modificirt wurde. Sie belebten das Gesammtgefühl, indem sie die Ideen erweiterten und den Blick in die Ferne richteten. Das Localinteresse verschwand vor der religiösen Begeisterung und vor der Lust am abenteuerlichen Wanderleben. Die Kreuzzüge werden nicht selten als eine reinkirchliche Angelegenheit aufgefaßt. Schon oben habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß Gewinnsucht und Geschmack an unstätem Leben wenigstens eben so viel Theil an ihnen hatte, als die Sehnsucht nach dem Himmel. Statt diese Völkerwanderung daher als ein Zeugniß der kirchlichen Macht zu bewundern, möchte ich vielmehr behaupten, daß sie den vollständigsten Beweis von der Unfähigkeit der Kirche lieferte, ihre ursprünglichen Grundsätze durchzuführen. Wie stimmt mit der Feudalherrschaft, mit dieser kastenartigen Trennung der Menschen, die auch den Heeren der Kreuzritter als Grundlage diente, jene Lehre von der brüderlichen Gleichheit, von welcher die Apostel gesprochen hatten? Wie vertrug sich mit dem kriegerischen Leben und dem Haschen nach Reichthümern der mächtigen Lehnsherren, die nach Palästina zogen, die Verachtung irdischer Genüsse, welche die ersten Christen sich zum Gesetze gemacht hatten? Wer überhaupt in den vereinzelten Thatsachen der Geschichte die leitende Idee zu erkennen vermag, dem kann es nicht lange verborgen bleiben, daß die Kreuzzüge die erste vereinigte That des heidnischen Staatslebens und der christlichen Kirche, ja die Feier dieser Vereinigung selbst war!

Durch die Kreuzzüge war die Tendenz des ersten christlichen Zeitalters,

die irdischen Angelegenheiten und somit auch die Industrie und den Handel nach den Grundsätzen des Christenthums zu gestalten, von Seiten der Kirche selbst öffentlich aufgegeben. Die Kirche hatte es hiemit ausgesprochen, sie wollte von nun an weltliche Macht sein, sie wollte die Vereinzelung des heidnischen Staates auch zu ihrer Grundlage machen, wollte in reinen Staatsformen auch ihr Heil suchen, wollte herrschen durch Waffengetöse und Gold, durch Sklaverei und Bestechungen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch das industrielle Leben aufzufassen, wie es sich in Folge der Kreuzzüge entfaltete. Als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts diese kriegerische Bewegung aufgehört hatte, war freilich der Sinn für Gesammtbestrebungen, die einst zum Nationalleben führen sollten, wach geworden; allein man dachte doch nicht daran, das Staatsleben nach den Grundsätzen der Gleichheit und Freiheit zu organisiren und Handel und Gewerbe mit Rücksicht auf eine gerechte Gütervertheilung zu leiten. Die frühere Zerstückelung, wiewohl man sie zu modificiren und ihr eine äußerliche Grundlage zu geben strebte, blieb doch die Grundlage des Lebens, und der Handel konnte von jetzt an wohl mit der Zeit zum Nationalhandel, aber, ohne eine wesentliche Umgestaltung der einmal adoptirten Gesellschafts-Verhältnisse, nicht zum Vertreter eines solidarischen Lebens werden.

Es würde mich an dieser Stelle zu weit führen, wollte ich ausführlich schildern, wie sich nach der Emancipation der Städte und besonders nach den Kreuzzügen die Industrie im Innern der Städte ausbildete, und welche Kämpfe das Bürgerthum im Ganzen zu bestehen hatte, um vom dreizehnten Jahrhunderte an mit Hilfe der Könige jenes Nationalleben zu schaffen, welches während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die ganze Gesellschaft in den formellen Gegensatz der Regierung und des Volkes wie in zwei Kasten auflösen sollte. Was das industrielle Leben betrifft, wer kennt nicht die Feindschaft der Zünfte, welche einige Regenten, wie Ludwig IX. von Frankreich, durch eine Zunftordnung zu mildern, Andere dagegen zu Gunsten ihres Schatzes auszubeuten suchten. Während so der industrielle Zwiespalt innerhalb der Städte seinen Höhenpunkt erreichte, schloßen sie sich von dem übrigen Lande durch Zölle und Verbote ab, und indem auf dieselbe Weise die Provinzen sich von einander trennten, sollten Jahrhunderte vergehen, ehe von einem inländischen Handel als einem Ganzen und überhaupt von einer National-Industrie die Rede sein konnte.

Bevor der Kampf der Stände entschieden und die Schranken der Zünfte aufgegeben wurden, sollte das Staatsleben erst eine nationale Basis erhalten. Dieses Streben nach einer Völkerscheidung, welches schon die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts charakterisirt, ist später durch glänzende Thaten verherrlicht worden, durch die Schlachten der Jungfrau von Orleans und die Erstürmung von Granada. Für die Geschichte des Handels war es natürlich von der größten Bedentung, daß die Völker sich auf diese Weise trennten und mit scharf gesonderten Interessen einander gegenüber traten. Schon früher habe ich erwähnt, daß der Handel der Hanseaten daran zu Grunde ging, daß man in allen denjenigen Ländern, wo die Nationalkraft erstarkte, die Kaufleute zwang, sich der National-Industrie anzuschließen und deren Gesammt-Interessen zu vertreten. Von jetzt an beginnt die Periode der Handelskriege und jener Handels-Politik, welche besonders England, wie seine Navigations-Acte, seine Methuen- und Eden-Verträge beweisen, zum Nachtheile der anderen Nationen zu handhaben wußte. Jede Nation suchte die andere zu schwächen, jede die Reichthümer der andern an sich zu reißen, und es schien eine Zeit lang, als könne ein Volk nur auf Kosten des andern glücklich werden. So ward der Zwiespalt, welcher die Völker im Innern zerriß, auch auf ihre äußeren Verhältnisse übertragen. Im

Innern blieb die Kirche getrennt vom Staate, ohne Aussicht auf eine andere als bloß formelle Einigung; nach Außen wandern die Missionäre, und neben den Tempeln, wo sie das Evangelium predigen, schwingt der Sklavenzüchter seine Peitsche. Im Innern erstarkt die Industrie, aber die einzelnen Industriezweige sind vertreten durch eben so viele egoistische Interessen. Hohe Preise, die dem Landmann nützen, schaden dem Fabricanten; der Gewinn, den der Kaufmann macht, wird der übrigen Bevölkerung in unverhältnißmäßiger Weise entzogen und das Geld, dessen Bestimmung ist, den Güteraustausch zum Besten Aller zu befördern, gibt einer Classe thätiger Speculanten Gelegenheit, die Productivkräfte der Nation zu monopolisiren. Nach Außen vertritt die Diplomatie die Habsucht des Mercantilismus. Völker, deren Manufacturkraft erstarkt, suchen die Manufacturen anderer Völker im Keime zu ersticken nnd sie für immer auf den niederen Stufen des industriellen Lebens zu erhalten. Seltene Naturerzeugnisse, kostbare Gewürze werden von den Holländern vernichtet, um sich vor Mitbewerbung zu schützen und die Preise nach Belieben zu steigern. Der Colonialhandel geräth in die Hände geldgieriger Compagnieen, welche mit Waffengewalt den Pflanzern der ihnen anvertrauten Länder das Gesetz aufdringen, immer theuer zu kaufen und billig zu verkaufen. Die Industrie der Colonieen ward von den Europäern niedergehalten und nach 1770 verlangte der gefeierte Chatam, man solle nicht zugeben, daß in den amerikanischen Besitzungen ein einziger Hufnagel fabricirt werde. Der Handel der Colonialbevölkerung ward auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkt und nahe bei einander gelegene Tropenländer wurden dadurch so weit von einander getrennt, als läge der Ocean zwischen ihnen, welcher Europa von seinen Colonieen scheidet.

War das die Bestimmung des Nationallebens, für welches so viele begeisterte Kämpfer gefallen; sollte es keinen andern Erfolg haben, als das aristokratische Verhältniß der Stände auch dem Völkerleben einzuimpfen? Waren das die Segnungen des Christenthums, welche Columbus der neuen Welt zu bringen gedachte? Sollten die neuen Wasserstraßen zu nichts Anderem führen, als die Leibeigenschaft der europäischen Werkstatt in der Sklaverei der Tropenländer zu verewigen? Wenn man dem Völkerrecht jener Zeit und allen jenen Rechtsformen glauben will, welche die Aufgabe haben, bestehenden Verhältnissen die Stabilität der gesetzlichen Sanction zu verleihen, dann allerdings muß man an dem Fortschritte der Menschheit verzweifeln und in der Knechtschaft ihre Bestimmung sehen.

Allein die Kämpfe in den amerikanischen Wäldern unter Washington's Fahnen und die Erstürmung der Bastille haben für alle Zeiten bewiesen, daß diplomatische Formen zu schwache Fesseln sind, um den Weltgeist in einen ewigen Zirkel zu bannen, und es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß die anarchische Zersplitterung des Mittelalters mit ihren furchtbaren Verirrungen nichts Anderes war, als die Geburtswehen einer neuen Weltansicht — der Gleichheit vor dem Gesetze und der Freiheit der Arbeit.

---

2. Die Geschichte.

Erste Epoche.

Die Uebergangszeit — vom Untergange des weströmischen Reiches bis auf die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier,

oder:

Vorbereitung auf die nationale Handelspolitik der Staaten.

Nachdem wir uns jetzt mit den sittlichen Verhältnissen, welche im Mittelalter auf das ökonomische Leben der s. g. civilisirten Völker einwirkten, bekannt gemacht haben, können wir uns wieder den einzelnen Ereignissen zuwenden, welche im Verlaufe der Geschichte den äußern Gang des Handels bestimmten. Der Handel, wie die Cultur überhaupt, war, wie wir aus der Geschichte des Alterthums gesehen haben, vom Orient ausgegangen. Seine ersten Repräsentanten waren die Phönikier. Von ihnen ging die Anregung zu den höheren Entwickelungsstufen des industriellen Lebens im Westen aus. An diesem orientalisch-europäischen Handel betheiligten sich dann später die Griechen und Karthager, bis endlich den Römern die Aufgabe zufiel, in ihrer Hauptstadt das ganze Culturleben der alten Welt zu concentriren und den Geschäftsverkehr nordwärts über Gallien und die Alpen hin bis in Deutschland hinein zu erweitern. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches ward Konstantinopel die Hauptstadt der civilisirten Welt, und durch seine Lage auf der Gränze des Morgen- und Abendlandes war es ganz besonders zur Aufrechthaltung und Fortbildung des alten Welthandels, d. h. des orientalisch-europäischen Handels, der sich der Völker- und Schifffahrtskunde damaliger Zeit gemäß im schwarzen und mittelländischen Meere concentriren mußte, geeignet. Die Periode des Handels, welche wir nun zu betrachten haben und welche mit der Gründung des oströmischen Kaiserreiches beginnt, schließt sich in chronologischer Beziehung natürlich und einfach mit der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung ab. Durch diese Entdeckungen nahm der Seehandel dem Landhandel gegenüber jenen großartigen Aufschwung, der heutzutage England eine so entscheidende Stimme in den Völker-Congressen verschafft hat. Das mittelländische Meer, die Völkerstraße der Alten, verlor damals für den Handel eine Bedeutung, die es erst in unsern Tagen nach der völligen Sicherstellung der europäischen Civilisation und deren Uebergewicht über die orientalische wiedererlangen sollte. Die Handelswege, welche von Europa über den arabischen Golf, über Syrien und die Küsten des schwarzen Meeres nach Asien führten, wurden damals theils von den Sarazenen, theils von den Portugiesen gesperrt, und während die Handelsstädte der Italiener verfielen, erhoben sich andere an der Westküste Europa's.

Der ganze Zeitabschnitt vom Untergange des weströmischen Reiches bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts muß indeß seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nach als Vorbereitung der europäischen Bevölkerung für ein entschieden ausgeprägtes National-Leben aufgefaßt werden. Erst von dem Augenblicke an hatte die Bewegung, welche mit der Völkerwanderung und Völkervermengung beginnt, ihr Ende und ihren Zweck erreicht, als die Spanier Granada erobert, als die Franzosen die Engländer aus Frankreich vertrieben und die Mehrzahl der civilisirten Völker ihrer Staatsverfassung und Staatswirthschaft eine nationale



Basis gesichert hatten. Sobald aber das nationale System der politisch Oekonomie die praktische Grundlage des Völkerverkehres geworden war, mußt natürlich diejenigen Handelsvölker, welche als Zwischenhändler aus der allgeme nen Völkerverwirrung bedeutenden Gewinn gezogen hatten, ich meine die Itali ner und Deutschen, die Handels-Suprematie verlieren. Nicht die Entdecku neuer Handelswege allein war, wie ich dieß schon früher hervorhob, die Ursac des Verfalles der Hansa und der italienischen Republiken, sondern vorzugswei der Mangel einer einheitlichen Nationalkraft zu einer Zeit, da die übrig Staaten dieselbe durch ihre Zollsysteme geltend machten. Die Zeit bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ist, wie gesagt, die Vorbereitungs-Perio für eine internationale Handelspolitik. In ihr sind die Völker noch unter ei ander gemengt, die Orientalen mit den Europäern und die Europäer unt einander. Diese Verwirrung, diese Ungewißheit über die Gränzen des Völke lebens finden wir auch im Handel wieder. Das griechische Reich auf der Grän des Orients und Occidents im beständigen Kampfe mit Völkern beider Welttheil die Araber in's Unbestimmte hinaus ihr Gebiet erweiternd; vereinzelte italien sche Staaten den Zwischenhandel ausbeutend und endlich Bündnisse deutsch Städte, ebenfalls ohne Rücksicht auf Nationalität den Handel betreibend: d sind die Repräsentanten des damaligen Welthandels, deren Bestrebungen w jetzt näher in's Auge zu fassen haben. Wir beginnen mit den Italienern. A ihre Handelsbestrebungen schließt sich für die Darstellung der Verkehr der ander genannten Völker am Leichtesten und Natürlichsten an, da sie vor Allen es ware die durch activen Zwischenhandel die Bedürfnisse der Europäer und Oriental ausglichen.

1) Die Italiener.

A. Venedig.

Die italienischen Handelsstaaten waren nicht durch eine gemeinsame Ha delspolitik mit einander verbunden. Die Städte, welche in Italien durch Ha del berühmt und mächtig geworden sind, lebten in beständiger Zwietracht u Eifersucht. Dieß war die Ursache ihrer Schwäche und ihres endlichen Verfalle Statt durch einheitliche Maßregeln den Anmaßungen und Handelsstörungen d Orientalen entgegenzuarbeiten und an den Entdeckungen ihrer europäische Nachbarvölker thätigen und Achtung gebietenden Antheil zu nehmen, riebe sie sich unter einander auf. Amalfi fiel durch Pisa, Pisa durch Genua u auch die Macht dieser Stadt ward endlich durch Venedig gebrochen. Allein wa half den Venetianern die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere, als diese Meer durch die Unternehmungen der Portugiesen seine Bedeutung für de Welthandel verlor und Venedig keine Macht besaß, den Handelsverkehr in sein alten Bahnen wieder zurückzudrängen oder sich an dem neuen europäisch-indische Handel in erster Hand zu betheiligen?

Um die Handelsunternehmungen der Italiener in der Periode, mit welch wir uns hier beschäftigen, übersichtlich darzustellen, ist es besonders wichtig, si von dem Handel Venedig's, diesem mächtigsten der italienischen Handelsstaate eine deutliche Vorstellung zu verschaffen.

Venedig ward bekanntlich am Ende des fünften Jahrhunderts gegründe um die Zeit als **Attila's** Kriegsschaaren Italien verwüsteten und die Bewoh ner des Festlandes auf den nahegelegenen Inseln Schutz suchten. Von diese Inseln aus erweiterte der venetianische Staat dann später sein Gebiet über eine

Theil der Lombardei und gründete durch die Eroberung von Dalmatien im zehnten Jahrhundert seine Herrschaft über das adriatische Meer. Die Lage der Stadt mitten im Meere und der Mangel an manchen, selbst nothwendigen Lebensbedürfnissen war eine dringende Aufforderung zur raschen Ausbildung der Schifffahrt und des Zwischenhandels. So gelangten die Venetianer schon zu einer Seemacht und trieben bedeutenden Handel zu einer Zeit, als Italien noch an den Folgen der Völkerwanderung zu leiden hatte. Schon am Anfange des neunten Jahrhunderts versorgten sie die Küstenbewohner des adriatischen Meeres mit eingesalzenen Fischen und Salz, und später brachten sie auch Waaren des Orients, welche sie aus den Häfen des griechischen Reiches, aus Syrien und Aegypten holten, dorthin. Der Lage nach freilich hätte Konstantinopel der Handelsplatz sein müssen, welcher den europäisch.-orientalischen Welthandel beherrschte; allein die Schwäche und Verworfenheit der dortigen Regierung machte die Benutzung dieser günstigen Lage unmöglich. Die Griechen bekümmerten sich mehr um theologische Streitigkeiten und politische Intriguen, als um die Ausbildung ihres Seehandels. Den Verfall der griechischen Handelsmarine aber wußten die Venetianer trefflich zu ihrem Vortheile zu benutzen. Nicht weniger kamen ihnen die häufigen Kriege zwischen den Griechen und Arabern zu Statten, indem sie während derselben sich das Recht und den Gewinn eines neutralen Zwischenhandels verschafften, und wie rasch sie schon zu einem mächtigen Einflusse auf die ganze Handelspolitik gelangten geht daraus hervor, daß man ihnen im Jahre 1085 zollfreie Aus- und Einfuhr aller Waaren für das ganze griechische Reich gestattete. Es dauerte nun nicht mehr lange, so hatten sie die griechischen Handelsschiffe aus dem ägäischen und mittelländischen Meere verdrängt und den Kaufleuten in Konstantinopel nur noch den Activhandel auf dem schwarzen und azowschen Meere übrig gelassen. Gleichzeitig mit den Venetianern und zum Theil schon früher als diese strebten auch andere berühmt gewordene Handelsstaaten Italien's, wie Genua, Pisa und Amalfi, mit abwechselndem Erfolge dahin, den Handel zwischen Konstantinopel und den Besitzungen der Sarazenen am mittelländischen Meere an sich zu reißen. Ihnen waren ganze Quartiere in der griechischen Kaiserstadt eingeräumt und selbst Fabrik-Unternehmungen gestattet. Aber niemals handelten dort diese Italiener gemeinschaftlich, nie verfolgten sie dort ein gemeinsames National-Interesse, sondern jeder der kleinen Staaten suchte beständig die so häufigen Revolutionen und Thronwechsel des griechischen Reiches zum Nachtheil und zur Verdrängung seiner Concurrenten zu benutzen. So unterstützten im Jahre 1108 die Venetianer den griechischen Kaiser Alexius gegen die Angriffe des Beherrschers von Antiochien, mit welchem Pisa und Genua gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. In Folge dessen wurden ihnen so bedeutende Handelsvorrechte in den griechischen Städten eingeräumt, daß es ihnen seitdem nicht schwer wurde, den ganzen orientalisch-europäischen Handel, für eine Zeitlang wenigstens, in Venedig zu concentriren. Aber nicht immer waren sie so glücklich in der Verdrängung ihrer Nebenbuhler und in ihren politischen Berechnungen. So hatten sie, um möglichst rasch aus der Seiden-Manufactur, welche von Griechenland aus in Sicilien eingeführt worden war, Vortheil zu ziehen, einen Handelsvertrag und ein Freundschaftsbündniß mit Wilhelm I., König von Sicilien, geschlossen, in Folge dessen es ihnen unmöglich ward, in einem Kriege, der bald darauf zwischen diesem Könige und dem Kaiser von Konstantinopel ausbrach, Letzterem Hülfe zu leisten. Der Kaiser ließ deßhalb plötzlich am 12. März 1172 alle Venetianer, die sich in Konstantinopel aufhielten, verhaften und nahm ihre Schiffe in Beschlag. Vergeblich forderte der venetianische Senat die augenblickliche Freilassung der Gefan-

genen und Schadenersatz für die confiscirten Waaren. Erst nach vielen Jahren, bei Gelegenheit eines Thronwechsels, wurden die Gefangenen freigegeben, eine Entschädigung ward indeß hartnäckig verweigert. Endlich ließ sich Alexius III. um das Jahr 1200 zur Auszahlung der geforderten Summe bewegen. Um die erlittene Beleidigung zu rächen und für die Zukunft ihrem Handel in Konstantinopel eine sichere Basis zu geben, ließen die Venetianer sich im Jahre 1202 bereit finden, das Kreuzheer, welches sich unter dem Markgrafen von Montferrat und dem Grafen Balduin von Flandern gesammelt hatte und auf seinem Zuge nach dem heiligen Grabe Konstantinopel eroberte, durch eine zahlreiche Flotte kräftig zu unterstützen. Die Kreuzfahrer oder „Lateiner," wie sie von den Griechen genannt wurden, gründeten nun, nach der Eroberung der Stadt, in Gemeinschaft mit den Venetianern das sogenannte lateinische Kaiserthum (1204). Das eroberte Reich ward darauf getheilt und während man dem Grafen Balduin von Flandern die Kaiserwürde und die Oberherrschaft über das Ganze übertrug, überließ man den Venetianern die Küstenplätze vom Hellespont bis zum ionischen Meere, einen Theil von Morea und die meisten griechischen Inseln. Schon früher hatten die Venetianer über Konstantinopel hinaus einen unmittelbaren Verkehr mit den Bewohnern am Don begonnen und dort eine Niederlassung gegründet, aus welcher später Tana, das heutige Azow, wurde. Die Eroberung Konstantinopel's verschaffte ihnen nun wieder den völlig freien Verkehr mit diesen Gegenden. Es ward dieß um so wichtiger für sie, als von der römischen Kirche das Verbot erlassen worden war, den Arabern, welche Aegypten und Syrien besetzt hielten, Kriegsgeräthschaften zu verkaufen. Denn da gerade Kriegsgeräthschaften es waren, mit denen man über Aegypten und Syrien den indischen Handel unterhielt, so kam es nach dem Erlasse des erwähnten Kirchenverbotes vor Allem darauf an, eine neue Handelsstraße für den Transport orientalischer Waaren ausfindig zu machen. Für einen solchen neuen Handelsverkehr bot die Niederlassung am Don eine treffliche Gelegenheit dar. Von hier aus leiteten die Venetianer jetzt einen Handelsverkehr mit den Städten Balkh (das alte Baktra), Bochara und Samarkand ein, welche auch damals noch die Stapelplätze für die vom Indus und Ganges kommenden Waaren bildeten. Im Alterthume gingen, wie ich dieß früher gezeigt habe, die indischen Waaren, welche nach dem schwarzen Meere bestimmt waren, von Baktra aus nach dem caspischen Meere. Diese Handelsstraße hatte sich erhalten, nur mußte sie jetzt, eben weil Tana das Ziel der Reise ward, vom caspischen Meere aus eine andere Richtung als früher nehmen, nämlich die Wolga hinauf bis Astrachan und von dort wieder zu Lande nach dem Don. Der Verkehr auf diesem Wege nach Konstantinopel dauerte bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts fort. Allein man darf bei der Geschichte der Handelswege nie vergessen, daß dieser Waarenzug nur der Noth oder der Unterbrechung des natürlichen Verkehres durch Concilien-Beschlüsse seine Entstehung verdankte. Mochte er auch für diejenigen Producte, welche bloß nach Konstantinopel gingen oder von dort weiter nach Norden und Nordwesten versandt wurden, vortheilhaft sein, so bildete er doch für die am mittelländischen Meere gelegenen Handelsplätze Europa's einen zu großen und zu kostspieligen Umweg. Sobald es daher möglich wurde, die Concilien-Beschlüsse durch Schleichhandel oder durch Bestechungen der Geistlichen zu umgehen, verlor dieser nordasiatische Landhandel, mochte er auch bis zum vierzehnten Jahrhunderte fortdauern, für die Italiener seine eigentliche Bedeutung.

Mit neidischen Augen betrachteten die übrigen Italiener und vorzugsweise die Kaufleute von Genua die Handelsvortheile, welche den Venetianern bei

Gelegenheit der Gründung des lateinischen Kaiserthums zu Theil geworden waren. Sie hatten daher mit den Prätendenten, welche von Nicäa aus ihre Ansprüche auf den griechischen Thron geltend zu machen suchten, ein gemeinsames Interesse an der Wiederherstellung der griechischen Herrschaft in Konstantinopel. Im Jahre 1261 endlich gelang es ihnen mit dem Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, Konstantinopel zu erobern, das lateinische Kaiserthum zu stürzen und sich die Vorrechte für den Markt in Konstantinopel und für den Handel auf dem schwarzen Meere einräumen zu lassen, welche bis dahin die Venetianer besessen hatten. Kaum im Besitz dieser Vorrechte, boten sie zugleich Alles auf, was in ihren Kräften stand, um dem Handel Venedig's in jeder Weise zu schaden. Sie legten deßhalb auch, um den Venetianern den Gewinn an dem eben beschriebenen nordasiatischen Handel zu schmälern, einen Stapelplatz nicht weit von Tana an, nämlich das spätere Kaffa, an der Südostküste der Halbinsel Krimm. So sehen wir beständig und überall die Italiener einander verdrängen zum Vortheil dieser oder jener Handelsstadt und zum Nachtheil der ganzen Nation.

Venedig, nach dem Sturze des lateinischen Kaiserthums durch die Genueser fast ganz vom schwarzen Meere ausgeschlossen, suchte jetzt nach einem neuen Handelswege, auf welchem es wie auf dem bucharisch-byzantinischen, ohne den Concilien-Beschlüssen entgegenzuhandeln, die indischen Waaren beziehen konnte. Wollten die Venetianer sich nicht ganz dem Schleichhandel ergeben, sondern wirklich das Gebiet der Araber, welche damals Aegypten und Palästina besetzt hielten, umgehen, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als einen neuen Waarenzug durch das Gebiet der Mongolen einzurichten, welche damals sich in Vorderasien, dem nördlichen Syrien, in Bagdad, in Armenien und Persien festgesetzt hatten. Der bedeutendste Handelsplatz dieser Mongolen war Tauris, die Residenz ihres Chan. Dorthin gelangten die indischen Waaren auf dem Wege über den persischen Meerbusen und dann entweder zu Lande oder auch über Bagdad auf dem Tigris. Die Venetianer beeilten sich daher, mit Tauris (Tebris) Handelsverbindungen anzuknüpfen, um von dort die indischen Producte nach der in dem mittelländischen Meere, in dem Winkel, den Kleinasien mit Syrien bildet, gelegenen Hafenstadt Ajazzo zu führen. Von hier war der Transport nach dem südlichen Europa leicht. Auch auf diesem Wege traten ihnen die Genueser als Concurrenten gegenüber.

Für die Dauer vermochten indeß die Kirchenverbote nicht die Italiener von dem Waarenaustausche auf dem kürzesten und wohlfeilsten Wege, nämlich auf dem über Aegypten, abzuhalten. Um die indischen Waaren, welche nach Cairo, Damiette und Alexandrien kamen, sich zu verschaffen, setzten italienische Schleichhändler sich mit den Küstenstädten des südlichen und westlichen Kleinasiens, sowie mit Tunis und den Küsten von Barka in Verbindung, wohin die Sarazenen ihre Waaren führten. Auch wurde unter dem Vorwande, erlaubte Waaren nach Aegypten zu bringen, der Schleichhandel mit diesem Lande von Seiten der Italiener nicht selten ganz direct betrieben. Die Bemühungen der Kirche, den Handel mit den Ungläubigen zu verhindern, ihre Drohungen und ihr Fluch blieben ohne Erfolg. Die Geistlichen ließen sich bestechen und Benedict VI., um seinen Priestern nicht allein den Gewinn der Bestechungen zu überlassen, ließ sich endlich zur Ertheilung von Freibriefen an einzelne venetianische Handelshäuser bewegen, eine Gunst, welche im Jahre 1345 gegen hohe Abgaben dem ganzen venetianischen Kaufmannsstande bewilligt wurde, so daß Venedig sich nun über einen regelmäßigen Handelsverkehr mit den Beherrschern von

Aegypten verständigen und den Handel zwischen dem Orient und dem südlichen Europa vollständig beherrschen konnte.

Der Sturz des lateinischen Kaiserthums und die glücklichen Intriguen der Genueser entmuthigten, wie man sieht, die Venetianer nicht. Sie wurden durch diese Niederlagen nur zu noch erhöhter Energie aufgemuntert und ihre unermüdlichen Anstrengungen wurden mit reichem Erfolge gekrönt. Schon im Jahre 1268 war es ihnen gelungen, mit dem griechischen Kaiser Michael Paläologus einen für sie günstigen Handelsvertrag zu schließen und sich den Weg in das schwarze Meer wieder zu eröffnen. Im Jahre 1303 räumte ihnen der Kaiser von Trapezunt dieselben Handelsrechte wie den Genuesern ein, und als später in Folge dieser Vorrechte ein heftiger Krieg zwischen ihnen und den Genuesern um die Handels-Suprematie auf dem schwarzen Meere entbrannte (1356), ging Venedig als Sieger aus diesem Kampfe hervor (1380). Besaß aber Venedig auch Kraft und Geschicklichkeit genug, die übrigen italienischen Handelsstaaten allmälig sich unterzuordnen, so fehlten ihm doch die Hilfsmittel, sich ganzen Völkern gegenüber zu behaupten. Dieß zeigte sich schon deutlich bei dem Vorrücken der Türken in Kleinasien. Eine Zeitlang kämpfte die venetianische Flotte glücklich gegen türkische Seeräuber, aber die Eroberung von Konstantinopel konnten die Venetianer nicht verhindern, und ebenso wenig gelang es ihnen nach dieser Eroberung, die Türken zur Bewilligung dauernder Handelsvorrechte zu bewegen. Trotz alles Tributes und aller geschlossenen Verträge ward ihnen die Einfahrt in's schwarze Meer von den Türken im Jahre 1482 untersagt. Auch der Verkehr über Ajazzo nach Tauris ging für die Venetianer verloren, sobald die Türken dieses Terrain in Besitz genommen hatten.

Aehnlich erging es ihnen in Aegypten. Auch dort gelang es ihnen nach und nach, sich Vorrechte vor allen andern Italienern zu verschaffen; aber diese Vorrechte hingen von der Gunst und Laune ägyptischer Sultane ab, und als diese anfingen, den Preis der Waare willkürlich zu bestimmen und selbst die Kaufleute Venedig's verächtlich zu behandeln, da blieb Letzteren, weil sie bloß eine Stadt, aber keine mächtige Nation repräsentirten, nichts Anderes übrig, als dem ägyptischen Handel zu entsagen, um solcher Willkür zu entgehen. Aegyptens Handel ist seitdem verfallen, wozu die Seeunternehmungen der Portugiesen und ihre Eroberungen in Indien nicht wenig beitrugen. Alle Hoffnung aber der Italiener, diesen Handel wieder zu beleben, mußte verschwinden, als die Türken auch Aegypten und Syrien (1517) erobert hatten. Mit dieser Unterwerfung Aegypten's unter die türkische Herrschaft büßten die Venetianer natürlich auch den Handel, den sie lange Zeit zwischen Alexandrien und der Berberei getrieben hatten, ein. So blieb ihnen nach allen diesen Verlusten für den Handel mit dem Orient nur noch die Insel Cypern übrig, eine Handelsstation, um die sie lange Zeit mit den Genuesern gekämpft hatten. Diese Insel bot für den orientalischen Handel einen günstigen Anhaltspunkt, besonders um die Zeit, als die Kreuzfahrer Syrien wieder räumen mußten, und auch die oben erwähnten Kirchenverbote erhöhten die Wichtigkeit dieses Platzes. Auch hier mußten endlich die Venetianer den Türken weichen, und damit war ihr orientalischer Handel vollständig vernichtet.

Von den Waaren, welche Venedig aus der Levante bezog, ging ein Theil landeinwärts durch Tyrol und Kärnthen, ein anderer Theil ward zur See bis nach Flandern und England transportirt.

Gewöhnlich denkt man sich den Landhandel Venedigs mit Deutschland frühzeitiger entwickelt, als er war. Die geographische Lage der Städte verleitet leicht zu Vorstellungen, von denen die Geschichte Nichts weiß. Freilich führten

in den ersten Zeiten des Gedeihens italienischer Handelsstaaten die Wege, welche Italien mit dem Norden verbanden, vorzugsweise durch die Länder des heutigen Königsreiches Illyrien. Venedig mußte also seiner Lage nach ein wichtiger Stapelplatz für den Waarenaustausch zwischen dem Norden und Süden werden, zumal da es nach den Stürmen der Völkerwanderung früher als die anderen Staaten des Abendlandes sich eine zahlreiche Handelsmarine zu verschaffen wußte. Allein wir wissen aus der Geschichte, daß es den Venetianern verboten war, selbst ihre Waaren nach Deutschland, Ungarn und Böhmen zu bringen. Das, was diese Völker von venetianischen Waaren nicht entbehren konnten, mußten sie selbst aus Venedig holen, und ihr Handel in dieser Stadt ward noch überdieß auf jede mögliche Weise erschwert. So mußten sie ihre Waaren zuvörderst den Kaufleuten von Venedig anbieten und nur wenn diese sie nicht kaufen wollten, durften sie Geschäfte mit Fremden machen. Es war ihnen ferner nicht erlaubt, die einmal nach Venedig gebrachten Waaren wieder mit zurückzunehmen; sie waren also gezwungen, dieselben selbst unter den ungünstigsten Bedingungen zu verkaufen. Es war ihnen verboten, Seidenwaaren und andere Producte, welche die Venetianer selbst einführten, nach Venedig zu bringen, und die Bedrückung und Verachtung deutscher Kaufleute wurde sogar so weit getrieben, daß man sie für die in Deutschland lagernden venetianischen Waaren verantwortlich machte. Dazu kamen noch die Abgaben, welche alle fremden Kaufleute in Venedig zu entrichten hatten. Der Handel zwischen Venedig und Deutschland war also jedenfalls ein sehr einseitiger und zeugt ebenso sehr von der Ueberlegenheit der Venetianer, wie von der Schwäche und Verwirrung nordischer Staatsverhältnisse. Der Verkehr zwischen Venedig und Deutschland fing erst im vierzehnten Jahrhunderte an bedeutend zu werden; die Verträge aber, welche schon im Jahre 1220 und früher zwischen deutschen Königen und der Republik geschlossen wurden, bezogen sich nicht auf Deutschland, sondern bloß auf die Lombardei.

Wir haben uns bis jetzt mit den Handelsverbindungen der Venetianer im Orient und nach Norden hin beschäftigt; es bleibt uns somit noch übrig, ihren Verkehr mit dem Westen zu berücksichtigen. Die äußerste Gränze des Verkehres bildeten hier die Niederlande. Weder die Venetianer noch die übrigen Italiener sind weiter vorgedrungen. Sie überließen dort den weitern Umsatz der Waaren nach Norden und Nordosten den Hanseaten. Später als den Genuesern und Florentinern gelang es den Venetianern, sich an diesem Handel zu betheiligen, denn vor dem Jahre 1318 scheinen keine venetianische Schiffe nach Antwerpen gekommen zu sein. Es finden sich freilich Spuren von einem frühern Verkehre der Venetianer auf flandrischen Märkten, allein das Decret des großen Rathes zu Venedig vom Jahre 1272, welches hierauf hindeutet, gibt uns keine Gewißheit darüber, ob dieser Verkehr zur See oder zu Lande über Frankreich stattfand. Erst im vierzehnten Jahrhunderte war der Seeverkehr zwischen Venedig und den Niederlanden ein regelmäßiger und geordneter. Damals wurden auch regelmäßige Handelsverbindungen mit England angeknüpft, und außer mit diesen Ländern wurden Geschäfte mit Portugal, sowie mit Spanien (hauptsächlich in Catalonien) und endlich mit Frankreich (besonders in der Provence) gemacht.

Am Ausgedehntesten war also, wie sich aus dem Bisherigen ergibt, der venetianische Handel, als Ganzes aufgefaßt, im vierzehnten Jahrhunderte. Damals fuhren zu bestimmten Jahreszeiten die Handelsschiffe zu Flotten vereinigt und von bewaffneten Galeeren begleitet aus dem Hafen von Venedig zum Theil nach Griechenland, nach Konstantinopel, nach dem schwarzen und azowschen Meere, zum Theil nach Cypern, nach Syrien, nach Aegypten und der

Berberei. Andere Flotten segelten nach Frankreich, nach Spanien und Portugal, und wiederum eine andere nach den Niederlanden und England. Die Flotte, welche den Handel mit Konstantinopel und dem schwarzen Meere zu besorgen hatte, mußte im Juli Venedig verlassen, die nach Syrien bestimmte lief im August aus; für die Reise nach Frankreich und Spanien war der Januar festgesetzt und für den Verkehr mit den Niederlanden der April. Für die Flotten, welche den Handel mit der syrischen und afrikanischen Küste betrieben, ist noch zu bemerken, daß ihnen Alexandrien als Sammelplatz diente. Von der ägyptischen Handelsflotte fuhren nämlich mehrere Schiffe nach der Berberei, und erst nachdem sie den Zwischenhandel zwischen diesem Küstenstriche und Alexandrien besorgt hatten, nahmen sie in letzterer Stadt oder in syrischen Häfen Waaren für Venedig ein.

Dieser ganze Handelsverkehr war ein großartiger Zwischenhandel, nicht als ob Venedig gar keine eigene Manufacturen besaß und bloß die Producte anderer Völker austauschte; aber die industrielle Productionskraft Venedigs war doch immer nur die einer Stadt, ihr fehlte die nationale Basis und die nationale Macht. Daß die Venetianer in jeder Beziehung den Handel verstanden und daß sie auch mit richtigem Tacte eine ihren Verhältnissen angemessene Handels-Politik befolgten, unterliegt der Hauptsache nach keinem Zweifel. Selbst diplomatische Intriguen wußten sie gewöhnlich mit Gewandtheit und Glück zum Vortheil ihres Handels durchzuführen. Alles dieses konnte ihnen natürlich nur so lange nützen, als der Kampf der Nationalitäten noch nicht begonnen war, als es noch keine kräftige Nationen gab, die des Zwischenhandels Anderer nicht mehr bedurften und ein selbstständiges Handels-Interesse hatten. Ich habe schon erzählt, wie im Jahre 1482 die Türken den Venetianern das schwarze Meer schloßen und wie Letzteren einige Zeit später auch für den orientalischen Handel über Syrien und Aegypten der letzte Haltpunkt entrissen wurde. Mit diesen den venetianischen Handel in seiner Basis erschütternden Ereignissen fiel nun auch die Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung durch die Portugiesen zusammen. Im Jahre 1498 umschiffte bekanntlich **Vasco de Gama** die Südspitze Afrika's. In Folge dieser Entdeckung und ihrer Niederlassungen und Eroberungen in Ostindien waren die Portugiesen bald im Stande, Europa leichter, als es die Venetianer konnten, mit den Producten des Orients zu versorgen. Im Jahre 1522 liefen die ersten portugiesischen Schiffe mit Waaren aus Ostindien in den Hafen von Antwerpen ein, und damit mußte den Venetianern auch die letzte Hoffnung auf die Wiedergewinnung des orientalisch-europäischen Welthandels schwinden. Die ersten Nachrichten, welche den Venetianern über die Entdeckungen der Portugiesen zu Ohren kamen, klangen zu abenteuerlich und waren zu vag, als daß sie die Kaufleute Venedig's ernstlich hätten beunruhigen können. Auch hieß es, daß der größte Theil der portugiesischen Schiffe bei diesen Expeditionen zu Grunde gegangen sei. Allein bald erhielten sie nur zu bestimmte Nachrichten über den Schlag, der sie getroffen, durch ihre Gesandten und Andere, welche sie zur Ausforschung der Verhältnisse nach Portugal geschickt hatten. Die Ankunft portugiesischer Schiffe in Antwerpen mußte ihnen vollends die Augen öffnen und sie mit der größten Niedergeschlagenheit erfüllen; denn es konnte dem Scharfblicke ihrer Kaufleute nun nicht mehr entgehen, daß die Rolle, welche Venedig bis dahin in der Handelswelt gespielt hatte, für lange Zeit zu Ende war. Zuvörderst versuchten sie nun auf diplomatischem Wege das Unheil von sich abzuwenden. Sie stellten dem Sultan von Aegypten die nachtheiligen Folgen dar, welche auch für ihn aus der veränderten Richtung des Welthandels sich ergeben müßten, und hofften ihn bewegen zu

können, die Portugiesen mit Gewalt aus ihren ostindischen Besitzungen zu vertreiben. Allein der Sultan, so sehr ihm auch die Sache einleuchtete, besaß doch nicht die Macht, welche nöthig war, um die Portugiesen an der Durchführung ihrer Unternehmungen zu hindern. Als endlich später, 1517, die Türken Aegypten erobert hatten, konnte von der Aufrechthaltung des alten Weges in keiner Weise mehr die Rede sein. Die Barbarei der Türken, ihre Verachtung des Handels und vorzugsweise des Handels mit den Christen stellte sich dem Wiederaufblühen des orientalisch-europäischen Handels im Mittelmeer, selbst wenn ein solches nach den glücklichen Unternehmungen der Portugiesen noch möglich gewesen wäre, entschieden entgegen. Als ihnen der Ausweg über Aegypten auf diese Weise verschlossen war, blieb den Venetianern nichts Anderes übrig als der Versuch, mit Portugal günstige Handelsverträge zu schließen. Es gelang ihnen dieses insofern, als die Portugiesen damals keine bedeutende Industrie besaßen und die levantischen Producte, welche ihnen Venedig anbot, nicht entbehren konnten. So konnte Venedig wenigstens in zweiter Hand noch eine Zeit lang aus dem indischen Handel Gewinn ziehen. Je mehr indeß die Industrie der anderen Völker sich hob, je weiter zugleich durch die Entdeckung von Amerika der Welthandel sich vom mittelländischen Meere entfernte, desto mehr mußte eine so vereinzelte Handelsstadt wie Venedig an Glanz und Bedeutung verlieren. Daru erzählt in seiner Histoire de Venise, daß die Venetianer in der Verzweiflung über den Verfall ihrer Handelsgröße zuletzt sogar auf einen Alchymisten ihre Hoffnung setzten, von dem sie glaubten, daß er die Kunst des Goldmachens verstände. Es wäre lächerlich, wollte man den Venetianern Vorwürfe machen über das traurige Schicksal ihrer Stadt, aber der Verlauf ihrer Geschichte enthält besonders für uns Deutsche die sehr zu beachtende Lehre, daß der Handel, selbst wenn er von intelligenten Kaufleuten vertreten wird, ohne Nationaleinheit auf die Dauer sich nicht halten läßt.

Was die Handelspolitik der Venetianer betrifft, so finden wir bei ihnen schon eine ähnliche Begünstigung der eigenen Marine vor der fremden, wie später bei England; nur konnte sie bei einer Stadt natürlich nicht denselben, wenigstens nicht den dauernden Erfolg haben, wie bei einer großen Nation. Auch darin glich Venedig England, daß es schon früh auf die Gründung einer bedeutenden Manufactur-Industrie bedacht war und sich bei seinem Zollsystem von dem Grundsatze leiten ließ, hauptsächlich Rohstoffe einzuführen und Manufactur-Waaren auszuführen. Besonders wichtig für den Handel mit der Levante mußte für Venedig unter seinen verschiedenen Industrie-Zweigen das Emporkommen der Tuchweberei sein. Es ließ daher auch keine Maßregel unbenutzt, die dahin führen konnte, dieser Industrie den nöthigen Rohstoff in reichem Maße zuzuführen. So kommen selbst Verordnungen der Regierung vor, welche von den Kaufleuten verlangten, daß sie aus den Ländern, welche Wolle lieferten, also hauptsächlich aus England, kein Geld, sondern Rohstoffe zurückbrächten. Ferner gestattete die venetianische Regierung ihren Tuchfabricanten eine völlig freie Ausfuhr der fabricirten Tuche nach der Levante, wo besonders das venetianische Scharlachtuch gesucht war, und nach Italien. Man würde selbst, wenn es möglich gewesen wäre, die Einfuhr flandrischer und französischer Tuche gänzlich verboten haben, allein dieß erlaubten die Handelsverhältnisse nicht; denn den venetianischen Fabricanten war es nicht möglich, die Tuche in so reicher Auswahl und so billig im Vergleich mit den niederländischen und französischen Producten zu liefern, wie die venetianischen Kaufleute dieselben für den levantischen Handel brauchten. Es mochte dieß daran liegen, daß sie den Rohstoff nicht so in der Nähe hatten, wie ihre Concurrenten. Auch sah Venedig sich schon gezwungen, die Tuche der

Niederländer und Franzosen als Rückfracht zu nehmen, wenn es überhaupt mit diesen beiden Nationen einen lebhaften Verkehr unterhalten wollte, und es wäre vielleicht besser für Venedig gewesen, wenn es, als seine Tuchfabrication durch Schutzzölle schon erstarkt war, die Einfuhr fremder Tuche weniger durch Eingangszölle erschwert hätte. Denn so günstig für das Gedeihen der Volkswirthschaft auch Schutzzölle wirken, so lange als ein Industriezweig noch nicht völlig ausgebildet ist, so sehr tragen sie nach dem Erstarktsein der Industrie zur Schwächung und zum Verfall der Manufacturkraft bei, indem sie an die Stelle des Wetteifers unter den Nationen den Schlendrian einiger reichen Fabricanten treten lassen. Die heutige Eisenfabrication in Frankreich liefert hierfür ein treffendes Beispiel.

Nicht minder wichtig als die Tuchfabrication war für Venedig die Seidenweberei. Auch hier zeigten die Venetianer, daß sie sich auf Handelspolitik verstanden und günstige Verhältnisse für das Emporbringen neuer Industriezweige nicht unbenutzt ließen. Wie viel hat es anderen Nationen nicht geschadet, daß sie bisweilen aus Religions- oder Staats-Fanatismus ihre tüchtigsten Gewerbsleute aus dem Lande vertrieben! Die Wiederrufung des Edictes von Nantes ist ein berühmtes Beispiel in der Geschichte der politischen Oekonomie geworden. Was Frankreich damals verlor, das gewann unter Andern England durch die Aufnahme der verfolgten Protestanten. Einen ähnlichen Vortheil wie England zog auch einst Venedig aus der Intoleranz fremder Völker. Bereitwillig nahm es die Seidenweber auf, welche politischer Verhältnisse wegen Lucca verlassen hatten. Dadurch ward es in den Stand gesetzt, Lucca und anderen italienischen Staaten in der Seiden-Manufactur den Vorrang abzulaufen. Es sorgte zugleich dafür, daß die venetianischen Manufacte nicht verfälscht wurden. Die Gewebe, bevor sie in den Handel kamen, wurden genau von Sachverständigen geprüft. Ueberdieß war man beständig bemüht, die Fortschritte der auswärtigen Seiden-Manufactur zum Gedeihen der einheimischen zu benutzen, und so war es, zumal bei den passenden Schutzmaßregeln, welche man anwandte, kein Wunder, daß Venedig im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die schönsten Seidenstoffe lieferte.

Ich will jetzt kurz noch die übrigen Industriezweige erwähnen, welche für Venedig's Handel bedeutend waren. Unter diesen hat die Glas- und Spiegel-Fabrication sich den größten und dauerndsten Ruf erworben. Schon früh im dreizehnten Jahrhunderte ward zu Gunsten derselben die Ausfuhr des Quarzsandes verboten. Bekanntlich waren die Spiegel, welche in Murano gegossen wurden, die größten, welche man in Europa verfertigte, bis zu Ludwig's XIV. Zeiten auch in Frankreich die Glasfabrication einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte. Ebenso wie die Glaswaaren haben auch die zierlich gearbeiteten Goldschmiedewaaren Venedig's lange Zeit ihren Ruf behauptet. Zu den Ausfuhrartikeln einheimischer Industrie gehörten ferner die von der Levante sehr gesuchten Waffen. In welchen Conflict in Bezug auf diese Waare der Handel mit den Interessen der christlichen Kirche gerieth, habe ich schon oben bei den Handelsverbindungen, in welchen die Venetianer mit den Sarazenen standen, hervorgehoben. In der Leinwand-Fabrication hat Venedig nie Bedeutendes geleistet und auch die Producte seiner Baumwoll-Spinnerei und Weberei, wofür es den Rohstoff aus Syrien, Cypern und dem südlichen Italien bezog, standen in keinem Verhältnisse zu den schon besprochenen Tuch- und Seidenwaaren. Das Wachs für die durch ganz Europa verbreiteten Kerzen bezog es von den Küsten des schwarzen Meeres, von der Moldau und Wallachei. Vom schwarzen Meere aus versorgten sich Venedig's Kaufleute ebenfalls mit Pelzwerk. Ueberdieß trieb Venedig Handel mit Gewürzen, Zucker, Farbhölzern und Sklaven, und dieser

Handel mit allen genannten Gegenständen war so umfang- und gewinnreich, daß derselbe, wie im Jahre 1421 der Doge dem florentinischen Gesandten erklärte, jährlich 10 Millionen Zechinen in Umlauf setzte. Wie zahlreich mußte nicht Venedig's Handelsmarine sein, um einem solchen Verkehre zu genügen, zumal die Republik strenge darauf hielt, daß der Waarenumsatz vermittelst einheimischer Schiffe geschah! Nimmt man die bewaffneten Galeeren hinzu, welche die Kauffahrteiflotten begleiten und das Meer zur Sicherung des Handels durchkreuzen mußten, so kann man sich eine Vorstellung von dem lebendigen Treiben machen, welches auf venetianischen Schiffswerften herrschte. Daß Venedig's Schifffahrt und Handel durch die Kreuzzüge ungemein gefördert wurde, habe ich schon mehrfach angedeutet. Ich brauche hier nur an die Gründung des lateinischen Kaiserthums zu erinnern; ich kann zugleich auf den Kreuzzug Ludwig's IX. von Frankreich hinweisen, bei welchem die Venetianer die Truppen-Ueberfahrt nach Syrien besorgten und sich, wie überhaupt bei allen Diensten, welche sie den Kreuzfahrern leisteten, nicht blos die Kosten ersetzen, sondern auch das Recht für Handels-Niederlassungen in den eroberten Ländern ertheilen ließen. So zeigte sich der venetianische Handelsgeist nach allen Seiten hin thätig und wachsam, und es bedarf keiner besonderen Erklärungen, weßhalb bei einem so intelligenten Handelsvolke, wie die Venetianer es waren, die natürlichen, äußeren Hilfsmittel, welche den Geschäftsverkehr und den Geldumlauf erleichtern, ich meine Wechsel und Banken, schon früh in häufigen Gebrauch kamen. Nur um Irrungen vorzubeugen, will ich in dieser Beziehung noch hinzufügen, daß die Bank in Venedig, von der Einige behaupten, sie sei schon im eilften Jahrhunderte gegründet, und über deren Wirksamkeit im dreizehnten Jahrhunderte sich bestimmte Nachrichten erhalten haben, nicht in jeder Beziehung, wie es gewöhnlich geschieht, mit den späteren Depositen-Banken von Amsterdam und Hamburg zusammengestellt werden darf. Denn sie behielt ihre Baarschaften nicht wie jene in ihren Kisten, sondern lieh dieselben bisweilen dem Staate, wofür ihr dann als Garantie die Verwaltung oder der Pacht gewisser Steuern überlassen wurde.

Was den Verfall des venetianischen Staates herbeigeführt? Nun, ich habe die wichtigste Ursache davon schon angegeben. Es war der Mangel an Nationaleinheit und Nationalmacht, — ein Uebel, woran alle italienischen Handelsstaaten laborirten. Mag auch das National-Leben in seiner bisherigen Abgeschlossenheit für das Bewußtsein unserer Zeit und für die kommenden Jahrhunderte immer mehr an sittlicher Bedeutung verlieren, so war es doch in einer Zeit, in welcher nach der Vereinzelung des antiken Lebens und nach der Verwirrung der Völkerwanderung die Gesellschaft überall dahin strebte, sich in größeren Gemeinschaften zu entfalten, die nothwendige Bedingung und die natürliche Trägerin für die selbstständige und gesicherte Ausbildung großer Ideen und für das Gelingen großer Unternehmungen. Noch heute würden die Staaten, welche die Träger und Beförderer der Freiheit und des Fortschrittes sind, ihrem Berufe wenig genügen, wollten sie aus Begeisterung für humane Ideen die materielle Kraft, welche in einer nationalen Basis liegt, Preis geben. Wie sehr es Venedig an der einheitlichen Volkskraft von ganz Italien fehlte, das zeigte sich, als sich überall mächtige Nationalitäten bildeten mit einem ähnlichen Streben, wie Venedig, nach Handelsgröße. Außerdem aber, daß es Venedig an Nationalmacht fehlte, barg es in seinem Innern Elemente, welche im Stande sind, auch mächtigen Staaten und großen Nationen den Untergang zu bereiten. Dahin gehört das Vorherrschen des aristokratischen Geistes und aristokratischer Institutionen, so daß auch Venedig's Geschichte wieder ein wenig willkommenes Beispiel für Diejenigen sein muß, welche ohne Weiteres behaupten, daß der Handel

frei mache. Nicht wenig gefördert wurde dieser aristokratische Geist, wie er sich nach der Völkerwanderung nicht bloß in Venedig, sondern bei allen europäischen Völkern zeigte, durch das Christenthum, wie es damals von der Priesterschaft gelehrt und äußerlich vertreten ward. Wie wenig diese Priester das Christenthum verstanden, wie abstract sie den Geist desselben auffaßten, wie fern sie es vom Leben hielten: davon zeugt das ganze Mittelalter, davon zeugt in Venedig die Art und Weise, wie die Kirche sich an den Parteikämpfen betheiligte. Und wenn wir speciell die Verordnungen berücksichtigen, welche von Rom aus bisweilen in Beziehung auf den Handel erlassen wurden, so muß uns auch von dieser Seite aus die Wirksamkeit der Kirche blos als eine politische Intrigue erscheinen, als ein bloßes Streben nach politischer Macht ohne sittlichen Ernst, ohne Glauben an die eignen Worte, ohne Muth und Energie, um die Consequenzen jener erhabenen Lehren zu ziehen, welche den Völkern einst Freiheit und Gleichheit verkündet hatten. Was halfen Waffenverbote gegen die Sarazenen, was half überhaupt die Propaganda der Kirche nach Außen, wenn sie es in ihrem Innern zu keinem Leben bringen konnte, und wie scheinheilig muß uns dieser Haß gegen die Ungläubigen erscheinen, wenn wir den Sklavenhandel zu derselben Zeit geduldet finden! Der Sklavenhandel des Alterthums dauerte noch fort und zugleich war in den reichen sogenannten freien Handelsstädten schon der Grund gelegt zu der modernen Sklaverei, zu der Sklaverei der Werkstatt, des Lohnes und der Arbeit, mit einem Worte, zu jener Knechtschaft, die eine Folge einer ungerechten und unvernünftigen Vermögensvertheilung ist. Am Schärfsten mußte dieser Gegensatz des Reichthums und des Proletariats hervortreten, als Venedigs Aristokraten nicht mehr wie ihre demokratischen Vorfahren sich auf glänzende Thaten berufen konnten. „Als die Adeligen," sagt in dieser Beziehung Daru in seiner Geschichte von Venedig, „statt ihr Blut für's Vaterland zu opfern, statt den Staat durch Siege berühmt und durch Eroberungen groß zu machen, bloß noch die Staatseinkünfte unter sich vertheilten und sich Ehrenbezeugungen erweisen ließen: da mußte natürlich die Frage entstehen, weßhalb eigentlich acht- bis neunhundert Einwohner von Venedig die Eigenthümer der ganzen Republik seien?"

Literatur.

Daru, Histoire de Venise. — Sandy, Histoire de Venise.

B. Die übrigen Handelsstaaten der Italiener.

Wir haben die Geschichte der italienischen Handelsstaaten gleich mit Venedig begonnen, weil in dem Verkehre dieser Stadt sich der Geist des italienischen Handels jener Zeit besonders deutlich erkennen läßt; weil ihre Handelsgröße die der übrigen Staaten überdauerte und weil ihre Geschichte fast die ganze Periode ausfüllt, deren Schilderung uns hier obliegt, d. h. die Zeit, welche mit dem Sturze des weströmischen Kaiserthums beginnt und mit der Entdeckung der neuen Seewege und mit der Eroberung Konstantinopel's und Aegypten's durch die Osmanen schließt. Jetzt müssen wir noch einen Blick auf die übrigen Städte Italien's werfen, welche durch ihren Handel berühmt geworden sind und welche, die eine früher, die andere später, der Concurrenz Venedig's unterlagen.

Der Zeitfolge nach tritt uns hier zunächst Amalfi entgegen, eine Küstenstadt wenige Meilen südwärts von Neapel. Schon im zehnten Jahrhunderte versorgte diese Republik das südliche Italien mit den Waaren Indien's und beschränkte

den Handel Venedig's auf die nördlichen Gegenden. Schon früher als die Venetianer sollen die Amalfitaner sich Handelsrechte in Konstantinopel erworben haben. Ihre Stadt ist berühmt geworden durch ihre Seegesetze, welche verloren gegangen sind, und verhängnißvoll für Europa durch eine der wichtigsten Handschriften der Pandecten, welche sich erhalten hat. Ihre Märkte waren ausgestattet mit Waaren aus Indien, Arabien und Aegypten, und schon im zwölften Jahrhunderte fand man dort Tuchgewebe aus französischer Wolle. Sie hatte Handelshäuser in den bedeutendsten Städten Sicilien's und ihre Kaufleute genoßen in Neapel bedeutende Vorrechte. Wie früh Amalfi nicht bloß eine zahlreiche Handelsmarine, sondern zugleich eine bedeutende Kriegsflotte besaß, geht aus den Siegen hervor, welche es im neunten Jahrhunderte über die Araber erfocht. Sowie es aber zuerst unter den italienischen Handelsstädten emporblühte, so erlag es auch zuerst dem Schicksale, welches ganz Italien heimgesucht hat. Diese Stadt stand allein. Ihr blühender Handel war der einer italienischen Stadt, aber nicht der Italien's. Ihre Schwesterstädte, statt mit ihr gemeinschaftlich im Interesse der ganzen Nation zu handeln, betrachteten sie bloß als eine gefährliche Nebenbuhlerin und dachten auf ihren Untergang. Mit Freuden liehen daher die Pisaner im Jahre 1137 dem Kaiser Lothar ihre Flotte, um Amalfi zu erobern. Seitdem verlor die Stadt ihren Glanz und ihre Bedeutung für den Handel. Sie siechte und kränkelte dahin, bis endlich im vierzehnten Jahrhunderte ihr Untergang erfolgte.

Nach der Eroberung Amalfi's im zwölften Jahrhunderte trat die Rivalität unter den übrigen italienischen Handelsstädten nur um so entschiedener hervor, je mehr ihr Handel sich damals gleichzeitig hob. Zu diesem raschen und gleichzeitigen Emporblühen der bedeutendsten Handelsplätze trugen nicht wenig die Kreuzzüge bei, nicht bloß durch die Ueberfahrt der Truppen auf italienischen Kriegsflotten, sondern vorzüglich durch die Handelsvorrechte in den eroberten Ländern, welche die Italiener sich beständig als Lohn ihrer thatkräftigen Unterstützung der Kreuzheere ausbedungen und in Folge deren sie allmälig nicht bloß die syrischen Handelsplätze, sondern auch, wie wir schon bei Venedig gesehen haben, die byzantinischen, welche für den Handel auf dem schwarzen Meere so äußerst wichtig waren, in ihre Gewalt bekamen. Hatten die Italiener auch schon vor der Periode der Kreuzzüge, welche vom Ende des eilften bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts dauerte, Handelsverbindungen mit dem Orient angeknüpft, so war doch vor den glänzenden Waffenthaten der Kreuzritter, an denen auch die Italiener ihren Theil hatten, der Handel der Letzteren im östlichen Theile des mittelländischen Meeres mehr ein bloß geduldeter als ein achtunggebietender und herrschender gewesen.

Hätte Italien's Völker der Geist der Zwietracht nicht beseelt, wie groß, wie mächtig hätte damals dieses Land bei der Regsamkeit und dem Kunstsinne seiner Bewohner nicht hervorgehen müssen aus dem so gewaltigen Zusammenstoße der europäischen und orientalischen Cultur, aus dem so mannigfaltigen und belebten Verkehre des Ostens mit dem Westen! Alle Handelsstädte an Italien's Küsten erkannten die günstige Gelegenheit, welche die Kreuzzüge ihnen boten, sich zu bereichern, aber jede wollte diesen Vortheil nur genießen auf Kosten aller anderen, und die Vorrechte, welche einzelne Staaten sich erkämpften, gereichten den übrigen zum Verderben. Wie gefährlich mußte eine solche Zersplitterung nicht für die Italiener werden, da gerade die Kreuzzüge, welche bei ihnen die Zwietracht steigerten, für andere Völker die Veranlassung zu einer großartigen Auffassung des Staats- und Völkerlebens, zur Erweiterung des Horizonts über die Gränzsteine vereinzelter Gemeinden hinaus, mit einem Worte zur bewußten

Ausbildung der Nationalität wurden! Später, als der günstige Moment vorüber war, als sich schon mächtige Monarchieen gebildet hatten (1526), versuchten italienische Staaten ohne Erfolg, sich durch Verbündung der von Außen über sie hereinbrechenden Gefahr zu entziehen. Der Bund ward von Carl V. gesprengt und damit verlor Italien seinen selbstständigen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten.

Jeder bedeutende Handelsplatz Italien's suchte, wie gesagt, während der Kreuzzüge auf Kosten der übrigen seinen Gewinn. In Konstantinopel besonders entbrannte die Eifersucht und der Streit oft heftig. Um blutigen Händeln vorzubeugen, hatte die griechische Regierung den verschiedenen Handelsstaaten Italien's verschiedene Stadtquartiere angewiesen. Deßungeachtet brach der Kampf unter ihnen oft heftig aus und jede Partei wartete beständig auf einen günstigen Augenblick, auf einen Thronwechsel oder irgend ein anderes politisches Ereigniß des Kaiserstaates, um sich der lästigen Concurrenten zu entledigen. Die Eroberung Konstantinopel's durch die Venetianer hat uns die Handels-Eifersucht der Italiener in dem hellsten Lichte gezeigt. Die Partei, welche bei solchen Intriguen den Kürzern zog, verschaffte sich dann gewöhnlich in Vorderasien, in Syrien oder Aegypten Ersatz für die Verluste im byzantinischen Reiche.

Um die Handelsbedeutung der italienischen Staaten bei ihrer gegenseitigen Concurrenz richtig aufzufassen, müssen wir jetzt noch einzelne von ihnen vor den übrigen hervorheben. An die Eroberung Amalfi's durch die Pisaner im zwölften Jahrhunderte schließt sich die Periode der Handelsblüthe Pisa's an. Später tritt hauptsächlich Genua in den Vordergrund, bis endlich, wie wir schon gesehen haben, Venedig zur Handels-Suprematie gelangt. Pisa also ist es, welches uns zunächst beschäftigen muß.

Mit seiner Handelsgeschichte hängt die der Stadt Florenz genau zusammen. Beide Städte lagen an demselben Flusse Arno, und Florenz bedurfte des Hafens von Pisa für seinen auswärtigen Verkehr. Allein die Florentiner vermochten nicht immer das für sie so nothwendige Freundschafts-Verhältniß mit Pisa aufrecht zu erhalten. Auch hier zeigte sich wieder, welcher Geist den Handel beseelt. Auch hier trat es wieder deutlich hervor, daß das Interesse des einzelnen Kaufmannes oder der einzelnen Handelsstadt dem Interesse der Gesellschaft oder dem der Nation fern liegt. So lange die Grundsätze der heutigen Volkswirthschaft, welche auch damals galten, die Norm für das gesellschaftliche Leben bleiben, so lange die Production und Consumtion aller Einzelnen nicht als Ganzes betrachtet und geleitet wird, muß, was der Eine gewinnt, der Andere nothwendig verlieren und der Volkswohlstand eine Chimäre bleiben. Das ist der eigentliche Grund, weßhalb Italien's Handelsstädte sich bis auf den Tod bekämpften, weßhalb unsere deutschen Zollvereine die organische Einigung nicht finden können, weßhalb die Fragen der Handelsfreiheit und des Handelsschutzes, sobald man sie scharf in's Auge faßt, ein fast unübersehbares Detail von Widersprüchen in sich schließen und weßhalb endlich, sowie die einzelnen Kaufleute und Handelsstädte, so auch die Nationen die Einen den Andern im Wege stehen.

Sobald die Industrie und der Handel von Florenz emporblühte, ward die Handelseifersucht von Pisa rege. Von nun an war es mit der Freundschaft zwischen beiden Städten vorbei. Während früher florentinische Waaren abgabenfrei ihren Weg durch Pisa hatten nehmen dürfen, erschwerten im Jahre 1343 die Pisaner den Transit derselben in einer Weise, welche die florentinischen Kaufleute zwang, ihre Comptoirs in Pisa aufzugeben. Sie verschafften sich durch Vertrag mit Siena den Hafen Talamon. Allein dieser neue Weg bot keinen hinlänglichen Ersatz für die verlorenen Vortheile und es stellte sich immer mehr

heraus, daß Florenz, um seine Stellung in der Handelswelt zu behaupten, sich um jeden Preis einen günstigeren Hafenplatz verschaffen müßte. Im Jahre 1370 gelang es endlich den Florentinern auf dem Wege des Vertrages, in Pisa wieder festen Fuß zu fassen. Diese Stadt war damals nicht mehr im Stande, sich den Forderungen ihrer Concurrenten mit Hoffnung auf Erfolg entgegenzustellen. Ihre Kräfte waren durch die ewigen Kämpfe mit den übrigen italienischen Handelsstädten, und vorzüglich durch die mit Genua, um das Handelsmonopol gebrochen. Bald hatten sie im Interesse der Venetianer gegen Genua, bald im Interesse der Genueser gegen Venedig gehandelt. Besonders aber war es die Feindschaft oder Handelseifersucht der Genueser, welche Pisa den Untergang bereitete. Mit ihnen kämpfte es um Handelsvorrechte an den Küsten Spanien's, sowie um den Besitz von Corsica und Sardinien, und unterlag endlich, nachdem es schon gleichzeitig mit der Vertreibung der Kreuzfahrer aus Syrien seine dortigen Märkte verloren hatte. Nach der Vernichtung der pisanischen Seemacht schlossen und zerstörten die Genueser den Hafen von Pisa. Es war natürlich, daß jetzt während des Verfalles und Unterganges von Pisa die Florentiner Alles aufboten, was in ihren Kräften stand, um ihre Herrschaft auf die ihnen zunächst liegende Küste auszudehnen. Allein sie würden schwerlich ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht auch Genua schon durch die Kämpfe mit Venedig geschwächt gewesen und im Jahre 1421 bei seinen Kriegsrüstungen gegen den Herzog von Mailand aus Geldverlegenheit gezwungen worden wäre, ihnen den Hafen von Livorno um 100,000 Goldflorins zu verkaufen.

Wir haben die Genueser schon bei Gelegenheit ihrer Kämpfe mit Venedig um die Handels-Suprematie im schwarzen Meere kennen gelernt.

Wie Venedig im äußersten Winkel des adriatischen Meeres, so war Genua durch eine ähnliche Lage im westlichen Theile des mittelländischen Meeres auf den Seehandel angewiesen. Wie Venedig Anfangs arm an Agricultur-Producten, bildeten auch die Bewohner Genua's zuvörderst durch Fischerei sich zu tüchtigen Seefahrern aus und suchten durch Zwischenhandel zu ersetzen, was die Unfruchtbarkeit ihres Landes ihnen versagte. Seine Lage brachte es zugleich mit sich, daß es mehr als Venedig im Westen thätig war, daß es auf Spanien's Küsten, auf Corsica und Sardinien einen besondern Werth legte. Ebenso waren genuesische Kaufleute schon früh in der Provence ansässig; sie standen fortwährend mit Marseille im Verkehre und früher als die Schiffe der anderen Italiener gelangten genuesische Galeeren nach den Niederlanden. Die Geschichte erzählt uns von häufigen Kämpfen der Genueser mit den maurischen Fürsten in Spanien und schon im zwölften Jahrhundert besaßen sie Handels-Niederlassungen an der Ost- und Südküste Spanien's. Im vierzehnten Jahrhundert finden wir sie wieder im heftigsten Streite mit der catalonischen Seemacht begriffen, mit welcher sie einen harten Kampf zu bestehen hatten, so daß sie oft einen geringen Sieg mit unverhältnißmäßigen Opfern erkauften und selbst von wirklichen Niederlagen nicht verschont blieben. Dieser Streit um Handelsvortheile mußte sie um so mehr schwächen, da sie gleichzeitig im Osten einen ähnlichen Kampf mit Venedig zu bestehen hatten.

Denn, wie wir schon gesehen haben, ihre Handelsthätigkeit blieb nicht auf den westlichen Theil des mittelländischen Meeres beschränkt, wiewohl sie auf diesen mehr als die Venetianer angewiesen waren. Schon im zwölften Jahrhundert leisteten sie dem byzantinischen Kaiser Manuel I. gegen den mit den Venetianern verbündeten König von Sicilien Hülfe und erlangten dadurch Privilegien, welche bis dahin die Venetianer genossen hatten. Diese Vorrechte gingen ihnen freilich nach der Eroberung Konstantinopel's durch die Venetianer

verloren; allein sie wußten das lateinische Kaiserthum, welches damals entstand, im Jahre 1261 wieder zu stürzen. Von jetzt an erhielten sie die ausgedehnteste Handelsfreiheit in Konstantinopel und die Herrschaft auf dem schwarzen Meere. Sie gründeten jetzt die schon erwähnte Niederlassung an der Südostküste der Halbinsel Krimm, aus welcher später Kaffa geworden ist, verschafften sich Handelsvorrechte in Armenien, im Kaiserreiche Trapezunt, in Sinope und anderen Hafenplätzen des schwarzen Meeres. Ueberhaupt erweiterten sie seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihren Handel in einer Weise, wie es außer Venedig die übrigen italienischen Handelsstaaten nie vermocht hätten. Durch ganz Spanien waren am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre Consuln verbreitet und im Anfange des vierzehnten gingen ihre Schiffe nach den Niederlanden und nach England. Dazu kamen ihre Handelsvorrechte in Aegypten und der Berberei. Ueberdieß trieben sie Handel mit der Lombardei und Deutschland und ihre Seefahrer waren nicht weniger durch Tapferkeit als durch Kenntnisse berühmt.

Trotz der Seesiege aber, welche die Genueser auch noch nach der Wiedereinsetzung der griechischen Dynastie auf den byzantinischen Thron erfochten, vermochten sie sich doch auf die Dauer nicht gegen die Concurrenz der Venetianer im schwarzen Meere zu behaupten. Ich habe ihre Kämpfe mit den Venetianern im schwarzen Meere schon oben besprochen. Wer weiß, wie lange dieser kleinliche Hader, diese jämmerlichen Intriguen der schachernden Handelsstädte dort noch fortgedauert haben würden, wenn nicht die Türken in jugendlichem Heldenmuthe vorgerückt wären, wenn sie nicht Konstantinopel genommen und sämmtliche Italiener so zu sagen zum Tempel hinausgeworfen hätten? Eine Handelsstation nach der andern ging nun rasch den Genuesern im schwarzen Meere verloren. Im Jahre 1474 ward auch Kaffa von den Türken und Tartaren erstürmt und die dort sich aufhaltenden Italiener mußten es sich nach der Eroberung der Stadt gefallen lassen, daß sie unter die Janitscharen gesteckt oder auf dem Markte von Konstantinopel als Sklaven verkauft wurden. Immer weiter dehnte sich die Herrschaft der Türken aus und Kleinasien, Syrien, Aegypten, kurz alle Länder, welche den Italienern für die Aufrechthaltung des orientalischen Handels von Wichtigkeit sein mußten, fielen in ihre Hände.

Zum Unglücke für die Genueser und die übrigen Italiener unternahmen um dieselbe Zeit die Portugiesen und Spanier ihre kühnen und glücklichen Seefahrten. Die Italiener waren also vollständig auf ihre Heimath beschränkt. Im Westen und im Osten waren ihnen mächtige Feinde erstanden; von den niederländischen und indischen Märkten wurden sie verdrängt, mit einem Worte, der damalige Welthandel, der europäisch-orientalische Verkehr, der sich im mittelländischen Meere concentrirte, den sie vertraten und auf dem ihre Größe beruhte, drohte ihnen entrissen zu werden.

Es fragte sich also: wie sah es in ihrer Heimath aus, welche Mittel standen ihnen dort zu Gebote? Wie es in Venedig aussah, haben wir schon gesehen; einen ähnlichen Anblick gewährten Genua und die übrigen Handelsstaaten Italien's. In Genua gab es schon im vierzehnten Jahrhundert eine großartige Bankanstalt, die Bank des heiligen Georg, zu der bisweilen Könige ihre Zuflucht nahmen, selbst wenn sie, was diese Anstalt charakterisirt, Italien bekriegen wollten. Eine ausführliche Beschreibung dieser Bank gehört in die Geschichte des öffentlichen Credits, denn die Vorsteher derselben waren Staatsgläubiger, welchen als Zins und zur Tilgung ihrer Forderungen die Einkünfte des Staates überlassen wurden. Ueberhaupt aber ward das Leihgeschäft auf Pfand schon früh von italienischen Geldwechslern betrieben. Leih- und Wechselbanken fanden

sich schon im zwölften Jahrhundert in vielen Städten Italien's. Die Darleiher Toscana's, die Bankherren von Florenz, von Pisa und Siena sind ebenso sehr in Italien als im Auslande, an den Höfen der Könige von Frankreich und England, berühmt und berüchtigt zugleich geworden. Wechselbriefe cursirten so früh in Italien, daß man die Italiener für die Erfinder derselben hält. Es existiren bestimmte Nachrichten über den Gebrauch von billets à ordre im dreizehnten Jahrhundert. Durch öffentliche Leihhäuser ward der Geldumlauf erleichtert und die Menge der umlaufenden Capitale vermehrt. Mit einem Worte, die ganze Geschäfts-Technik des damaligen Italien's glich schon sehr der heutzutage in Europa geltenden. Wucherische Aufkäufe und monopolistische Bestimmung des Preises war bei den Italienern nichts Ungewöhnliches. Das Börsenspiel ward im Jahre 1371 zu Florenz so stark getrieben, daß man den Verkauf öffentlicher Fonds mit einer Abgabe zu belegen für nöthig hielt.

Die Italiener wußten überdieß den Handel durch Assecuranz-Gesellschaften, durch tüchtige Seegesetze und durch die Anstellung von Consuln zur Schlichtung der im Auslande entstehenden Handels-Streitigkeiten durch landsmännische Richter zu schützen. Sie gaben dem Handel eine sichere Basis durch die Entwickelung der Industriekraft und schützten ihre Fabriken durch passende Zölle. Nicht bloß in Venedig gab es bedeutende Tuchfabriken und Seiden-Manufacturen. Florenz besaß im vierzehnten Jahrhundert mehr als 200 Tuchfabriken, wozu es Wolle aus Spanien, Frankreich und England und rohe Tuche aus Flandern bezog. Auch Genua und andere Städte waren in der Industrie nicht zurückgeblieben. Kurz der ganze Mechanismus der heutigen Volkswirthschaft ist von den Italienern jener Zeiten schon aufgezimmert worden und die neueren National-Oekonomen haben nur noch einzelne und nicht selten sehr wenig brauchbare Fenster hineingebaut.

Woran lag also der Verfall der italienischen Handelsgröße im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert? Die Meisten, ohne sich lange zu besinnen, glauben denselben durch eine bloße Hinweisung auf die Entdeckung neuer Seewege und die Eroberungen der Türken schon erklären zu können. Allein es fragt sich gerade, weßhalb die Italiener an diesen Entdeckungen und neuen Niederlassungen keinen Theil nahmen und weßhalb sie den Türken gegenüber sich keine Achtung zu verschaffen wußten? Daß sie das Talent eines Columbus nicht brauchen konnten, daß sie sich aus dem schwarzen Meere und Aegypten vertreiben ließen, das war die Wirkung ihres Verfalles, aber nicht die Ursache. — Wir müssen also einen andern Grund suchen. Liegt ein solcher vielleicht in den Verfassungs-Streitigkeiten, in den politischen Parteiungen der italienischen Städte? Allerdings mußten diese Parteikämpfe den Einfluß mancher Städte auf die auswärtige Politik schwächen, sowie auch der schon damals schroff hervortretende Gegensatz zwischen Reichthum und Armuth die Lebenskraft der Staaten im Keime verkümmerte und, wie zu allen Zeiten, den Beweis lieferte, daß dasjenige, was die National-Oekonomen Handelsgröße nennen, nur eine Scheingröße oder ein glänzender Vorhang ist, welcher ein entsetzliches Elend verhüllt. Allein mit dieser politischen und socialen Krankheit waren auch die anderen europäischen Staaten behaftet, welche den Italienern mit Erfolg die Handels-Suprematie streitig machten. Nur Eins hatten sie vor Italien voraus, und dieß war das Unglück des so gesegneten und reichen Landes, — ihnen stand eine einheitliche Nationalmacht zu Gebote.

Bei der Geschichte der deutschen „Hansa" werden wir einer ähnlichen Erscheinung begegnen, wie der italienische Handel sie uns hier darbietet. Auch ihr fehlte der nationale Boden. Allein ihr Handel stand doch zu den übrigen

Theilen der Volkswirthschaft in einem andern Verhältnisse, als es der Handel der Italiener that. Die italienischen Handelsstaaten verstanden auf's Beste die Agricultur- und Manufactur-Kräfte ihres Gebietes auszubeuten. Sie schützten und pflegten dieselben als die eigentliche Basis ihres Handels. Handel und Gewerbe wurden in Italien harmonisch ausgebildet, sie bildeten ein Ganzes. Aber dieses Ganze wurde dann wieder durch die politischen Verhältnisse des Landes, so zu sagen, in ebenso viele Stücke zerhackt, als es Handelsstaaten gab. Ganz anders stand es um den Handel des deutschen Städtebundes. Dieser ward in einheitlicher Weise betrieben; er erhob sich über die politische Verwirrung Deutschland's, und wenn er auch nicht durch eine einheitliche deutsche Staatsmacht unterstützt ward und zum Theil deßhalb zu Grunde ging, so bildete er doch eine Einheit. Was ihm aber außer der Unterstützung des deutschen Reiches fehlte, das war vor Allem eine industrielle Basis. Er bekümmerte sich nicht um das Emporkommen der deutschen Gewerbe; er war seiner Tendenz nach im eigentlichsten Sinne des Wortes Zwischenhandel. Es war ihm gleichgiltig, wo er die Producte fand, mit denen er speculiren konnte. Seine Agenten waren in London, in Brügge, in Nowgorod und Bergen gerade ebenso heimisch, wie in Deutschland. Sie förderten durch ihren Zwischenhandel die Industrie in fremden Ländern mehr als die vaterländische, und sahen sich später, als jene Länder der Hansa ihren Markt verschlossen, nicht selten gezwungen, mit ihren Capitalien nach dem Auslande überzusiedeln, weil die noch unentwickelten Gewerbsverhältnisse der Heimath wenig Gelegenheit zur gewinnreichen Anlegung derselben boten. Läßt sich also auch behaupten, daß dem deutschen wie dem italienischen Handel eine nationale Basis fehlte, so trat dieser Mangel doch bei beiden Völkern in einer andern Form auf. Bloß um durch den Gegensatz die eigenthümliche Bedeutung des italienischen Handels klarer hervortreten zu lassen, habe ich schon hier die Hansa erwähnt. Später muß ich natürlich ausführlicher auf sie zurückkommen.

Literatur.

Sismondi, Histoire des républiques italiennes. — Pecchio, Storia della economia publica in Italia, ossia epilogo critico degli economisti italiani, preceduto da un' introduzione. Seconda edizione. Lugano, Tipografia Ruggia. e. C. 1832. 490 S. 8. Französisch von L. Gallois. Paris 1830. Deutsch im Auszuge von Buß als Anhang zu seiner Uebersetzung der Geschichte der politischen Oekonomie von Blanqui. Buß hat in einem zweiten Anhange zu demselben Werke noch einen „Nachtrag der neuesten italienischen Literatur der politischen Oekonomie" geliefert. Was diese neueste Literatur betrifft, so will ich hier nur auf das Werk von Cibrario: Della economia politica del medio evo, 1839, aufmerksam machen.

---

2) Byzanz.

Die Italiener versorgten das südliche und südwestliche Europa mit den Erzeugnissen ihrer eigenen Industrie und mit den Producten des Orients, welche letzteren sie je nach dem Wechsel der damaligen Politik bald vom schwarzen Meere, bald von Kleinasien, von Syrien oder auch von Aegypten her bezogen. Das Centrum ihres Verkehres war das mittelländische Meer, von wo aus sie dann weiter mit den Producten des Südens und Südostens die Meerenge von Gibraltar passirten und vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts an die Niederlande besuchten. Schon früher waren ihre Waaren zu Lande dorthin gegangen. Hier war zugleich die Gränze ihres Verkehres mit dem nördlichen oder nordwestlichen Europa. Den weiteren Vertrieb der Producte des Orients

und des Südens, die sich auf niederländischen Märkten häuften, übernahm die Marine der Hanseaten, deren Hauptthätigkeit mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt. Während die Italiener mit dem Süden und Südosten Europa's Handel trieben, monopolisirten die Hanseaten den Handel des Nordens und Nordostens. Der Schauplatz ihrer Handelsthätigkeit war England, die Niederlande, das nordwestliche und nördliche Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Esthland, Lifland und Curland und die heutige Provinz Preußen. Wie also die Italiener das mittelländische und schwarze Meer, so beherrschten die Hansen die Nord- und Ostsee, und der Schauplatz, wo beide zusammentrafen, wo man die Producte des Nordens und des Südens austauschte, das waren die gewerbreichen Städte der Niederlande.

So nahe es nun auch liegt, gleich an den Handel der Italiener den der Hanseaten anzuschließen, und so nothwendig es zur Veranschaulichung der Geschichte des Handels sein mag, den Verkehr beider immer in Beziehung auf einander zu denken, so darf uns dieses doch nicht verleiten, schon hier auf die Geschichte der Hansa einzugehen. Wir würden dadurch die Völker des Südens und Ostens, welche gerade zu Anfang dieser Periode eine Hauptrolle spielten, ich meine die Griechen des oströmischen Kaiserthums und später die Araber, zu sehr aus dem Gesichte verlieren. Daher habe ich es vorgezogen, den Handel der Hanseaten vorläufig bloß mit ein Paar Strichen zu skizziren, und wende mich nun rasch nach dem Osten, nach Byzanz zurück, um die weiteren Umrisse und so das Totalbild zu gewinnen, durch welches der italienische Handel vervollständigt und auch der deutsche Handel jener Zeit erst verständlich wird.

Unmittelbar nach dem Untergange des weströmischen Reiches schien wohl keine Stadt mehr als Byzanz durch Civilisation und Lage dazu geeignet, den europäisch-orientalischen Handel zu beherrschen. Auf der Gränze des Morgen- und Abendlandes und an einer Wasserstraße gelegen, welche das schwarze Meer mit dem mittelländischen Meere verbindet, mußte es, so sollte man glauben, für alle Zeiten eine der ersten Handelsstädte werden. Seine Kaiser haben es indeß nie verstanden, ein mächtiges griechisches Reich zu gründen, und seine Lage, welche uns so glücklich scheint, wenn wir bloß auf die Landkarte Rücksicht nehmen, ist dem Emporkommen eines mächtigen und unabhängigen Welthandels von jeher mehr hinderlich als förderlich gewesen. Denn nehmen wir zuvörderst auf die Zeit der Barbarei oder der Völkerwanderung Rücksicht, so mußte natürlich eine Residenz, welche gerade mitten auf dem Wege der Völkerzüge lag, unverhältnißmäßig viel Kraft bloß auf ihre Erhaltung verwenden. Jedes Stück Land, welches die byzantinischen Kaiser heute eroberten, wurde ihnen morgen wieder streitig gemacht; jeder Sieg, den sie heute erfochten, wurde ihnen morgen durch das Vordringen neuer Kriegerschaaren barbarischer Völker wieder in Frage gestellt. So ging es unaufhörlich fort, bis die gewaltige Bewegung, welche die Völker von Osten nach Westen trieb, ihr Ende erreicht hatte. Aber kaum war dieß geschehen, so begann eine zweite Völkerwanderung, nur nach der entgegengesetzten Richtung hin, von Westen nach Osten, und wieder zum großen Theile auf der Straße, an welcher Konstantinopel liegt, ich meine die Völkerwanderung der Kreuzzüge. Es war ein Glück für die barbarischen Völker, welche in Folge der ersten Völkerwanderung Europa besetzt und über diesen Erdtheil den Geist der Rohheit und Zersplitterung, welcher das Lehnswesen beseelte, verbreitet hatten, daß sie nach dem Orient zogen und durch großartige Kämpfe mit den gebildeten Völkern Asien's für hohe Ideen und überhaupt für Cultur empfänglich wurden. Allein die griechischen Kaiser verloren bei dieser neuen Bewegung vollständig den Kopf. Sie kannten keine hohe Politik, sondern nur politische

Intriguen oder diplomatische Künste. Sie waren nur auf den augenblicklichen Vortheil, auf die Erhaltung ihrer Dynastie bedacht; bloß hiefür suchten sie die Kreuzheere auszubeuten, ohne die Aufgabe Griechenland's bei dem Zusammenstoße der europäischen und orientalischen Völker auch zu der ihrigen zu machen. Sie intriguirten daher ebenso sehr gegen die Kreuzritter als gegen die Sarazenen. Ein Folge dieser Planlosigkeit und Verwirrung war die Eroberung Konstantinopel's durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204, bei welcher Gelegenheit, wie wir schon gesehen haben, das lateinische Kaiserthum gegründet wurde und die Venetianer den Handel Konstantinopel's in ihre Gewalt bekamen. Aber auch die Kreuzfahrer sind niemals Herr der Bewegung geworden, welche sie hervorgerufen hatten; auch sie wußten nicht, was sie eigentlich mit Konstantinopel anfangen sollten. So gelang es denn den Genuesern, den Handelsrivalen der Venetianer, im Jahre 1261 das lateinische Kaiserthum zu stürzen und den griechischen Thron wieder aufzurichten. Endlich, als die Kreuzfahrer alle ihre Besitzungen im Orient verloren hatten und die Orientalen nun wieder mit erneuter Kraft nach Westen vordrangen, da vermochte das griechische Kaiserthum sich nicht länger zu halten. Die Eroberung Konstantinopel's durch die Türken im Jahre 1453 und die Folgen derselben für den Welthandel sind schon oben besprochen worden.

Ist demnach auch Byzanz, was den europäisch-orientalischen Handel betrifft, durch seine Erdstellung ungemein vor andern Städten begünstigt, so konnte es doch wenigstens zur Zeit des griechischen Kaiserthums, in Folge der Thatsachen, welche den Gang der Geschichte bestimmten, von dieser Naturanlage keinen vollständigen Gebrauch machen. Mehr noch als zuvor litt indeß der Handel dieser Stadt durch die Herrschaft der Türken, welche für den Handel überhaupt keinen Sinn hatten und jeden friedlichen Verkehr mit den Christen verachteten. Aber auch in neuester Zeit, nachdem die europäische Civilisation eine feste Basis und Macht genug gewonnen hat, den Orient zu beherrschen und nach allen Richtungen hin sich die besten Handelswege auszuwählen, ist für Konstantinopel noch keine Aussicht vorhanden, eine selbstständige, blühende Handelsstadt zu werden. So ist in Konstantinopel beständig die Naturanlage oder die Oertlichkeit mit der Entwickelungsgeschichte der Menschheit im Streite begriffen; jene wird beständig durch diese unterdrückt, und so lange die Civilisation auf ihrer heutigen Stufe beharrt, ist für Konstantinopel keine Aussicht vorhanden, den Rang einzunehmen, welcher dieser Residenz von der Natur angewiesen worden ist. Es zeigt sich hier in schlagender Weise das Uebergewicht der geistigen Entwickelung über die Erdstellung der Länder. Die menschliche Entwickelung in der heutigen Form des europäischen Staatensystems ist dem Aufschwunge Konstantinopel's geradezu entgegen. In dem Abschnitte über den gegenwärtigen Welthandel habe ich es schon auseinander gesetzt, wie keine Großmacht der andern den Besitz von Konstantinopel erlaubt, und wie besonders England und Rußland dahin streben, die Schwäche und Verwirrung im türkischen Reiche zu verewigen, um den übrigen Handelsvölkern den Verkehr mit Asien möglichst zu erschweren. Dieser Zwiespalt der Nationen ist nicht die Folge der Laune dieses oder jenes Staatsmannes, er liegt in den industriellen Verhältnissen der Gegenwart tief begründet. Jeder bedeutende Staat producirt jetzt mehr als seine Bewohner verbrauchen oder, richtiger gesagt, als sie kaufen können. Dieser Unterschied von Verbrauchen und Kauffkraft ist ein sehr zu beachtender. Ich brauche, um dieses rasch in's Licht zu stellen, nur kurz auf die Wein-Producenten in Frankreich hinzuweisen. Bekanntlich sind es jetzt in Frankreich besonders die reichen Weinbergsbesitzer, welche den Freihandel verlangen, weil sie, wie sie behaupten, ihre

Weine in Frankreich nicht absetzen können. Und doch läßt es sich statistisch erweisen, daß die Gironde, ja daß ganz Frankreich bis jetzt noch zu wenig Wein producirt, falls jeder Franzose im Stande wäre, sich täglich etwa eine halbe Flasche Wein zu kaufen. Das Consumtions-Bedürfniß und die Kaufkraft stehen hier im grellen Gegensatze. So aber ist es in allen Ländern und in allen Industriezweigen. Ueberall finden wir eine Minderzahl reicher Producenten und eine Mehrzahl von Consumenten, die Nichts kaufen können, überall den schroffen Gegensatz zwischen Reichthum und Proletariat, überall, was dasselbe sagt, ein Mißverhältniß zwischen Production und Consumtion. Dieses Mißverhältniß nimmt täglich mehr zu, je mehr das Capital sich in den Händen Weniger concentrirt und diese Wenigen von einer immer ausgedehnteren und gesteigerten Production die Zinsen ihres Capitals erwarten. Daher sind überall die Märkte überfüllt, während es Tausende gibt, welche darben. Daher bedürfen die reichen Fabricanten immer neuer Absatzwege; daher endlich muß jede Nation die Concurrenz der andern auf auswärtigen Märkten zu verhindern suchen.

Die Anwendung hiervon auf England's und Rußland's orientalischen Handel liegt nahe. Die Fabricanten beider Länder verlangen nicht bloß die Aufrechthaltung der alten, sondern zugleich die Eröffnung immer neuer Absatzwege. Daher ihre Intriguen in Konstantinopel und Aegypten, welche ich oben ausführlich beschrieben habe, und in deren Folge Konstantinopel zu jener unglücklichen Neutralität und Passivität verdammt ist, während es seiner Lage nach eine der ersten und mächtigsten Handelsstädte sein müßte. Auch wir Deutsche, mögen wir immerhin das Recht haben, in Trapezunt einige Consuln zu besitzen und mit Konstantinopel einige Handelsverträge zu schließen, sind doch factisch durch die Unternehmungen vorzugsweise der Russen und Engländer gezwungen, auf einen ausgedehnten orientalischen Handel zu verzichten. Wollte England eine weniger egoistische Politik verfolgen, so würde dieß den Sturz vieler seiner Fabriken und eine Vermehrung seines Proletariats zur Folge haben, und so wie England, so sind auch die übrigen Industrie-Völker zu einer ähnlichen, egoistischen Politik gezwungen. Das ist der wahre Grund, weßhalb Konstantinopel und viele andere Städte und Länder, welche ihrer Lage nach in der Industrie und im Handel eine große Rolle spielen sollten, zu keiner Entwickelung kommen können. Diese Städte gehören im eigentlichsten Sinne des Wortes der Zukunft an, d. h. einer Zeit, in welcher durch eine vernünftige Organisation der Vermögens-Verhältnisse die Feindschaft der Völker aufhören und an die Stelle eines erkünstelten Staatensystems die mit der Natur unseres Planeten im Einklange stehende Entwickelung der Völker treten wird.

Blicken wir nun wieder zurück, denn uns interessirt hier zunächst nur das Schicksal der Stadt zur Zeit des griechischen Kaiserthums, so haben wir schon gesehen, daß die Italiener die Schwächen und Verlegenheiten der byzantinischen Regierung trefflich zu benutzen verstanden, um den Activhandel der griechischen Kaufleute immer mehr an sich zu reißen und den orientalisch-europäischen Handel, soweit er das südliche und südwestliche Europa betraf, vollständig von sich abhängig zu machen. Auch für die anderen Richtungen dieses Welthandels war Konstantinopel der Hauptsache nach auf einen passiven Zwischenhandel beschränkt. Denn so wie die Italiener den Südwesten für sich in Anspruch nahmen, so vermittelten die Avaren, Bulgaren und Ungarn den Handel Konstantinopels mit dem nordwestlichen Europa.

Die Rolle, welche diese drei Völker in dieser Beziehung spielten, war keine gleichzeitige, sie war eine successive. Zuerst beherrschten die Avaren die Donau-

länder zwischen dem griechischen Kaiserreiche und Deutschland; ihre Herrschaft dauerte vom sechsten bis znm neunten Jahrh. Ihnen folgten die Bulgaren, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts, im Jahre 1019, von den Griechen unterworfen wurden, worauf dann an der Donau die Ungarn den Handel zwischen Deutschland und Byzanz vermittelten, bis endlich im zwölften Jahrhundert die Deutschen selbst den Markt zu Konstantinopel bezogen. Das Vordringen dieser Völker bis an die Gränzen des byzantinischen Reiches und weiter nach Nordwesten hin hängt genau mit der Völkerwanderung zusammen, welche gegen das Ende des vierten Jahrhunderts im Osten Asien's begann und den Untergang des weströmischen Reiches herbeiführte. Als die Völkerwanderung ihren Anfang nahm, herrschten bekanntlich in den Gegenden der heutigen Walachei und Moldau und noch etwas weiter nördlich die Westgothen, an deren Besitzungen sich das Reich der Ostgothen anschloß, welche sich über das ganze nordöstliche Europa zwischen bem baltischen uud schwarzen Meere ausgebreitet hatten. Den Ostgothen zunächst, nach Osten hin, wohnten die Alanen am Don, und als mit diesen vereinigt die Hunnen im vierten Jahrhundert die Ostgothen vorwärts drängten, sahen sich die Westgothen gezwungen, ihre bisherigen Gränzen zu überschreiten und in das oströmische Reich vorzurücken. Von diesem Augenblicke an war bei der Schwäche des römischen Reiches an einen Halt nicht mehr zu denken; nur kurze Momente der Ruhe waren der alten Welt vor ihrem Untergange noch gestattet. Dann ging der Völkerzug von Osten nach Westen immer kühner, immer gewaltsamer vorwärts. Italien ward überschwemmt und schon im fünften Jahrhundert ward in Gallien die furchtbare Schlacht geschlagen, welche unter dem Namen der Hunnenschlacht berühmt geworden ist.

Während dieser Zeit, als die Westgothen, Ostgothen, Alanen und Hunnen immer weiter nach Westen zogen, brachen auch die Avaren aus ihren Besitzungen zwischen dem schwarzen und caspischen Meere auf und erschienen an der Donau. Sie besetzten die Moldau und Walachei, Siebenbürgen, Ungarn, nahmen den Griechen Dalmatien und unterwarfen sich sogar Oesterreich bis zur Ens. Nach Osten hin behaupteten sie sich bis zur Wolga. So ausgedehnt müssen wir uns wenigstens die Gränzen ihres Reiches gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts vorstellen. Schon im siebenten Jahrhundert mußten sie manche dieser Besitzungen aufgeben. Die Bulgaren, welche vom Ural her nach den Donauländern bis in die Nähe von Konstantinopel vorgedrungen waren und noch im sechsten Jahrhundert unter der Botmäßigkeit der Avaren gestanden hatten, erkämpften sich jetzt eine unabhängige Stellung; ebenso wurden die Länder des südlichen Rußland zwischen der Wolga und dem Dniester von den Chasaren occupirt und Dalmatien ward von den Serbiern und Croatiern in Besitz genommen. Indeß behaupteten die Avaren ihre Herrschaft bis zum Anfange des neunten Jahrhunderts noch in so weit, daß sie bis dahin als Vermittler des Handels zwischen Konstantinopel und Deutschland betrachtet werden müssen. Der Gränz- und Stapelplatz, wo sie die Waaren aus Konstantinopel gegen deutsche Waaren umsetzten, war Lorch, ein Platz, der nicht weit vom Einflusse der Ens in die Donau lag. Von hier aus ging der Waaren-Transport dann weiter nach Westen und nach Norden. Ob bei diesem Zwischenhandel die Avaren, wie ihre Nachfolger, die Bulgaren, Konstantinopel selbst besucht haben, ist bis jetzt nicht ausgemacht. Wie bedeutend aber der Handelsverkehr unter ihnen war, geht daraus deutlich hervor, daß sie nach ihrer Unterwerfung den Handel für die hauptsächlichste Ursache ihrer Verweichlichung hielten. Einen ähnlichen Einfluß hat übrigens der Handel auf alle kriegerischen Völker gehabt, welche plötzlich durch ihn bereichert wurden, ohne daß dieser Reichthum mit ihrer bisherigen

Bildung im Verhältnisse stand. Der Handel als solcher kann wohl Reichthümer und Luxus erzeugen, aber höhere Bildung, moralische und physische Kraft erzeugt er nicht, sondern setzt sie, falls er segensreich wirken soll, schon voraus. Denn er tauscht nur die Producte der geistigen und industriellen Arbeit um. Er soll, so wenigstens müssen wir von dem Gesichtspunkte unserer Zeit aus seine Aufgabe fassen, der Arbeit den entsprechenden Genuß verschaffen. Ist nun die Arbeit noch nicht organisirt, kann weder der Geist noch der Körper an ihr sich bilden und kommt nun noch hinzu, daß die Belohnung oder der Genuß, welchen sie durch Vermittelung des Handels erhält, zu ihr in keinem richtigen Verhältnisse steht, so müssen die Völker, welche sich dem Handel ergeben, entweder verkümmern oder verweichlicht werden. Je roher aber die Völker sind, je mehr bei ihnen Arbeit und Genuß, wie bei kriegerischen Horden, noch mechanisch auseinander liegen, desto schädlicher muß die willkürliche Vertheilung der Reichthümer durch den Handel auf sie einwirken, desto unvermeidlicher ist ihr Untergang in Zeiten, wie die des Alterthums und der Völkerwanderung, wo die feinere Bildung noch nicht, wie zu unseren Zeiten, an den glänzenden Resultaten der Naturwissenschaften einen mächtigen Bundesgenossen der rohen Kraft ungebildeter Völker gegenüber gewonnen hatte. Jetzt freilich ist die Civilisation hinlänglich sicher gestellt und sie beginnt mit furchtbarer Eile ihre Vernichtungskriege gegen die kräftigen Naturkinder der Gebirge und der Wüste. Der Handel ist also nicht mehr im Stande, uns in derselben Weise wie den Völkern früherer Zeiten zu schaden. Aber damit ist die Gefahr, welche in der willkürlichen Vertheilung der Reichthümer durch den Handel liegt, noch keineswegs beseitigt. Der Gefahr, welche früher von Außen drohte, begegnen wir jetzt im Innern der Staaten. Der Handel ist auch jetzt noch nicht der Vertreter einer intelligenten Arbeit, er vermittelt auch jetzt noch nicht in sittlicher Weise Arbeit und Genuß. Die National-Oekonomen betrachten den Handel als bloßen „Güterumlauf," und der heutige Handel ist auch in der That nichts Anderes; deßhalb darf man aber nicht vergessen, daß der Handel etwas Anderes sein sollte, nämlich eine gerechte, auf einer vernünftigen Organisation der Industrie basirte Vertheilung der Producte. Doch davon noch später! Wir dürfen hier die Geschichte der Völker, welche den Handel zwischen Konstantinopel und Deutschland vermittelten, nicht länger unterbrechen.

Das kriegerische Volk, dem die verweichlichten Avaren unterlagen, waren die Bulgaren, welche vom Anfange des neunten bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts den Zwischenhandel zwischen Konstantinopel und Pannonien (Niederungarn und Oesterreich) betrieben. Wie sehr dieser Zwischenhandel der Bulgaren den Handelsgewinn der Griechen schmälerte, geht aus den Anstrengungen der Letzteren hervor, die Bulgaren aus Konstantinopel zu verdrängen und ihren Handel an sich zu reißen. Bald suchte man durch neue Handelswege das Gebiet der Bulgaren zu umgehen, bald hoffte man durch lästige Zölle die bulgarischen Zwischenhändler von Konstantinopel fern zu halten. Allein alle diese Mittel hatten keinen andern Erfolg, als daß sie zu langwierigen Kriegen führten, bei welchen beide Parteien bedeutenden Verlust erlitten, bis endlich die Bulgaren im Jahre 1019 die Oberherrschaft der byzantinischen Kaiser anerkannten und ihre alte Energie verloren.

Von dieser Zeit an bemächtigten sich die Ungarn des activen Zwischenhandels zwischen den deutschen Ländern an der Donau und Konstantinopel. Sie besaßen sogar in der griechischen Residenz eine Kirche und es ist gewiß, daß, seitdem sie an die Stelle der Bulgaren getreten waren, der Handelsverkehr des nordwestlichen und nördlichen Europa's mit Asien über Konstantinopel

bedeutend zunahm. Es lag dieses nicht an der besondern Befähigung der Ungarn für den Handel, sondern an der eigenthümlichen Wendung, welche damals die Völkerkämpfe nahmen. Denn um dieselbe Zeit, als die Bulgaren ihre Unabhängigkeit verloren, war auch die Herrschaft der Araber im Sinken begriffen. Von welchem Einflusse aber dieß auf den Handel Konstantinopel's sein mußte, ist leicht einzusehen, wenn man mit der Geschichte der Araber vertraut ist.

Es ist bekannt, mit welchem Glücke und mit welcher Energie die Araber nicht bloß nach Westen hin bis zum atlantischen Ocean ihre Herrschaft ausbreiteten, sondern auch von Asien einen bedeutenden Theil sich unterwarfen. Schon Mahomed hatte ganz Arabien erobert. Seine Nachfolger gewannen noch im siebenten Jahrhundert ganz Syrien und Phönikien, Persien und Armenien, und im Anfange des achten Jahrhunderts, um dieselbe Zeit, als sie Spanien in Besitz nahmen, drangen sie im fernen Osten durch die Eroberung von Turan bis an die chinesische Gränze vor. Von diesen ihren asiatischen Besitzungen aus unterhielten nun die Araber einen lebhaften Handelsverkehr mit dem Norden Europa's, ein Verkehr, der sich zunächst durch das Land ihrer nördlichen Nachbarn, der an der Wolga und am Ural wohnenden Chasaren und Bulgaren, erstreckte, und an welchem Letztere sich auch dann noch betheiligt zu haben scheinen, als sie im neunten Jahrhundert die an der Donau wohnenden Avaren unterwarfen und deren Zwischenhandel zwischen Konstantinopel und Deutschland übernommen hatten. Mit diesem Handelsverkehre der Araber stehen offenbar die vielen aus jener Zeit stammenden arabischen Münzen und Schmucksachen in Verbindung, welche man im hohen Norden auf den Inseln und in den Küstenländern der Ostsee aufgefunden hat. Bekannt durch solche Münzfunde sind die Inseln Gothland, Bornholm, Moën, Falster, Langeland, sowie die schleswigsche, mecklenburgische, preußische und schwedische Küste, und als eine Handelsstraße von diesen Gegenden her müssen wir den Weg betrachten, welcher vom finnischen Meerbusen und dem Ladoga-See über Nowgorod nach Kiew führt. *) Besonders in dieser Stadt trafen wohl auch die Ladoger mit den Handel treibenden Bulgaren und Chasaren zusammen.

Ein anderer Handelsweg von Asien nach dem Norden führte durch das eigentliche Land der Bulgaren an der mittlern und obern Wolga. Die Caravanenzüge der Araber, welche diese Richtung einschlugen, hatten ihre Sammelplätze in der Gegend zwischen dem caspischen See und dem Aral-See. Der wichtigste Stapelplatz für den arabisch-asiatischen Handel nach dem Nordwesten und Norden Europa's war aber Itil, die ehemalige Hauptstadt der Chasaren, in der Nähe des heutigen Astrachan. Von hier ging es zunächst die Wolga hinauf, und die Kaufleute, welche dann nicht westwärts nach dem Don u. s. w. reis'ten, brachten die arabischen Waaren, nämlich Seidenstoffe, Leinwand und baumwollene Gewebe, längs der Wolga bis nach Kasan, eine Stadt im Lande der Bulgaren, um sie dort gegen Pelzwerk, Wachs und Honig umzusetzen.

Daß auch dieser arabisch-asiatische Handel mit dem Norden Europa's, den die Bulgaren vermittelten, den Handel der Stadt Byzanz beeinträchtigen mußte, ist leicht einzusehen. Es erklärt sich hieraus auch die Handelseifersucht der Griechen gegen die Bulgaren, jene Feindschaft, die nicht eher ruhte, als bis Letztere ihre Unabhängigkeit verloren hatten. Und bedenkt man nun noch, daß mit der Unterwerfung der Bulgaren der Verfall der Araber-

*) Es herrschte früher die Ansicht, daß auch die Hanseaten zu Nowgorod auf diesem Wege ihre orientalischen Waaren bezogen hätten. Diese Ansicht läßt sich den neuern Forschungen gegenüber nicht mehr halten. Ich werde in der Geschichte der Hansa das Nähere darüber mittheilen.



Herrschaft gleichzeitig war, so läßt sich nicht läugnen, daß der Anfang des eilften Jahrhunderts den byzantinischen Kaufleuten für ihren Verkehr mit den nordischen Völkern äußerst günstig war.

Bevor wir nun noch auf den Handel Konstantinopel's mit den Völkern im Norden des schwarzen Meeres näher eingehen, müssen wir das über die Handelsverhältnisse der griechischen Hauptstadt mit Deutschland Gesagte vervollständigen. Wir haben schon gesehen, daß im Anfange des eilften Jahrhunderts nach dem Aufhören der Bulgaren-Herrschaft die Ungarn den Activhandel zwischen den deutschen Donauländern und dem byzantinischen Kaiserreiche übernommen hatten. Mochten die Deutschen auch schon früh die Vortheile des orientalischen Handels längs der Donau richtig erkannt haben, so mußten sie sich doch lange den Zwischenhandel fremder Völker gefallen lassen, und erst im zwölften Jahrhundert gelang es ihnen, directe Handelsverbindungen mit Byzanz anzuknüpfen. Für die richtige Würdigung des orientalischen Handels der Deutschen ist es indeß wichtig, nicht zu übersehen, daß der directe Handelsverkehr mit Venedig noch später eingeleitet ward, als der so eben erwähnte mit Byzanz.

Auch hier treten uns wieder die Kreuzzüge als ein bedeutendes Moment in der Handelsgeschichte entgegen. Sowie sie es waren, welche den Seeverkehr der Völker auf dem mittelländischen Meere ungemein beförderten und den italienischen Städten die Häfen der Levante öffneten, so brachen sie auch dem deutschen Donauhandel nach dem Oriente die Bahn. War dieser Handel auch vor ihnen schon eingeleitet, so ward er doch durch sie erst wahrhaft belebt. Durch sie wurden die deutschen Völker mit dem Wege nach Konstantinopel erst recht vertraut, und je mehr ihnen von jetzt an die orientalischen Producte zum Bedürfnisse wurden, desto mehr mußten sie darauf bedacht sein, Industrie und Handel zu erweitern. Gewöhnlich unterscheidet man nicht genau den Einfluß der Kreuzzüge auf den Seehandel der Italiener und auf den Landhandel der Deutschen. Ich werde später bei der Beschreibung des deutschen Handels noch Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen.

Seitdem durch die Kreuzzüge die Donaustraßen belebt wurden, konnte es nicht ausbleiben, daß die an der Donau gelegenen Städte, wie Wien und Regensburg, vor denen des übrigen Deutschland's durch Handel emporblühten. Unter den Industriezweigen aber, welche dieser Verkehr in's Leben rief, zeichnete sich die Waffen-Fabrication aus, die gegen Ende der Kreuzzüge besonders in Norddeutschland und den Niederlanden ihren Sitz hatte. Berühmt waren schon im zwölften Jahrhundert die Waffen-Fabriken zu Magdeburg und Hayn, einem Orte in der Gegend von Eisenach. Was die Woll-Manufactur betrifft, so müssen, außer den Niederlanden und Friesland, besonders Passau und Regensburg genannt werden. Ueberdieß ward in Franken und Thüringen Leinweberei getrieben. Zugleich kommen noch die Sattlerarbeiten in den Niederlanden, die Producte der Goldwäsche an der Donau und am Rhein, sowie die Ergebnisse des deutschen Bergbaues in Betracht, wenn wir die Waaren aufzählen wollen, welche seit dem zwölften Jahrhundert die Deutschen durch Ungarn auf den Markt von Konstantinopel brachten, und gegen welche sie Lorbeerblätter, Safran, Oel, Lakritzen, rohe Seide, seidene und halbseidene Priester-Ornate, Purpurmäntel, Goldstoffe, Degenkoppeln, Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Muskatnüsse, Galgantwurzeln und Anderes eintauschten. Es lassen sich diese Waaren genau angeben, weil sich einige Tarife der Zollstätte Stain an der Donau aus dem zwölften Jahrhundert erhalten haben.

Um über das Handelsnetz, dessen Centrum Konstantinopel bildete, einen Gesammt-Ueberblick zu geben und zugleich die Passivität der griechischen Handels-

thätigkeit in ihrer charakteristischen Form hervortreten zu lassen, habe ich jetzt noch zum Schlusse Einiges über die Völker, welche das Terrain nordwärts vom schwarzen Meere behaupteten, hinzuzufügen.

Wir haben dieses Terrain schon häufig berührt. Wir sind im südlichen Rußland den kriegerischen Stämmen der Bulgaren und Chasaren begegnet, und haben gesehen, wie diese in Verbindung mit den Arabern den indisch-asiatischen Handelszug von Konstantinopel ablenkten. Auch auf das nördliche Rußland wurden wir aufmerksam gemacht und lernten Kaufleute vom Ladoga- und Ilmen-See in Kiew am Dnieper kennen. Alles dieses müssen wir jetzt ergänzen, denn es drängen sich uns natürlich die Fragen auf: sind die Russen nie über Kiew hinausgekommen? waren sie für ihren Verkehr mit den Griechen fortwährend gezwungen, sich der Vermittlung jener Völker zu bedienen, welche in Folge der Völkerwanderung das südliche Rußland besetzt hielten, und wie sah es um den Küstenhandel in diesen Gegenden aus?

Wollen wir gleich mit der Beantwortung der letzten Frage beginnen, so müssen wir uns die Handelsthätigkeit der Italiener wieder in's Gedächtniß rufen. Wir haben gesehen, mit welchem Glücke und mit welcher Activität sie in den Verkehr des schwarzen Meeres eingriffen, wie sie sich besonders hier den Byzantinern als Vermittler aufdrängten. Während es bei der früheren Schilderung des italienisch-byzantinischen Handels darauf ankam, den italienischen Handel zu erklären, kommt dieser hier freilich nur in untergeordneter Weise in Betracht. Aber die Bemerkungen über den byzantinischen Verkehr, welche ich oben des Zusammenhanges wegen aufsparen mußte, können hier jetzt gleich als Ergänzung des Früheren ihre Stelle finden.

Im zwölften Jahrhundert schon war der Handel, welchen die Italiener mit Umgehung Konstantinopel's an der Nordküste des schwarzen Meeres trieben, sehr bedeutend. Mit den Bewohnern der Halbinsel Krimm, sowie mit den Völkerstämmen, welche an der Mündung des Dnieper und des Don sich niedergelassen hatten, traten sie damals in lebhaften Verkehr. Auch mit den Russen trafen sie an dem untern Dnieper zusammen, seitdem die Byzantiner den unmittelbaren Handelsverkehr beider Völker dadurch zu verhindern versucht hatten, daß sie den Russen den Winteraufenthalt in Konstantinopel untersagten. Schon früh scheinen russische oder vielmehr slavische Kaufleute, welche die Geschäfte der (bekanntlich aus Schweden stammenden) Russen besorgten, nach Konstantinopel gekommen zu sein. Von Nowgorod und anderen Städten pflegten die slavischen Kaufleute in Kiew zusammenzutreffen, um dann, so oft die Völkerverhältnisse in jenen Gegenden es erlaubten, gemeinschaftlich die Reise durch das Land der kriegerischen Stämme zu unternehmen. Man war ihnen Anfangs sehr zuvorkommend in Byzanz entgegengekommen. Schon im zehnten Jahrhundert war ihnen dort ein besonderes Quartier eingeräumt worden, und die Byzantiner ließen es an Nichts fehlen, was den Russen den Aufenthalt in der griechischen Hauptstadt angenehm machen konnte. Auch hier erscheint uns also Konstantinopel wieder bloß als Sammelplatz fremder Kaufleute, während die Byzantiner selbst entweder nicht kühn oder nicht mächtig genug waren, in activer Weise den Handel nach Außen zu betreiben oder weite Reisen in das Ausland zu unternehmen.

Nur selten wagten sie sich, was den russischen Handel betrifft, eine kurze Strecke über ihre Heimath hinaus. Desto eifersüchtiger aber beobachteten sie das Verhalten der in Byzanz zusammentreffenden fremden Kaufleute untereinander. So suchten sie auf alle Weise den unmittelbaren Tauschverkehr der Russen mit den Deutschen und Italienern zu verhindern. Trotzdem daß sie es nicht verstanden, den activen Zwischenhandel zwischen den fremden Völkern nach

Außen hin zu übernehmen, wollten sie doch den Gewinn des Zwischenhandels in ihrer Stadt selbst sich nicht entgehen lassen. Allein die fremden Nationen, nachdem sie sich einmal in Byzanz hatten kennen lernen, erkannten sehr bald das Unnütze und Lästige des byzantinischen Zwischenhandels, und als die Griechen den Russen den Winter-Aufenthalt in Byzanz verweigerten, um den Zwischenhandel ganz für sich zu behalten, da ging ihnen dieser Handel ganz verloren, indem von jetzt an die unternehmenden Kaufleute der Deutschen nach Kiew zogen und auch die Italiener von der Nordküste des schwarzen Meeres aus einen directen Handel mit den Russen einleiteten.

So war der Handel in Konstantinopel nur eine Vorbereitung für natürlichere Handelsverbindungen, oder eine Vorschule für die Handels-Praxis der europäischen Völker. Die griechische Kaiserstadt war der erste Sammelplatz und der erste Haltpunkt für die während der Völkerwanderung auseinander gerissenen und durcheinander geworfenen Handelsvölker. Auf dem Markte zu Byzanz erstarkte der Handelsgeist der Italiener und der Deutschen, so daß, als in Folge der Türken-Siege das griechische Reich zusammenstürzte, der Handel im westlichen Europa schon eine sichere Basis gewonnen hatte.

Literatur.

Hüllmann, Geschichte des byzantinischen Handels. Frankfurt a. d. O. 1808.

3) Die Araber.

Resumiren wir jetzt noch einmal kurz den Gang unserer geschichtlichen Darstellung! Wir begannen die Geschichte dieser Epoche mit den Italienern, weil sie die ersten waren, welche den orientalisch-europäischen Welthandel, der nach dem Untergange des weströmischen Reiches zunächst in Byzanz eine Zufluchtsstätte suchen mußte, in activer und großartiger Weise auszubeuten verstanden. Wir sahen, wie sie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts mit den Hanseaten in Brügge zusammentrafen, und haben ihre Geschichte bis zu dem Augenblicke fortgeführt, da die Entdeckungen neuer Seewege und das Vorrücken der Osmanen die äußere Ursache wurden, daß das mittelländische Meer seine Bedeutnng für den Welthandel einbüßte. Wir wandten uns dann nach einer kurzen Berücksichtigung des Zusammenhanges, in welchem der italienische Handel mit dem hanseatischen stand, nach Byzanz zurück und lernten hier die zweite Haupt-Handelsstraße kennen, die vom Orient nach Deutschland führte, nämlich den Weg, der sich durch die Donauländer bis nach Wien und Regensburg hinzog und von hier aus sich weiter nach den Niederlanden und nach dem Norden verzweigte. Die Handelsthätigkeit der Byzantiner lenkte unsere Aufmerksamkeit zugleich auf die Stadt Kiew im südlichen Rußland, ein Sammelplatz russischer Kaufleute, der, Anfangs nur die letzte Station des russisch-byzantinischen Handels, sich später zum bedeutenden Handelsplatze erhob, wohin die Deutschen und Italiener ihre Waaren brachten. Endlich im fernen Osten wurden unsere Blicke durch das gewaltige Reich der Araber begränzt, die wenigstens bis zum eilften Jahrhundert in Gemeinschaft mit den Bulgaren jenen weit ausgedehnten Handelsverkehr unterhielten, von dem noch jetzt sich Spuren in den Küstenländern der Ostsee finden. Wir würden nun eine merkliche Lücke in der Handelsgeschichte dieser Epoche lassen, wollten wir uns nicht mit den Arabern, deren Reich schon im achten Jahrhundert sich von den Gränzen China's und Indien's bis zum atlantischen Ocean ausdehnte, noch ferner beschäftigen.

Während im Occident sich das Christenthum gemüthlich etablirte und jeder

germanische Baron an nichts Anderes dachte, als mit Hülfe der Priester sich eine Burg zu bauen und die Lehre zu verbreiten: erst nach dem Tode könne von Gleichheit und Gerechtigkeit die Rede sein, auf Erden aber müsse es nothwendig Barone, Priester und Leibeigene geben; während der Geist des Ueberirdischen, der das Christenthum beseelt, statt als eine dringende Mahnung zu einer besseren Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse oder als der Geist einer schöneren Zukunft aufgefaßt zu werden, bloß als Mittel benutzt wurde, um den einmal bestehenden Schlendrian zu sanctioniren: da ertönte aus der Wüste Arabiens auf's Neue die Stimme, welche den Tag des Gerichts verkündigte.

Eine halbe Welt hatte auf diese Parole gewartet und war bereit, dem Geiste zu dienen, der schon den Juden einst den Untergang verkündet hatte und von den Christen nicht verstanden worden war. Was die Mahomedaner mit den Israeliten Gemeinsames hatten, das war der thatkräftige, kriegerische Geist ihres Gottes, das war der religiöse Fanatismus, der Geist des Zornes und der Rache gegen Alle, welche die alten Götzen aufrecht erhalten wollten. Auch darin stimmten beide überein, daß sie das Himmelreich schon auf der Erde realisiren wollten. Was dagegen die Anhänger Mahomed's von den Juden entfernt und sie den Christen nähert, das ist der Gedanke einer Weltreligion, der Gedanke einer einheitlichen Menschheit, der gegen die Zerfahrenheit und Zerrissenheit der bisherigen geschichtlichen Entwickelung und gegen die philiströse Sitte der Landes-, Haus- und Kasten-Götter protestirt.

Wenn man bedenkt, wie sehr der Kasten-Unterschied mit der Vorstellungsweise der Völker, über welche sich die Araberherrschaft ausbreitete, verwachsen war; wenn man die wichtigen Folgen dieses Kastengeistes für die ganze wirthschaftliche und geistige Entwickelung der Völker kennt, dann muß uns die Ausbreitung einer Lehre wie die des Islam, welche Jedem, der für den Glauben des Propheten focht, mochte er Sklave oder Fürst sein, die Freiheit garantirte und den Zugang zu den höchsten Ehrenämtern eröffnete, von der größten Bedeutung auch für das wirthschaftliche Leben erscheinen. Die Freiheit und Gleichheit, welche die christlichen Priester in eine unbekannte Welt verlegten und durch die lächerlichsten Zänkereien völlig unverständlich machten, den Gedanken einer höheren sittlichen Gemeinschaft als die der Stände rettete und realisirte Mahomed mit einem Schlage für die orientalische Welt.

Mögen immerhin die Christen mit Geringschätzung auf die Lehren des Propheten blicken, gewiß ist, daß ohne Vermittelung des Islam der größte Theil der orientalischen Völker dem rohesten Götzendienste verfallen geblieben wäre; denn das Christenthum jener Zeit schreckte diese Völker durch seine Abstractionen und seine Heuchelei zurück. Was den meisten christlichen Häretikern von jeher dunkel vorschwebte, die Einheit des religiösen und irdischen Lebens, die Versöhnung des Geistes mit dem Fleische, das wollte auch Mahomed. Er kannte keine vom Staate getrennte Kirche, keine mechanische und heuchlerische Trennung des sinnlichen und geistigen Lebens; er wollte eine einheitliche Gesellschaft, und man muß es ihm lassen, er hat es verstanden, die Consequenzen seiner Lehren zu ziehen, und hat es gewagt, die Wahrheit seiner Dogmen an der Wirklichkeit zu prüfen. Diese entschiedene Vereinigung des Himmels mit der Erde, mochte sie auch unvollkommen ausfallen, dieser Einklang der Lehre mit der That, der geistigen Entwickelung mit den Institutionen der Gesellschaft war die tiefer liegende Ursache der großen Erfolge des Islams und der Begeisterung, mit welcher die Araber ihre Siege erfochten.

Die Materie ward von Mahomed nicht verdammt; er suchte sie, so weit es zu seiner Zeit und bei seinem Volke möglich war, mit der geistigen Entwickelung

in Einklang zu setzen. So konnten seine Nachfolger wenigstens mit gutem Gewissen, ohne den Lehren ihrer Religion untreu zu werden, Industrie und Handel auf jede Weise befördern. Daß sie es thaten, davon zeugte der Glanz von Damaskus und Mekka und der blühende Zustand des Ackerbaues und der Gewerbe in dem ganzen Umfange ihres Reiches. Nie noch waren die Schätze Sicilien's und Spanien's sinnreicher und geschmackvoller ausgebeutet worden, nie hatte dort der Landbau schöner geblüht. Weite öde Landstrecken wurden durch kunstreiche Bewässerungen in fruchtbare Ebenen verwandelt. Ueberall zeichneten sich die Wiesengründe durch ihre Frische, überall die Orangen- und Oliven-Haine durch ihren Reichthum aus. Die Erzeugnisse des Landbaues, sowie die Producte der Fabriken bildeten für den Handel eine weite Basis, und auch in der Kunst, besonders in der Architektur, zeigte sich dieselbe Vereinigung der Einfachheit und des Reichthums, der Sicherheit und der Kühnheit, welche den Geist der Araber charakterisirt.

Während der Islam auf jede Weise Industrie und Handel förderte, waren die Christen mit den Gütern dieser Welt in beständigem Streite begriffen. Wollten sie ihrer Lehre treu bleiben, so mußten sie die Materie bekämpfen, so mußten sie den irdischen Genüssen entsagen, jeden Luxus, jede großartige Entwickelung der Industrie vermeiden. Die Erde hat nach dem Christenthume keinen Selbstzweck; sie ist eine bloße Vorbereitung für den Himmel. Sie ist die Stätte des unaufhörlichen Sündenbewußtseins und der Zerknirschung, oder der Kampfplatz, wo der Geist das Fleisch überwinden und tödten soll. Der Reichthum wird verdammt, die Reichen werden aufgefordert, ihre Güter den Armen zu geben, ohne daß irgend eine bestimmte Norm, irgend ein leitender Gedanke für die gerechte Vertheilung ausgesprochen wird. Der Gegensatz von Reichthum und Armuth soll aufhören, und doch werden alle Institutionen, welche diesen Gegensatz unvermeidlich herbeiführen, die ganze römische Staats-Idee, das ganze römische Privatrecht mit allen seinen Bestimmungen über Erwerb und Eigenthum beibehalten.

Das absolute Eigenthumsrecht, das jus utendi et abutendi, das Recht, die Schätze dieser Erde nach Kräften an sich zu reißen, ohne Rücksicht darauf, ob eine solche Concentrirung des Reichthums in den Händen Weniger sich mit dem Wohle Aller verträgt, diese absolute Vereinzelung in Bezug auf den Vermögenserwerb, welche die Basis des römischen Rechtslebens bildet, wird vom Christenthume adoptirt und sanctionirt. Und einige Zeilen weiter im Evangelium kann man die Aufforderung zu einer klösterlichen Gütergemeinschaft lesen. Diese unglückliche wilde Ehe zwischen dem Klosterleben und den Institutionen des römischen Staates, dieser eminente Widerspruch war der erste verfehlte Versuch, das Christenthum zu realisiren.

Die Germanen, welche das römische Reich eroberten, haben diesen Widerspruch acceptirt, sie haben ihn zur Grundlage ihres ganzen öffentlichen Lebens gemacht. Der heutige Streit zwischen Staat und Kirche ist Nichts weiter, als die Folge oder Fortsetzung dieses Widerspruches. Unmöglich kann dieser Streit schon damit beseitigt werden, daß man bloß die Kirche vom Staate trennt. Es mag eine solche Trennung vortheilhaft sein, so lange die Staats-Verfassung keine Garantie gegen willkürliche Eingriffe der Machthaber in das religiöse Leben des Volkes gewährt; allein der ursprüngliche Widerspruch zwischen Geist und Materie, zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen staatlichem Wohlleben und kirchlicher Enthaltsamkeit, zwischen römischem Eigenthumsrechte und christlicher Gütergemeinschaft, zwischen Reichthum und Armuth wird durch diese Trennung nicht aufgehoben, sondern anerkannt.

Schwerlich wird die Lösung dieses Widerspruchs von der Priesterschaft ausgehen, denn die Existenz der Priester beruht gerade auf diesem Widerspruche und ist nur durch ihn gerechtfertigt. Ohne die mechanische, heuchlerische Trennung zwischen Geist und Materie, zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Staat und Kirche ist auch die bloß mechanische und heuchlerische Vermittelung verbauerter Landpastoren und pfäffischer Superintendenten nicht mehr nöthig, sondern muß sich in wahre Wissenschaft, Kunst und sittliches Leben auflösen. Sowie das Christenthum mit dem Sturze jüdischer Priester begann, so wird die Religion der Zukunft auch den Sturz der christlichen herbeiführen.

Das Christenthum beruht, wie gesagt, seiner ursprünglichen Idee nach auf der Feindschaft zwischen Geist und Materie. „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein Nütze." Nur wenige Christen haben bis jetzt den Muth gehabt, diesen Kampf gegen die Berechtigung der irdischen Genüsse in der ganzen Reinheit und Entschiedenheit, wie das Evangelium es fordert, als Aufgabe ihres Lebens zu wählen oder auch sich entschieden gegen diesen Kampf zu erklären. Das heroische Märtyrerthnm einiger Schwärmer und Häretiker verschwindet, wie ein Tropfen im Meer, in der Heuchelei des officiellen Christenthums.

Die Geschichte der officiellen, triumphirenden christlichen Kirche ist nichts Anderes, als die Geschichte einer solchen Heuchelei. Gleich bei dem ersten Zusammenstoße mit den römischen Staats-Verhältnissen gibt die Kirche die Fortbildung oder consequente Durchführung der Ideen, welche ihr als Erbschaft zugefallen waren, auf und accommodirte sich seitdem, unter der Bedingung des Schutzes und der Gunst der Großen, allen möglichen Lebensansichten, die der christlichen Weltanschauung so fern wie möglich standen. Man hat diese fortwährende Capitulation der Kirche Elasticität, Vielseitigkeit, vernünftige Fortbildung gegebener Verhältnisse u. s. w. genannt. Bei Licht besehen ist aber diese gerühmte Vielseitigkeit christlicher Priester nie etwas Anderes gewesen, als ein heilloses Spiel mit hohen Ideen, ein Desertiren aus dem Lager der Freiheit und Gleichheit, ein niederträchtiger Verrath an der zahlreichsten und ärmsten Classe der Menschheit.

Hätten die christlichen Völker die ursprüngliche Feindschaft des Christenthums gegen die materiellen Interessen beibehalten oder nur einigermaßen durchführen wollen, so hätten sie es höchstens nur zu einem einfach klösterlichen Leben bringen und sich schwerlich gegen die übrigen nicht-christlichen Völker behaupten können. Sie gaben indeß schon früh den Gedanken auf, das staatliche Leben nach den Grundsätzen des Christenthums einzurichten. Sie wiesen der Materie und dem Geiste ein streng von einander geschiedenes Gebiet an. Im Staate dienten sie der Materie, in der Kirche dem Geiste. Man erkannte das Unpraktische dieses Dualismus, aber hatte nicht den Muth, dieses offen und ehrlich zu bekennen. Man suchte zweien Göttern zugleich zu dienen; während man den Gott des Staates durch sinnliche Freuden und Luxus feierte, suchte man den Gott der Kirche durch Fast- und Bußtage zu versöhnen. Man ließ mit einem Worte das Christenthum aus den Kirchen gar nicht herauskommen, man suchte es dem Leben so ferne wie möglich zu halten. So artete denn das Christenthum in eine sterile Dogmatik aus, und die Mächtigen der Erde, die Fürsten und Priester hüteten sich wohlweislich, auf die christliche Moral, auf die Ideen der brüderlichen Freiheit und Gleichheit ein besonderes Gewicht zu legen und zur vernünftigen Fortbildung derselben aufzufordern. Dieser Vorwurf trifft den Protestantismus nicht weniger als den Katholicismus, und wer, wie es noch vor einiger Zeit unter den Philosophen Mode war, den heutigen protestantischen Staat als das Ideal des gesellschaftlichen Fortschrittes hält, begreift ebenso wenig von

den Rechten und Bedürfnissen der menschlichen Natur als Jene, welche beständig von „einem christlichen Staate nach dem Muster des Urchristenthums" reden. Der Staat in der heutigen und das Christenthum in seiner ursprünglichen Bedeutung sind zwei unvereinbare Dinge. Denn es ist unmöglich, nach den Ideen über Geist und Materie, sowie über brüderliche Freiheit und Gleichheit, wie das Christenthum sie ursprünglich auffaßte, gesellschaftliche Institutionen in's Leben zu rufen, die auch nur eine geringe Aehnlichkeit mit dem heutigen Staatsrechte und mit der ganzen materiellen Entwickelung unserer Zeit hätten.

Durch diese strenge Scheidung des staatlichen und kirchlichen Gebietes, durch diese Kämpfe und ewigen Widersprüche des Rechts und der Moral, des Geistes und der Materie unterscheidet sich das Christenthum wesentlich von der Religion der Araber. Aber auch wenn wir von diesen Widersprüchen, welche die christlichen Völker nie gelöst, aber wohl umgangen haben, absehen und die Art und Weise betrachten, wie sie, abgesehen von den Lehren des Christenthums, wenn auch unter christlichen Benennungen, ihre Staatsverhältnisse gründeten und ihre materiellen Interessen ordneten, so findet ein durchgreifender Unterschied zwischen den christlichen und mahomedanischen Völkern Statt.

Mit der Weltanschauung der Mahomedaner ist die Idee des Gesammt-Eigenthums innig verbunden. Die Erde gehört ihrem Glauben nach als Eigenthum dem, der sie geschaffen hat und dessen Reich auszubreiten sie berufen sind. Bedenkt man nun, daß Kirche und Staat bei den Mahomedanern zusammenfallen, so erklärt sich leicht die willkürliche Verfügung über die Eigenthums-Verhältnisse der Unterthanen, welche sie ihrem Fürsten, als dem Stellvertreter Gottes, einräumen. Der Islam kennt seinen Principien nach kein absolutes Eigenthumsrecht der Einzelnen, sondern nur ein Nutznießungsrecht derselben an der Erde. Verbunden mit der Aufhebung des Kastenwesens hätte diese Idee die segensreichsten Erfolge herbeiführen müssen, wenn nicht auch hier wieder, wie bei den Christen, der Priester oder der Fürst sich zwischen das Recht der Gottheit und das der Menschheit gestellt und die Ausgleichung beider zu einem geordneten sittlichen Zusammenleben freier Persönlichkeiten verhindert hätte. Durch die despotische, überirdische Gewalt, welche die Mahomedaner ihren Fürsten einräumen, mußte natürlich die Idee des Gesammt-Eigenthums, statt zu einer vernünftigen Organisation der Arbeit und einer damit im Einklange stehenden gerechten Vertheilung der Güter zu führen, die Veranlassung zu einem absoluten Staats-Eigenthume oder zu einer so monopolistischen Ausbeutung aller Erwerbsquellen von Seiten der Fürsten werden, wie sie heutzutage noch in Aegypten an der Tagesordnung ist. Auch der Austausch der Producte und die Preisbestimmung, also der Handel, fällt dadurch der Willkür des Monarchen anheim.

Gerade das Gegentheil von allem diesem finden wir in den Eigenthums-Verhältnissen christlicher Völker. Die Germanen, welche das römische Reich eroberten, waren wie geschaffen für die Vertretung des römischen Privatrechts. Von dem Christenthume nahmen sie nur die Form an. Es kam ihnen nicht in den Sinn, die Erde für ihren Gott und dessen Lehren zu erobern. Jeder Einzelne riß von den eroberten Ländern an sich, so viel er bekommen konnte, und hielt durch diese Occupation sein absolutes Eigenthumsrecht auf das in Besitz Genommene für gerechtfertigt. Während die Araber den Standes-Unterschied und das Recht der Erstgeburt aufhoben, traten die Germanen die christlichen Grundsätze von brüderlicher Freiheit und Gleichheit mit Füßen. Leibeigenschaft und egoistische Isolirung waren überall in ihrem Gefolge. Die Kirche, indem sie dieses Raubsystem sanctionirte und es nach Kräften vertrat, erklärte damit

öffentlich ihre Unfähigkeit, die Grundsätze der christlichen Moral fortzubilden und auf das öffentliche Leben anzuwenden. Daher die entschiedene Opposition aller Derer, welche für Recht und Freiheit kämpfen, gegen die officielle Kirche, und es ist kein Wunder, daß endlich in der französischen Revolution der Kampf gegen den Staat mit dem gegen die Kirche zusammenfiel und die Kämpfe der französischen Republikaner um Vieles christlicher waren, als alle Feldzüge der christlichen Kirche im Mittelalter.

In den Kämpfen der Christen mit den Mahomedanern sehen wir also auch, was die materiellen Interessen betrifft, zwei verschiedene Weltansichten einander gegenüber treten. Auf der einen Seite die vorherrschende Neigung, die Vermögenskräfte der Nation als Einheit aufzufassen und die individuelle Thätigkeit dem Zwecke des Ganzen unterzuordnen, ja selbst zu opfern. Auf der andern die rücksichtsloseste Geltendmachung des Einzellebens. Hier die einseitigste Form des Gesammt-Eigenthums; dort die Anarchie der freien Concurrenz. Die Folge beider Systeme ist Knechtschaft gewesen, Knechtschaft der Werkstatt und des bürgerlichen Lebens, die natürlich da am Rascheſten zum Untergange führen mußte, wo das Streben des Volkes nach Gesammt-Entwickelung mit der Despotie des einzelnen Machthabers auf derselben ethischen Basis ruhte.

Es ist besonders für unsere Zeit wichtig, das Eigenthümliche des occidentalischen und orientalischen Lebens scharf aufzufassen, da durch die Thätigkeit der Franzosen in Afrika, der Engländer im südlichen Asien und der Russen am Bosporus das Christenthum dem Islam näher als je gerückt worden ist, und nach dem Aufhören der kriegerischen Thätigkeit der Kampf auf dem Gebiete des Geistes unvermeidlich wird. Denn es ist bis jetzt keine Aussicht vorhanden, daß die Mahomedaner ihren Glauben gegen den christlichen vertauschen werden. Sie wollen Einheit des kirchlichen und staatlichen Lebens oder eine praktische Anwendung der Moral auf das gesellschaftliche Leben, während das praktische Leben der Christen im grellsten Widerspruche mit ihrer Religion steht. Sie kennen nicht den Dualismus des Geistes und der Materie, den die Christen nicht zu lösen wissen. Ihr Sinn ist auf Gesammtheit gerichtet, während die Christen nach der größten Vereinzelung streben. Wer will es verkennen? Hier liegen Gegensätze vor, von denen keiner den andern absolut vernichten, sondern nur in einem höheren Dritten aufheben kann. Gegensätze, deren Lösung in sittlicheren Zuständen der Gesellschaft, als sie uns bis jetzt der Orient und der Occident bietet, gerade das Bedürfniß unserer Zeit ist.

Wer die bisherige Darstellung für die Geschichte des Handels überflüssig hält, dem weiß ich nichts Anderes zu erwiedern, als daß die Ideen nicht bloß für die Geschichte der Wissenschaft und Kunst, sondern auch für die Geschichte der materiellen Interessen das einzig Bewegende und Entscheidende sind. Bedarf es hierfür noch eines Beispiels, so brauche ich nur auf die schwankende und unhaltbare Stellung aufmerksam zu machen, in welche, trotz aller Routine, heutzutage die National-Oekonomie durch die Opposition des Socialismus gerathen ist. Die Ideen sind es, welche die Epochen und die Völker unterscheiden. Blicken wir auf die Araber zur Zeit ihrer Herrschaft im Mittelalter, so war der äußere Mechanismus ihres Handels von dem der christlichen Völker, mit denen sie im Verkehre standen, nicht wesentlich verschieden. Unter ihnen lebten die geschicktesten und routinirtesten Kaufleute, zumal sie die Juden mit großer Bereitwilligkeit, z. B. in Spanien, aufnahmen, während die Christen die absurdesten Gesetze gegen den Wucher erfanden und durch die inhumansten Verfolgungen der Juden dem Handel nicht wenig schadeten. Aber die Ideen waren es, welche beide Völker trennten und welche im Verlaufe der Zeiten sich wesentlich geändert

haben, während der Mechanismus des Handels nur geringe Modificationen erfahren hat. Ob aber durch den Fortschritt der Ideen der Mechanismus des Handels für das gesellschaftliche Leben eine wesentlich verschiedene Bedeutung annehmen kann, das ist eine Frage, deren Beantwortung ich, der Hauptsache nach, schon in den „einleitenden Betrachtungen" dieser Arbeit glaube gegeben zu haben und auf die ich noch später zurückkommen werde.

Wir haben jetzt noch den Handelsverkehr der Araber im Mittelalter seiner Ausdehnung und seiner Richtung nach näher in's Auge zu fassen. Um ihn zuvörderst der Zeit nach zu bestimmen, will ich nur der Vollständigkeit halber daran erinnern, daß die Ausbreitung des Islam im siebenten Jahrhundert beginnt und zwar mit einem so raschen und glänzenden Erfolge, daß schon im achten Jahrhunderte das Reich der Araber sich von den Gränzen China's und Indien's bis zum atlantischen Ocean erstreckte. Rasch wie der Aufschwung war auch der Untergang. Die ganze Geschichte der Araber erscheint wie eine einzige große That, die ohne vermittelnde Uebergänge, ohne Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, mit bloßem Hinblick auf die Gegenwart in's Leben tritt und sich vollendet. Dieses in sich selbst Abgeschlossene und Vollendete ist eben der Charakter der mahomedanischen Religion. Blindlings und rasch vollzieht der Araber die Befehle seines Gottes. Aber kaum ist die Stimme des Gottes verhallt, kaum ist die halbe Welt einem neuen Glauben unterworfen, so fehlen auch die Anknüpfungspunkte für eine weitere Fortbildung. Die That war eben Nichts weiter als ein reines Gehorchen, als der reine Enthusiasmus des Glaubens; sie war keine mit Freiheit und Selbstbewußtsein vollzogene Bewegung; sie war ein großartiges Opfer, welches der Einzelwille dem Gesammtwillen brachte. Daher der rasche Verfall des Araberreiches, der sich schon im eilften Jahrhunderte überall zeigt, und es ist bekannt, daß in demselben Jahre, in welchem Columbus die neue Welt entdeckte, die Araber auch in Spanien ihren letzten Halt verloren.

Nicht das Stammland ist den Arabern für ihren Handel besonders wichtig geworden. Aber durch die Eroberung Aegypten's, Syrien's und Persien's ward zugleich der indisch-europäische Welthandel von ihnen abhängig. Unmittelbar vor der Ausbreitung des Islam hatten drei Völker sich den indischen Handel streitig zu machen versucht: die byzantinischen Kaufleute, die Perser und die Bewohner Arabien's. Byzanz suchte beständig die Stelle einzunehmen, welche in den letzten Zeiten der römischen Weltherrschaft Alexandrien als Hauptstapelplatz der europäisch-indischen Waaren behauptet hatte. Je mehr Byzanz emporblühte, desto mehr verfiel der Handel Alexandrien's. Es gelang sogar eine Zeit lang den Byzantinern, welche früher ihre indischen Producte von Alexandrien geholt hatten, selbst den Seehandel nach Indien über den arabischen Meerbusen zu betreiben.

Hier traten ihnen indeß zwei Concurrenten entgegen. Einmal die Araber, welche sich mit dem indischen Seehandel schon im frühesten Alterthume beschäftigt hatten, und vor Allen die Perser, deren Herrschaft sich im sechsten Jahrhundert von Indien bis zum Mittelmeere, vom Jaxartes bis Arabien ausdehnte, und schon früher nicht wenig zum Verfall des alexandrinischen Handels beigetragen hatte, denn in Folge ihrer Herrschaft nahm der indische Seehandel den Weg über den persischen Meerbusen. Die Byzantiner besaßen nicht Kraft genug, diese Concurrenz zu bestehen; sie sahen sich immer mehr gezwungen, den directen Handel mit Indien aufzugeben und die indischen und serischen Producte, worunter besonders die Seide wichtig war, durch Vermittelung der Perser zu beziehen. Justinian vermochte weder durch Kriege, noch durch Intriguen die Handels-Suprematie der Perser zu vernichten, und es war ein Glück für die

Griechen, daß gerade unter seiner Regierung, als durch Kriege ihr Verkehr mit Persien fast ganz und gar unterbrochen wurde, einige Mönche die Seidenraupe nach Byzanz brachten.

Während die Byzantiner und Perser noch um den indischen Handel kämpften, erhoben sich plötzlich die Araber für die Propaganda des neuen Glaubens. Im Jahre 637 stürmten sie Jerusalem und rasch hinter einander folgten nun die Eroberungen von Syrien, Phönikien, Armenien, Persien, Aegypten, der Nord- und Ostküste von Afrika, von Cypern und Rhodus. Im achten Jahrhundert ward Spanien und die freie Tatarei fast zu gleicher Zeit genommen und auch in Sicilien behaupteten sich die Araber vom neunten bis Ende des eilften Jahrhunderts.

Die Kriegsmacht der Byzantiner und das Verbot der katholischen Kirche, den Ungläubigen Waffen zu verkaufen, waren gleich ohnmächtig, das Vordringen der Araber zu verhindern. Mit größerem Glücke und mit größerer Klugheit wußten sich die italienischen Republiken den Arabern gegenüber zu behaupten; sie erfochten bedeutende Seesiege und benutzten zugleich, wie wir schon gesehen haben, die Schwäche der griechischen Seemacht, um sich des activen Zwischenhandels zwischen dem Oriente und dem südlichen Europa zu bemächtigen. Freilich trat auch ihnen das Kirchenverbot hemmend entgegen. Allein auch hier kann ich schon auf früher Gesagtes zurückweisen und will nur kurz wiederholen, daß ihnen im dreizehnten Jahrhundert die Herrschaft der Mameluken und Mongolen in Vorderasien Gelegenheit bot, den indischen Handel auf einem Wege zu unterhalten, der wenigstens nicht durch das Gebiet derjenigen Glaubensfeinde führte, welche Palästina besetzt hatten. Auch mit Spanien unterhielten die Italiener während der Araber-Herrschaft einen lebhaften Handelsverkehr. Sie also waren es vorzugsweise, im Vereine mit den Bestrebungen der Araber, denen die Küstenländer des mittelländischen Meeres den Flor ihrer Industrie und ihres Handels verdankten, bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nach den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier und nach dem siegreichen Vorrücken der Türken, der Welthandel eine andere Richtung nahm und den Ländern des westlichen Europa's anheim fiel. Um dieselbe Zeit verloren auch in Spanien die Araber ihre letzte Position.

Ueberall, wohin die Araber kamen, erhoben sie die durch ihre Lage für den Handel begünstigten Plätze zu blühenden Städten, und die weite Ausdehnung ihres Reiches trug nicht wenig dazu bei, daß Städte, welche unter verschiedenen Herrschern einander gehemmt und geschadet haben würden, sich in gleichmäßiger und natürlicher Weise durch Wohlstand und Cultur auszeichneten. Basra an der Mündung des Euphrat, schon im Jahre 636 von dem Chalifen Omar erbaut, hob sich gleichmäßig mit der weitern Ausdehnung des Reiches, und mit ihm wetteiferte und blühte der Handel in Alexandrien und Cairo.

Um uns jetzt ein deutliches Bild von der Ausdehnung der arabischen Handelsthätigkeit zu verschaffen, würden wir offenbar unsern Zweck verfehlen, wollten wir uns nun nach Lust und Laune bei der Beschreibung dieser oder jener blühenden Handelsstadt lange aufhalten. Wir müssen bedenken, daß in der Periode, mit welcher wir uns hier beschäftigen, der Handelsverkehr der Völker einen andern Charakter, als er im Alterthume hatte, angenommen hat. Wir haben es jetzt nicht mehr mit vereinzelten Handelsstädten zu thun, die sporadisch unter barbarischen Völkern zerstreut liegen. Die Religion des Alterthums, die Religion der Isolirung, der Cultus der Stadt- und Provinzial-Götter ist untergegangen. An ihre Stelle ist die Religion des Orients und des Occidents getreten; beide mit demselben Streben nach Monotheismus und

Weltherrschaft, beide in kosmopolitischer Weise Cultur, Gewerbfleiß und Handel nicht sporadisch, sondern gleichmäßig über die verschiedensten Länder verbreitend und den innern und äußern Verkehr der Völker erleichternd. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, wollen wir jetzt rasch die Hauptstraßen verfolgen, auf denen der Handelsverkehr der Araber sich bewegte.

Im Verlaufe der Darstellung habe ich schon Gelegenheit gehabt, auf zwei der bedeutendsten Handelsverbindungen der Araber aufmerksam zu machen, und ich will, bevor ich an diese wieder anknüpfe, um Mißverständnisse zu vermeiden, nur noch bemerken, daß der Handelsverkehr der Araber seinen größten Glanz und seine größte Ausdehnung um die Zeit erreichte, als im achten Jahrhundert das Geschlecht der Abassiden zur Herrschaft gelangte. Während der Herrschaft der Omijaden, welche damals unterlagen, war Damaskus der Sitz des Chalifats gewesen. Jetzt wurde die Residenz nach Bagdad verlegt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es außer diesem Sitze der weltlichen Herrschaft noch einen anderen, wichtigeren Vereinigungspunkt für das weitausgedehnte Reich der Araber gab, nämlich die heilige Stadt Mekka, wohin jeder Gläubige wallfahrten mußte und wo in Folge dessen der Handelsverkehr von allen Seiten sich concentrirte. Man kann diesen Ort einigermaßen mit den christlichen Städten vergleichen, wo in Folge des Gottesdienstes sich die Handelsmessen bildeten. Die um Mekka und Bagdad zunächst gelegenen Länder bildeten also in der Glanzperiode der Araberherrschaft, von der Mitte des achten Jahrhunderts an, das Centrum des Reiches. Später machten sich bekanntlich viele Statthalter in den Provinzen von dem Chalifate unabhängig und gründeten selbstständige Reiche.

In Bagdad, der Residenz, gedieh der Verkehr nicht bloß durch politische Verhältnisse; auch die Lage dieser Stadt in Mesopotamien am Tigris, gerade an der Stelle, wo die beiden Flüsse sich bis auf eine geringe Entfernung nähern, unweit des alten Babylon, mußte den Handel und die Industrie ungemein befördern. Von dieser Gegend, um uns zunächst nach Süden zu wenden, fuhren die Schiffe damals den Euphrat und Tigris hinab bis nach Bassora am persischen Meerbusen, der bedeutendste Platz für den von den Arabern getriebenen Seehandel. Bassora sandte seine Schiffe durch den persischen Meerbusen zum Theil nach Vorderindien und Ceylon, zum Theil nach der Ostküste von Afrika. Verfolgen wir den ersten dieser beiden Seewege, so gelangen wir mit den Arabern nach der Südspitze der Halbinsel Malacca, nach den Inseln des indischen Archipels und endlich nordwärts nach Canton, in dessen Hafen am Ende des achten Jahrhunderts die ersten arabischen Schiffe einliefen.

Wenden wir uns nun wieder nach unserm Ausgangspunkte zurück, um nach Westen, nach der Ostküste von Afrika, zu fahren, so finden wir auch dort arabische Niederlassungen bis tief nach Süden hinunter und vorzüglich an der Küste, welche der Insel Madagascar gegenüber liegt, südwärts bis an die Küste Natal. Aber nicht bloß vom persischen, auch vom arabischen Meerbusen aus ging die Schifffahrt der Araber nach dem afrikanischen Süden und dem Osten Asien's.

Um die Uebersicht über die vielen Handelsstraßen nicht zu verlieren, müssen wir auch jetzt wieder nach der Residenz zurück. Von Bagdad ostwärts mit den Ländern Asien's ward der Verkehr zugleich zu Lande vermittelst der Caravanen unterhalten. Von den im heutigen Persien und Afghanistan gelegenen Städten waren damals als Stapelplätze für diesen Landhandel besonders bedeutend: Teheran und Ispahan, und weiter östlich Herat und Kabul. Dazu kommt vor Allen die in der jetzt sogenannten freien Tatarei gelegene Stadt

Balk, die wir schon im frühesten Alterthume, als den damals wichtigsten Stapelplatz für Centralasien unter dem Namen Baktra, kennen gelernt haben. Auch unter der Araberherrschaft sehen wir dort wieder die Kaufleute, welche von Ostindien über Multan und Kabul kamen, mit den Caravanen zusammentreffen, deren Weg aus dem chinesischen Reiche an der Stadt Badakschan (in der freien Tatarei) vorbeiführte.

Nordwärts von Bagdad finden wir zunächst in Mesopotamien reiche Manufactur-Städte, berühmt durch ihre Leinwand und ihre Baumwollgewebe, unter ihnen: Mossul am Tigris und Nisibis am Euphrat, die ebenfalls wie Bagdad die Schifffahrt auf den Flüssen zu Handelsverbindungen mit Bassora benutzten. Von Bagdad über Mossul nahm der Handel seine Richtung zum Theil durch Armenien nach Trapezunt am schwarzen Meere, zum Theil westwärts über Aleppo, Antiochien und Damascus. Hier läßt sich zugleich wieder anknüpfen, was wir schon früher in der Handelsgeschichte von Byzanz über den Verkehr der Araber nach Norden sagten. Viele Städte in der Nähe des caspischen und Aral-See's verdankten dem russichen Pelzwaaren-Handel ihren Reichthum. Itil, in der Nähe des heutigen Astrachan, war der Hauptsammelplatz der Caravanen, welche den nordischen Handel betrieben. Ich habe in Beziehung auf diesen Verkehr schon früher auf den Handelsverkehr in Kasan aufmerksam gemacht und zugleich auf die Handelsstraße hingewiesen, welche durch das europäische Rußland nach den Küstenländern der Ostsee führte.

Daß der Verkehr im Westen nicht minder belebt war als der nach Norden und Osten hin, hat sich schon aus der Geschichte der Italiener ergeben, deren Handelsflotten die Küstenstädte der Berberei, Aegypten's, Syrien's und Kleinasiens besuchten und den Verkehr von Asien und Afrika mit Europa vermittelten. Die Araber, wiewohl sie das Gebiet der alten Phönikier und Carthager besaßen, haben es doch nie zu einer großen Seemacht gebracht, und mußten die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere den Italienern überlassen, denen sie bereitwillig ihre Häfen öffneten.

Sie ließen freilich ihre gleichzeitige Herrschaft auf der nordafrikanischen Küste, Sicilien und Spanien nicht unbenutzt, selbstthätig an dem Seeverkehre des mittelländischen Meeres Theil zu nehmen. Von ungleich wichtigerer Bedeutung für den Handelsverkehr der Völker war indeß ihre Thätigkeit in den indischen Gewässern und vor Allem ihr Landhandel, der nicht bloß über Asien, sondern auch über das ganze nördliche Afrika sich verzweigte. Für die Verbindung oder Vermittelung des asiatischen und afrikanischen Landhandels war keine Stadt günstiger gelegen, als die damalige Hauptstadt Aegypten's in der Nähe des heutigen Cairo, wo der Handel vom westlichen und südlichen Afrika zusammentraf, und von wo aus zugleich Handelsstraßen nach Mekka und Damascus führten. An der südlichen Spitze des Delta-Dreiecks gelegen, war Alt-Cairo im Stande, durch Vermittelung der Flußschifffahrt auf dem Nil sich ebenso sehr an dem Gewinne der Seestädte Alexandrien und Damiette zu betheilen, als mit Leichtigkeit die nubischen und abyssinischen Waaren zu beziehen. Der Verkehr der Hauptstadt mit Ober-Aegypten, Nubien und Abyssinien tritt erst dann in seiner ganzen Bedeutung hervor, wenn man zugleich den Caravanenhandel dieser Länder mit Central-Afrika in Erwägung zieht und bedenkt, daß bis hierher selbst Caravanen aus den Niederlassungen der Araber im heutigen Fez und Marokko auf ihrer Rückkehr von den Nigerländern ihre Reise ausdehnten.

Eine Haupthandelsstraße führte endlich von Cairo längs der ganzen nordafrikanischen Nordküste bis Spanien, ein Länderstrich, unter dessen blühenden

Handelsstädten besonders Kaïrowan, die südlich von Tunis gelegene Residenz des arabischen Statthalters in der Berberei, berühmt geworden ist.

Daß unter so günstigen Umständen der orientalische Luxus, unterstützt durch den Gewerbfleiß und den Kunstsinn der Araber, in Cairo nicht weniger blendend als in den übrigen Residenzen des weiten Reiches hervortrat, läßt sich erwarten und wird von den Geschichtschreibern bestätigt. Die kunstvoll angelegten Gärten voll duftender Blumen, die pittoreske Architektur der Paläste und Moscheen, die reichen golddurchwirkten Stoffe malerischer Trachten und üppig ausgestatteter Salons, die Verschwendung mit dem Glanze der Edelsteine und dem Dufte des Räuchwerks, die kühlenden Springbrunnen und Marmorbassins, der reiche Waffenschmuck, kurz alle Resultate einer intelligenten, weit fortgeschrittenen Industrie in Verbindung mit dem schwärmerisch-sinnlichen Charakter der Araber, mit ihrer Poesie und der von den Griechen entlehnten Bildung, finden wir in Cairo, wie in Bagdad und Damaskus. Ich könnte noch viele andere Städte nennen, die an Glanz und Industrie jenen nicht nachstanden, Sevilla und Cordova, Zehra, Kaïrowan, Bassora und Trapezunt. Ich könnte an die Purpurteppiche Armenien's erinnern, an die Gold- und Silberbergwerke Spanien's, an die Gewänder von Tennis und Damiette, an die blühenden Städte von Fez und Marokko mit ihren Webstühlen und Färbereien, mit ihren Schmelzöfen und Corduanfabriken, an die Leinwand von Jspahan, an die Baumwollgewebe von Mossul, an die Seidenstoffe Spanien's und die Waffen von Damaskus. Ich könnte auf die Wiesengründe Andalusien's hinweisen und auf den Landbau, auf die Gärten, auf die Oliven- und Orangen-Haine Sicilien's.

Alle diese Einzelheiten treten natürlich in den Hintergrund, wo es darauf ankommt, die Bedeutung eines Handelsvolkes für die Weltgeschichte zu bestimmen. Hier kommt es auf das Gesammtleben an, auf die Idee, welche das Ganze beseelt und dem der Einzelne oft ohne Bewußtsein folgt. Die Geschichte des Handels ist bis jetzt in einer Weise geschrieben worden, als sei das Emporkommen und der Untergang der Völker die Folge von der Erfindung dieses oder jenes Gewerbszweiges, von dem Gepräge dieser oder jener Münze, von der Einführung des Kaffeetrinkens u. dgl. gewesen. Es existiren in dieser Weise über die Handelsgeschichte die gelehrtesten und mit einer wunderbaren Ausdauer geschriebenen Monographieen, Schriften, die den Geschmack und das gesunde Urtheil des Volkes nicht wenig verdorben haben, und Allen, welche durch die Geschichte hindurch den Einfluß des Handels auf die sittliche Entwickelung der Menschheit verfolgen möchten, das Studium ungemein erschweren.

Der Handel ist nicht bloß ein Güterumlauf, wie unsere National-Oekonomen wollen, er ist zugleich eine Gütervertheilung. Will man daher den Handel eines Volkes zu einer bestimmten Zeit richtig beurtheilen, so genügt es nicht, zu wissen, wie viele Güter damals existirten und von welcher Art diese waren. Es genügt nicht, die Gesammtsumme dieser Güter mit der Zahl der Menschen zu vergleichen und durchschnittlich zu bestimmen, wie viele Producte auf jeden Kopf kamen. Es genügt endlich nicht, zu wissen, wie rasch diese Güter circulirten. Sondern nach der Beantwortung aller dieser Fragen bleibt für die Geschichte eines Volkes in Beziehung auf den Handel noch gerade die Hauptsache zu beantworten übrig, nämlich die Frage: Welche Ideen lagen bei ihm der Gütervertheilung zum Grunde, wie wurden durch den Handel die natürlichen Bedürfnisse und Rechte der Menschen vertreten?

Ich habe, was die Araber betrifft, schon den Gedanken der Unveräußerlichkeit der Erde als eines nur Gott gehörenden Eigenthums hervorgehoben. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Idee in ihrer Anwendung auf das praktische

Leben zu einer falschen Gütervertheilung führen mußte, so lange als sich eine dritte Person unter dem Namen eines Propheten, eines Chalifen oder eines Statthalters Gottes auf Erden zwischen Gott und den Menschen stellte und das Eigenthum oder dessen Verwaltung für sich in Anspruch nahm. Damit war wieder das Eigenthum der Menschheit entzogen und es bildete sich der Begriff des Staats-Eigenthums in seiner rohesten und launenhaftesten Form aus. Nach dem Privatrechte, wie es durch den Islam begründet ist, kann der Einzelne nicht absoluter Eigenthümer, sondern nur Nutznießer der Erde werden. Dieß, in Verbindung mit der willkürlichen Statthalterschaft der Sultane, konnte keine segensreichen Folgen haben. Es mußte dadurch jene allgemeine Unsicherheit der Eigenthums- und Industrie-Verhältnisse entstehen, die den Orient noch heute charakterisirt. Das Volk mußte seine Thatkraft verlieren und den Fürsten ward die beste Gelegenheit geboten, Industrie und Handel in einer Weise zu monopolisiren, wie es jetzt unter andern noch in Aegypten geschieht.

Während der Orient die Frage nach dem richtigen Verhältnisse des Gesammt- und Privat-Eigenthums oder, was dasselbe sagt, nach der gerechten Vertheilung der Güter in dieser, das individuelle Leben lähmenden und ertödtenden Weise zu lösen suchte und dadurch eine wahre Karrikatur des Gesammt-Eigenthums schuf, warf sich der Occident auf die entgegengesetzte Einseitigkeit und brachte es endlich zu einer Karrikatur des Privat-Eigenthums.

Der germanische und römische Geist, der sich des Christenthums bemächtigte und es nach seiner Weise modelte, legte, was das Gesammtleben betrifft, das Hauptgewicht nicht, wie der Orient, auf die Abhängigkeit, sondern auf die Unabhängigkeit der Einzelnen. Bei ihm trat deutlich das Streben nach Freiheit und Gleichheit hervor; allein er verfolgte dieses Ziel beständig in einer abstracten Weise, d. h. er nahm diese Begriffe aus dem Menschen heraus und stellte sie ihm äußerlich, als eine zu verehrende Form, gegenüber. In der Kirche sprach man von einer Gleichheit vor Gott, bei welcher alle Ungleichheiten auf der Erde bestehen konnten; in Beziehung auf den Staat geschah später dasselbe durch die Vergötterung der Gleichheit vor dem Gesetze. In beiden Fällen wurden alle Verhältnisse, welche eine reelle Ungleichheit erzeugen, beibehalten. Allen Elementen der materiellen und der dadurch bedingten geistigen und sittlichen Ungleichheit wurde die freieste Entwickelung gestattet, wovon die Folge ist, daß, wie im Orient das Monopol des Fürsten, so im Occident die Anarchie der Concurrenz die wahre Gleichheit und Freiheit zu zerstören droht. Sowie im Orient der Reichthum des Fürsten und seiner Günstlinge, so hat im Occident das Abstractum einer Gesammtheit bald unter dem Namen der Kirche, bald unter dem Namen des Staates mit dem Phantom eines Staatsvermögens, welches Nichts weiter als die Addition der Armuth und des Reichthums ist, sich hemmend zwischen den Einzelnen und ein freies, solidarisches Gesammtleben gestellt. Die Aufgabe unserer sowie der kommenden Zeiten kann demnach keine andere sein, als durch Beseitigung solcher hemmenden Vermittelung den Dualismus des Gesammt- und Einzellebens aufzuheben.

Neben dem Einflusse der arabischen Weltansicht auf die praktische Gestaltung der Vermögens-Verhältnisse müssen wir, um die Bedeutung der Araber-Herrschaft im Mittelalter richtig zu würdigen, zugleich das unbestimmte Streben nach Weltherrschaft beachten, welches die Anhänger des Islam beseelte. Auch dieser Kosmopolitismus, in der Form, wie er bei ihnen auftrat, als bloß äußerliche und gewaltsame Einigung aller Völker unter der Herrschaft eines einzigen Fürsten, hängt mit ihrer Religion, mit ihrem Monotheismus und der Idee einer äußerlichen Repräsentation Gottes auf Erden zusammen. Er ist als die erste,

roheste Anwendung der Vorstellung einer einheitlichen Menschheit aufzufassen. Die nächste und natürlichste Reaction gegen diese Einseitigkeit, die im Occident nicht weniger als im Orient hervortrat, war die schroffe Ausbildung der Nationalitäten, mit welcher auch für die Handelsgeschichte eine neue Periode beginnt, die sich bis auf unsere Zeit erstreckt, ohne daß ihr jedoch jetzt noch ein anderer Werth als der einer Vorbereitung für eine freie, selbstständige Gemeinschaft aller Menschen beigelegt werden kann.

Auch im Innern ihres Reiches zeigten die Araber ein ähnliches Streben nach einer gleichen einheitlichen Bildungsform. Die Ordnung und Strenge ihrer Beamten, ihre Gesetze gegen Fälschung der Waaren und des Gewichtes, ihre Erleichterung des Verkehrs durch kunstvolle Straßen und vor Allem die Verbreitung derselben Sprache und derselben Cultur über ein so weites Reich, wie sie es besaßen, Alles dieß, in Verbindung mit ihrer Weltansicht, contrastirt gegen die Zersplitterung und Isolirung der Cultur im Alterthume, und zeigt uns deutlich, daß wir in eine neue Periode der Geschichte eingetreten sind.

---

4) Der Handel Deutschlands und die deutsche Hansa.

Von den verschiedensten Seiten her haben wir die Gränzen Deutschland's schon berührt. Das südliche und südwestliche Deutschland, die Donau- und Rheingegenden waren es zuerst, welche unsere Aufmerksamkeit fesselten; denn dorthin zuerst verbreitete sich die Cultur von Italien aus während der letzten Zeit der Römerherrschaft. Die Entstehung bedeutender Städte am Rhein und an der Donau, wie Cöln, Speier, Mainz, Trier und Regensburg, fällt in jene Periode. An ihre Gründung knüpften sich Versuche eines Handelsverkehrs mit Deutschland von Gallizien und Italien aus an, und glichen sie auch damals noch verlorenen Vorposten einer höheren Cultur, so haben sie doch die Stürme der Völkerwanderung überstanden, und auch nach derselben der, durch städtisches Beisammenleben und städtische Gewerbe bedingten Freiheit und Gesittung einen festen Halt dargeboten gegen die Rohheit des auf bloßem Landbesitze basirten deutschen Lehnwesens. So lange die Gewerbe mit der Landwirthschaft vereint blieben, so lange sie auf den Gütern des weltlichen und geistlichen Adels noch von Leibeigenen getrieben und, an der Scholle gebunden, bloß mit der Erlaubniß, eine kümmerliche Existenz zu führen, belohnt wurden, konnten weder sie, noch der Landbau, noch der Handel gedeihen. Die gewerbtreibenden Leibeigenen, weil sie nicht für eigene Rechnung arbeiteten, lieferten nur wenig Gegenstände für den Handel; denn sie hatten die Bedürfnisse ungebildeter Herren zu befriedigen, die bloß an Jagd, Krieg und Raub Vergnügen fanden, und weder von Industrie noch von Landwirthschaft Etwas verstanden. Der Handel, welcher auf diese Weise in den ersten Zeiten nach der Völkerwanderung in Deutschland möglich wurde, konnte der Hauptsache nach nichts Anderes sein, als ein elender Hausirhandel, dessen sich die Juden zu bemächtigen suchten. Dieser niedrigen Culturstufe des Lehnwesens gegenüber bildete sich in den Städten die Herrschaft des beweglichen Vermögens aus. Hier ward die Arbeit nicht durch eine unbewegliche, sie knechtende und der Willkür eines Herrn unterwerfende Erdscholle, sondern durch ein Aequivalent belohnt, welches ihr die Möglichkeit einer freien, selbstständigen Stellung bot, ich meine durch Geld, damals die einzige erfolgreiche Waffe gegen das auf Landbesitz basirte Ritterthum. Nicht hoch genug können wir daher den

Einfluß jener Rhein- und Donau-Städte anschlagen, welche der vernichtenden Gewalt der Völkerstürme widerstanden hatten und denen der culturfähige Süden für die Propaganda einer höheren Gesittung einen mächtigen Rückhalt bot.

Lange indessen dauerte es, bis von Westen und Süden sich das Städteleben weiter über Deutschland ausbreitete und bis es bei den ewigen Fehden und Kriegen, welche das Land verwüsteten, hinlänglich erstarkte, um die Anmaßungen des Landadels zurückzuweisen und der Industrie einen unabhängigen und gesicherten Aufenthalt bieten zu können. Erst nachdem im sechsten Jahrhundert von Gallien aus die Franken sich mit Erfolg der nie versiegenden Völkerfluth entgegenstämmten, und als später sich in Carl dem Großen mit dem Feldherrn-Talente eines Weltherrschers der Sinn für die Cultur des Südens einigte, ward auch für die germanischen Völker Deutschland's ein hinlänglich weites Gebiet gewonnen, um sich für ein freies Städteleben vorzubereiten. An den Gränzen seines Reiches suchte der Kaiser den Handelsverkehr seiner Völker mit den benachbarten Avaren, Slaven und Friesen an geeigneten Plätzen zu concentriren und damit zugleich zu leiten und zu beaufsichtigen. Es war ihm unter Andern darum zu thun, daß keine Kriegsgeräthschaften in's Ausland gingen. Unter diesen Handelsplätzen sind ihrer geschichtlichen Bedeutung wegen besonders Lorch oder Loriacum, unweit des Einflusses der Ens in die Donau, Regensburg, Erpisfurt, Magadoburch und Bardowik zu nennen.

Für den Verkehr der Deutschen damaliger Zeit mit dem Südosten hat uns schon der byzantinische Handel einen Fingerzeig gegeben, und auch der Plan Carl's des Großen, den Rhein mit der Donau durch einen Canalbau, der die Altmühl mit der Rednitz vereinigen sollte, zu verbinden, weis't uns wieder darauf hin. Bis zum Ende des achten Jahrhunderts waren es, wie wir schon bei den Byzantinern gesehen haben, die Avaren, welche das Donaugebiet zwischen den deutschen Donauländern und dem griechischen Kaiserthume besetzt und sich des Zwischenhandels bemächtigt hatten. Ihnen folgten die Bulgaren, und an die Stelle dieser traten im eilften Jahrhundert die Ungarn. Einer der wichtigsten Stapelplätze für diesen Verkehr war der eben erwähnte Gränzort Lorch. Ebenso war schon zu Carl's des Großen Zeit Regensburg ein wichtiger Markt für den Verkehr mit den Bewohnern Böhmen's und Schlesien's. Im zwölften Jahrhundert endlich, wie ebenfalls aus unserer früheren Darstellung schon bekannt ist, erschienen die Deutschen selbst auf dem Markt zu Konstantinopel und dehnten ihren directen Handel sogar über Breslau bis Kiew in Rußland aus, als den Russen der Winteraufenthalt in Konstantinopel untersagt worden war.

Später als dieser Handel mit dem Osten gedieh der Verkehr süddeutscher Städte mit Italien über die Alpen. Von Venedig aus besonders über Augsburg und Erfurt ward Deutschland hauptsächlich erst seit dem vierzehnten Jahrhundert mit italienischen und orientalischen Waaren versorgt. Ganz besonders geeignet dagegen für eine frühzeitige Entwickelung des ausländischen Verkehrs war unter den deutschen Ländern die Rheingegend. Sowie früher der Aufenthalt der Römer hier zum Entstehen blühender Städte Veranlassung gegeben und selbst den Weinbau in's Leben gerufen hatte, so war auch die Herrschaft Carl's des Großen diesem Landstriche wieder besonders günstig. Zahlreicher als in den übrigen Theilen Deutschland's waren hier die, durch die Capitularien so berühmt gewordenen kaiserlichen Domainen, und die Nähe der Niederlande, wo es schon im neunten und zehnten Jahrhundert einige nicht unbedeutende Städte, wie Wyk te Duurstede und Gent, gab, war nicht wenig geeignet, den Handel der Rheinstädte frühzeitig zu beleben. Zu den frühesten und bedeutendsten Handelsplätzen

Deutschland's gehörte Cöln, welches den Vereinigungspunkt des nordwestlichen und südwestlichen Verkehrs bildete, und welches schon im neunten und zehnten Jahrhundert mit der eben erwähnten niederländischen Handelsstadt Wyk te Duurstede (in der Nähe von Utrecht) in Verbindung stand. Dadurch nahm es zugleich an dem Verkehre Theil, welchen diese Stadt mit den nördlichen Küstenländern Deutschland's unterhielt.

Nachdem wir jetzt den ausländischen Verkehr Deutschland's nach Osten, Süden und Westen hin, so weit es bei den unzusammenhängenden Nachrichten aus jenen Zeiten möglich ist, kennen gelernt haben, bleibt uns noch übrig, das nördliche Terrain oder Niederdeutschland zu untersuchen. Um indeß den Handel des Nordens in das rechte Licht zu stellen, muß ich an früher über den russischen Handel Gesagtes wieder anknüpfen.

Bekanntlich standen schon im zehnten Jahrhundert die Russen mit Konstantinopel in einem lebhaften Handelsverkehre. Zum Theil von den Griechen, zum Theil von den Bulgaren, deren Gebiet an das griechische Kaiserreich gränzte, und deren genaue Verbindung mit den Arabern nicht zu verkennen ist, erhielten sie orientalische Waaren gegen die Producte des Nordens. Die Stadt Kiew erhob sich schon damals zu einem bedeutenden Stapelplatze, der den Handel des nördlichen Rußland's mit den Küstenländern des schwarzen Meeres vermittelte. Daß von hier aus griechische und arabische Waaren bis nach Nowgorod und selbst weiter bis nach den Küstenländern und Inseln der Ostsee gingen, dagegen ist bis jetzt Nichts mit Grund angeführt worden.

Es ist ferner gewiß, daß russische Kaufleute schon damals die auf der Insel Usedom gelegene berühmte Handelsstadt Vineta besuchten, sowie daß sie im eilften Jahrhundert nach Wisby, einem bedeutenden Handelsplatze auf Gothland, wo auch deutsche Kaufleute sich niedergelassen hatten, ihre Waaren brachten.

Als im höchsten Grade wahrscheinlich wird es daher auch von den bedeutendsten Schriftstellern, welche sich mit der Handelsgeschichte Deutschland's und Rußland's beschäftigt haben, angenommen, daß schon in den frühesten Zeiten die Küstenvölker der Ostsee von den Russen orientalische Waaren eingetauscht haben. Allein über diese, sowie über die meisten Handelsverhältnisse des frühesten Mittelalters, fehlt es an schriftlichen Urkunden. Die vielen an den Küsten der Ostsee aufgefundenen arabischen Münzen und die Traditionen, die sich bis auf die neueste Zeit erhalten haben, können natürlich keinen sichern Beweis liefern, und man muß sich daher hüten, für gewiß auszugeben, was nur im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Noch fehlerhafter aber ist der Schluß von der Wahrscheinlichkeit dieses frühen Verkehrs auf die Wirklichkeit eines spätern. Wahrscheinlich ist es, daß Vineta und Wisby, daß die slavischen Städte an der deutschen Ostseeküste und später auch, zu Anfang ihres Gedeihens, die deutschen Communen daselbst an dem russisch-orientalischen Handel betheiligt gewesen sind. Nur läßt sich darauf nicht, wie es wohl geschehen ist, ohne weiteres die Behauptung gründen, daß die russische Handelsstadt Nowgorod auch noch zur Blüthezeit der Hansa auf dem Landwege durch Rußland mit orientalischen Waaren versorgt worden sei, und daß die damals in Nowgorod ansäßigen Hanseaten diese Waaren weiter nach Westen befördert hätten. Möglich ist es freilich, daß auch damals russische Caravanen orientalische Waaren nach Nowgorod gebracht haben; gewiß dagegen ist, daß mit einem solchen Waarenzuge das Gedeihen des hanseatischen Comptoirs in jener Stadt in keiner Weise zusammenhängt. Denn die Größe des russisch-hanseatischen Handelsverkehrs beruhte der Hauptsache nach auf dem Austausche flandrischer und später auch englischer Tuche gegen die einheimischen Producte Rußland's. Orientalische Waaren konnten die Hanseaten vortheilhafter und

überdieß viel regelmäßiger und sicherer auf ihrem Comptoir in Brügge, als in ihrer Niederlassung zu Nowgorod einkaufen.

Es war nöthig, mich hierüber weitläufiger auszusprechen, um das schon früher über den russisch-orientalischen Handel Gesagte zu vervollständigen und ihm in Beziehung auf den Handel Deutschland's seine richtige Stellung anzuweisen.

Kaum also, wie sich aus der bisherigen Darstellung ergibt, beginnt das Licht der Geschichte die Gestade der Ostsee zu beleuchten, so finden wir dort schon einen regen Handelsverkehr. Vineta und Wisby, auch die fabelhaften Sagen über ihren Reichthum abgerechnet, waren jedenfalls schon bedeutende Handelsplätze, während der größte Theil Deutschland's noch der Barbarei verfallen war. Früher als die germanischen sind die slavischen Völker in Deutschland mit dem Städteleben vertraut geworden, früher als jene haben sie es verstanden, sich durch städtische Gewerbe und durch städtischen Handel zur Cultur zu erheben. Es ist daher falsch, ganz allgemein zu behaupten, daß es der germanische oder christlich-germanische Geist gewesen sei, dem der Norden seine Cultur verdankt, und es wird überhaupt für die Geschichtschreibung immer nothwendiger Wörter wie Cultur und Civilisation nur in einer ganz bestimmten Bedeutung zu nehmen, und sie nicht bloß, wie es bisher geschah, auf die Materie oder den rohen Luxus, sondern vor Allem auf den Geist, der die Völker beseelt, zu beziehen. Was die Geschichtschreiber des Handels bis jetzt unter Civilisation verstehen, ist nichts Anderes, als die ganz allgemeine, unbestimmte, farblose Idee eines durch Industrie und Handel erzeugten Luxus. Diese Außenseite des civilisirten Lebens hat sich aber zu allen Zeiten und bei den verschiedenartigsten Völkern gezeigt; aus ihr läßt sich weder der Fortschritt noch der Rückschritt, weder das Emporblühen noch der Untergang der Nationen ableiten, sondern je nach dem Geiste, der die Völker beseelt, gereicht sie ihnen zum Segen oder zum Verderben. Wer daher bei einer Geschichte der Industrie oder des Handels bloß auf die „Güterwelt" Rücksicht nimmt und das Reich der Ideen als etwas der national-ökonomischen Betrachtung Fernliegendes ansieht, dem wird es nie gelingen, die Epoche machenden Begebenheiten in der menschheitlichen Entwickelung zu erkennen und den Untergang oder das Zurückbleiben so vieler Völker zu erklären, welche ihre Nachfolger in industrieller Beziehung weit übertrafen.

Welches Volk aber spricht mehr für diese Behauptung, als gerade das deutsche? Vergleichen wir den Zustand Deutschland's etwa zur Zeit Carl's des Großen oder selbst noch zur Zeit der Kreuzzüge mit den blühenden Städten der Araber, so lassen sich unsere Vorfahren damaliger Zeit, trotzdem daß sie sich hatten taufen lassen und für das Kreuz kämpften, gegen den Vorwurf der Barbarei nicht vertheidigen. Daß die Deutschen oder überhaupt die christlich-germanischen Völker durch ihre Kreuzzüge äußere Cultur nach dem Orient verbreitet hätten, läßt sich so wenig behaupten, daß vielmehr gewiß ist, sie haben in dieser Beziehung den Sarazenen unendlich viel zu verdanken. Ja, selbst was die Humanität betrifft, so erschienen die Deutschen damals in vieler Beziehung roh und wenig geeignet für die Propaganda christlicher Grundsätze. Ebenso wenig haben sie durch ihre Kreuzzüge gegen die *slavischen* Völker zur Verbreitung der Industrie und des Handels beigetragen. Die Klöster, welche sie in den unterworfenen slavischen Ländern anlegten, boten keinen Ersatz für ihre Verwüstungen, und die in den slavischen Ostseeländern gegründeten deutschen Communen verdankten ihre frühzeitigen Handels- und Schifffahrts-Kenntnisse hauptsächlich den Emigranten der zerstörten slavischen Städte. Für den Handel der Deutschen sind diese Eroberungen slavischer Länder natürlich förderlich gewesen, daß sie aber

zur Verbreitung industrieller Kenntnisse oder überhaupt einer äußern Cultur beigetragen haben, kann man nicht sagen. Und doch sind die an Handels-Technik den germanischen Völkern damals überlegenen Slaven und Araber nicht die Träger der fortschreitenden Bildung geworden. Worin liegt dieß anders, als daß die Elemente der fortschreitenden Bildung überhaupt nicht in der Materie oder der von dem Geiste getrennten „Güterwelt," sondern in den Ideen liegen, welche die Völker repräsentiren, und welche dem Reichthume und den Fortschritten des industriellen Lebens erst ihren Werth und ihre charakteristische Bedeutung verleihen. Was die Völker germanischen Ursprunges groß gemacht und ihnen bis auf den heutigen Tag die Herrschaft gesichert hat, das ist der Geist der Ungebundenheit und des individuellen Lebens, den sie nach allen Richtungen hin geltend machten. Ihm verdankten die deutschen Communen, mochten sie auch, dem Luxus und der Größe slavischer und arabischer Handelsstädte gegenüber, Anfangs unbedeutend und roh erscheinen, ihre Lebensfähigkeit und ihre Kraft. Aus ihm zugleich erklärten sich die Feindschaften der Städte gegen einander und die Kämpfe der Corporationen in den Städten, die Kämpfe der Städte gegen den Adel des Landes und die Opposition beider gegen das Reich; mit ihm zusammen endlich hängt jene Unsolidarität des ganzen gesellschaftlichen Lebens, dessen Einseitigkeit ich schon früher mit Beziehung auf die entgegengesetzte Einseitigkeit des orientalischen Lebens hervorgehoben habe.

Wir haben jetzt im Allgemeinen das Terrain kennen gelernt, auf welchem das deutsche Städteleben mit seiner Industrie und seinem Handel die ersten Anknüpfungspunkte für seine Entwickelung fand. Von etwas Anderem als von einem Hausirhandel konnte indeß in Deutschland so lange nicht die Rede sein, als sich das deutsche Volk noch erst den Schauplatz seiner künftigen Thaten durch beständige Kriege gegen Slaven, Normannen und Ungarn zu erkämpfen hatte. Erst nachdem im dreizehnten Jahrhundert der Kampf des germanischen Christenthums gegen das slavische Heidenthum der Ostseeländer durch die Eroberungen der Schwertbrüder und des deutschen Ordens in Esthland, Liefland und Preußen entschieden worden war, konnte hier, an der Stelle des früher nicht unbedeutenden Handels der Slaven, ein eigentlich deutscher Großhandel gedeihen. Sowie hier im Nordosten die Kreuzritter durch ihre Kämpfe gegen die Slaven, so trugen im Südosten Deutschland's die Kreuzzüge gegen die Sarazenen, besonders seit Conradin der Dritte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts sie zur deutschen National-Angelegenheit erhoben hatte, nicht wenig dazu bei, den deutschen Handel aus den Windeln der Kindheit zu befreien und ihm weite Bahnen zu öffnen. Es konnte nicht ausbleiben, daß der um diese Zeit erweiterte Handelsverkehr süddeutscher Städte mit Konstantinopel und später im vierzehnten Jahrhundert auch mit Italien zugleich die Handelsverbindungen des südlichen Deutschland's mit dem Norden und Westen begünstigte. Die Handelsstraßen, welche von den Alpen und den Donauländern nach dem Rhein und den Niederlanden, sowie nach Norddeutschland und den slavischen Ländern führten, wurden immer mehr besucht, und Städte wie Augsburg, Breslau, Cöln und besonders Erfurt, mitten in Deutschland mit seinem Stapelrechte und Straßenzwang, erhoben sich zu bedeutenden Stapelplätzen. Nehmen wir hinzu, daß nicht bloß der Landhandel deutscher Donaustädte, sondern zugleich der maritime Verkehr italienischer Republiken den Kreuzzügen ein neues und frisches Leben verdankte, daß in Folge dieser abenteuerlichen Völkerwanderung nach Osten (besonders seit Balduin von Flandern Herr von Konstantinopel geworden war) auch die Niederländer schon im dreizehnten Jahrhundert mit Italien und dem Oriente einen lebhaften Verkehr unterhielten, und endlich daß damals auf flandrischen Märkten

Venetianer, Genueser und Pisaner mit norddeutschen*) Kaufleuten von den Ostseeländern zusammentrafen, so eröffnet sich uns hier, nach den furchtbaren Stürmen der Völkerwanderung und noch während der Barbarei des Lehnwesens, plötzlich die Aussicht auf einen neuen Welthandel, bei welchem eine bedeutende Rolle zu spielen sich außer den Italienern auch den Deutschen, besonders durch ihre Besitzungen und ihre Herrschaft in der Ostsee, die günstigste Gelegenheit bot.

Der Handel der Deutschen hat seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis etwa um die Mitte des sechszehnten auf die Völker des nordöstlichen Europa's einen ähnlichen Einfluß ausgeübt, wie der Handel der Italiener zur Zeit seiner Blüthe auf die Küstenvölker des mittelländischen und schwarzen Meeres. Die Handelsgröße beider Völker im Mittelalter beruhte so ziemlich auf denselben Ursachen und trat mit sehr ähnlichen Erscheinungen auf. Bei beiden sehen wir freie Municipalitäten der Entwickelung des Nationallebens gleichsam voraufeilen und auf Kosten einer einheitlichen Nationalkraft oder einer einheitlichen Volkswirthschaft Freiheit, Wohlstand und Macht in ihren Mauern zu einer frühzeitigen, fast treibhausartigen Blüthe bringen. Bei beiden mußte durch die noch schlummernde oder schon zusammensinkende Energie der sie umgebenden Nationen, durch deren Mangel an einer tüchtigen Handels- und Kriegs-Marine das Streben nach einem monopolistischen Zwischenhandel zur See geweckt und begünstigt werden. Die Schwäche der inneren und äußeren Zerwürfnisse der Anderen waren eine Hauptursache ihrer eigenthümlichen Größe; das Emporkommen tüchtiger, thatkräftiger, einheitlicher Nationen ward daher später die Hauptveranlassung ihres Verfalles.

Die Versuche, den Zwischenhandel zwischen den sie umgebenden Völkern an sich zu reißen, gelang den norddeutschen Seestädten nicht minder, als den italienischen Republiken, nur mußten sie bei beiden je nach den Völkern, auf welche sie angewandt wurden, eine verschiedene Form annehmen. Die Niederlassungs-Projecte der Italiener bei so gebildeten Völkern, wie die Griechen und Araber, mußten natürlich anders ausfallen, als die der Deutschen bei den Norwegern, Schweden, Dänen und Russen. Die Deutschen wiederum auf ihrem Comptoir in Bergen konnten viel roher, rücksichtsloser und despotischer gegen die Eingebornen verfahren, als sie es z. B. in Flandern und Brabant wagen durften. Die Kaufleute der südwestlichen Niederlande waren den Deutschen an Capitalkraft und Handelsroutine im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert überlegen. Es kam hinzu, daß die flandrisch-brabantischen Städte nicht bloß die Kaufleute dieser oder jener fremden Handelsstadt, sondern die Fremden überhaupt auf ihren Märkten zu sehen wünschten. Sie waren daher sehr zuvorkommend mit der Ertheilung von Handelsfreiheiten und Handelsrechten, aber sie ertheilten sie nach allen Seiten hin. Hier konnten daher die Handels-Niederlassungen der Deutschen nie zu einer so absoluten und rohen Herrschaft wie in den nordischen Reichen gelangen.

Allein wenn es auch den Deutschen seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts und bis zum Ende des fünfzehnten gelang, den auswärtigen Handel der drei nordischen Reiche und Rußland's vollständig von sich abhängig zu machen, und durch Monopole, welche sie sich von schwachen und in ewigen Fehden begriffenen Königen ertheilen ließen, die Einwohner blühender Handelsstädte wie Ber-

*) Ob deutsche Kaufleute auch schon damals einen directen Zwischenhandel zwischen dem Nordosten Europa's und Italien durch die Meerenge von Gibraltar betrieben, ist ungewiß. Urkundlich läßt sich ein solcher Verkehr erst für das sechzehnte Jahrhundert nachweisen. Vgl. Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes. Göttingen 1808. 3r Thl. S. 500.



gen an den Bettelstab zu bringen, so muß man doch von dieser monopolistischen Willkür und, fast möchte ich sagen, zufälligen Größe deutscher Handels-Niederlassungen ihre ursprüngliche, in der Unsicherheit und Rechtlosigkeit des damaligen Völkerverkehrs überhaupt begründete Bedeutung zu unterscheiden wissen.

Wollen wir die Handels-Comptoire des Mittelalters oder vielmehr der Uebergangszeit, mit welcher wir uns hier beschäftigen, unparteiisch beurtheilen, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, wie schwierig es damals für die Kaufleute war, mit dem Auslande Geschäfte zu machen. Es war nicht so leicht, wie heutzutage, und jedenfalls höchst unsicher, einen Fremden im Auslande mit dem An- und Verkaufe von Waaren zu beauftragen. Der so sehr verschiedene Culturzustand verschiedener Länder, die verschiedene Rechtspflege und die einseitige Bevorzugung Einheimischer vor Fremden mußten die heute üblichen Commissions-Geschäfte fast unmöglich machen. Jeder, der einem Ausländer seine Waaren anvertraute, lief jedesmal Gefahr, arg übervortheilt zu werden, und hatte im Falle eines Processes wenig Aussichten, zu seinem Rechte zu gelangen, wenn er ausländischen Gerichten die Schlichtung des Streites überlassen mußte. Es kam also vor Allem darauf an, sich im Auslande durch Landsleute, welche der heimischen Gerichtsbarkeit unterworfen blieben, vertreten zu lassen. Dahin ging auch in der That ursprünglich das Streben sowohl der italienischen wie der deutschen Handels-Niederlassungen.

Das Bedürfniß nach einem rechtlich gesicherten Verkehre, also dasselbe Bedürfniß, welches heutzutage unter gebildeten Nationen in einfacher Weise durch Consuln befriedigt werden kann, war, wie aus allen Urkunden hervorgeht, die erste Veranlassung zur Bildung jener Gesellschaften deutscher Kaufleute in fremden Ländern, welche später, als sie durch einen mächtigen Bund niederdeutscher Städte vertreten wurden, unter dem Namen „Hanse" so berühmt geworden sind. Es lag im Charakter jener Zeit, daß diese Handels-Gesellschaften die Form eines Staates im Staate annahmen, daß ihre Niederlassungen mehr das Aussehen einer Festung oder Zwingburg, als das eines Comptoirs und Handelsgerichtes hatten. Die Feindschaft der Nationen gegen einander erforderte ein festes und selbst bewaffnetes Zusammenhalten der Landsleute, und wiederum die Barbarei und Zerwürfniß im Innern der Nationen brachte es mit sich, daß die einzelnen Stände sich schroff von einander trennten und ohne Rücksicht auf die Gesammtheit, bloß dem eigenen Vortheile folgend und der eigenen Kraft vertrauend, ihre Rechtsgewohnheiten ausbildeten und geltend machten. Der Kaiser, die Barone, der städtische Magistrat, die verschiedenen Gewerbs-Gilden, kurz Jeder dachte bei der allgemeinen Barbarei und Verwirrung nur zunächst an sich und seine eigenen Interessen. Von Volksleben, Volksrecht und Volkswirthschaft konnte noch nicht die Rede sein, von einem National-Handel ebenso wenig. Was nun in Beziehung auf den inländischen Handel Kaufmanns-Gilde hieß, das ward in Beziehung auf den auswärtigen Handel „Hanse" genannt. Diese Hansen suchten sich im Auslande durch Landsleute, welche dem heimischen Rechte unterworfen blieben, vertreten zu lassen: das war, wie gesagt, die erste Veranlassung des später so mächtigen, hanseatischen Bundes. Zu Anfang, so scheint es nach den Urkunden, verschafften sich diese Kaufmanns-Gesellschaften auch ohne Vermittelung ihres städtischen Magistrats von den fremden Herrschern Vorrechte und Freiheiten. Ueberdieß handelten die Hansen der verschiedenen deutschen Städte zuerst unabhängig von einander im Auslande. So besaßen die Kaufleute der Stadt Cöln im zwölften Jahrhundert in London ihr eigenes Haus unter dem Namen der cölnischen Gildehalle. Später ward auch den Hamburgern, Lübeckern und Anderen von Heinrich III. das Recht ertheilt, daß sie gegen

Erlegung der üblichen Abgaben, gleich den Cölnern, ihre Hanse haben durften. Plötzlich im dreizehnten Jahrhundert hören wir von Verträgen, welche sämmtliche niederdeutsche Kaufleute in London mit den königlichen Beamten daselbst abschließen. Die Engländer sprachen damals von den Kaufleuten der deutschen Hanse; allein von einer Hansa deutscher Städte, von einem mächtigen Städtebunde, welcher die Kaufmanns-Hansen in letzter Instanz vertrat, welcher die Handels-Comptoire controlirte und deren Rechte und Usurpationen Königen gegenüber mit bewaffneter Hand zu vertheidigen wußte, von einer solchen gemeinschaftlichen Verbindung der niederdeutschen Städte und Kaufleute ist erst in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Rede.

Damals war es zuerst der König von Norwegen und Schweden, welcher den niederdeutschen Städten als einer Gesammtheit, unter dem zu einer beliebigen Ausdehnung sehr geeigneten Namen „deutsche Hansa," Rechte und Freiheiten bewilligte, weil er ihrer Hilfe gegen den König von Dänemark bedurfte. Die unglücklichen Kriege des dänischen Königs Waldemar III. während der Jahre 1361—1370 zwangen bald auch ihn zur Anerkennung und Begünstigung des mächtigen Städte- und Handelsbundes. Im Westen, d. h. in England, in Flandern und Brabant, kommt der Name „deutsche Hanse" in dieser Bedeutung urkundlich erst später vor.

Die Frage also, welche man so häufig hört: wann ist die Hanse entstanden? ist ihrer Allgemeinheit wegen gar keine Frage, sondern nur ein Beweis, daß der Fragende von der Geschichte des deutschen Mittelalters gar Nichts versteht. Will man mit dieser Frage Etwas erreichen und ihre Beantwortung möglich machen, so muß man sie auf der Stelle specialisiren, und zuvörderst die Wirksamkeit deutscher Kaufmanns-Vereine oder Hansen im Auslande von der Vertretung derselben durch die Städte unterscheiden. Ferner muß man die Rechte dieser oder jener niederdeutschen Handelsstadt von dem Rechte niederdeutscher Städtebündnisse zu trennen wissen, und endlich die allmälige Verschmelzung der verschiedenen Bündnisse zu der einen mächtigen Verbindung hanseatischer Städte Niederdeutschland's berücksichtigen. Den Ursprung aller dieser Verhältnisse aber urkundlich nachzuweisen ist deßhalb unmöglich, weil man sich zur Zeit ihres Ursprunges weniger als unsere Alterthumsforscher für die Abfassung schriftlicher Urkunden und bedeutend mehr für wirkliche lebensvolle Thaten interessirte. Urkundlich läßt sich bis jetzt darüber so wenig sagen, daß selbst derjenige unter den Geschichtschreibern der Hansa, welcher allein den Namen eines Geschichtschreibers derselben verdient, ich meine den Freiherrn Sartorius, in Beziehung auf die vielen gelehrten Fabeln, welche über den Ursprung hanseatischer Verhältnisse umlaufen, die Meinung eines Franzosen adoptirte, der mit der Offenheit seines National-Charakters geradezu erklärte: l'histoire n'est autre chose que des mensonges convenus!

Gewiß ist, daß der Gesammt-Verein niederdeutscher Städte und Kaufleute, welcher gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts so glücklich gegen Dänemark kämpfte, seine Handelsherrschaft im Nordosten bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts behauptete. Während dieser Periode vorzüglich gelang es den Hansen, den unmittelbaren, wechselseitigen Verkehr der nordöstlichen mit den westlichen Völkern zu verhindern und sich beiden als Zwischenhändler aufzudrängen. Auf diesem Zwischenhandel beruhte die eigentliche Kraft und Größe des Bundes, und wenn es auch nicht ausbleiben konnte, daß durch eine solche monopolistische Beherrschung fremder Märkte einzelnen Producten der deutschen Industrie, z. B. groben Tuchen und Metallwaaren, der Absatz erleichtert

wurde, so haben doch die Leiter des Bundes nur stets ein rein kaufmännisches Interesse verfolgt. Es war ihnen nicht darum zu thun, die deutsche Industrie zu heben, sondern nur, durch einen monopolistischen Zwischenhandel reich zu werden. In Rußland und Norwegen wünschte man damals flandrische und englische Tuche; in Flandern und England brauchte man Schiffsbauholz und andere Producte des Nordens. Den hansischen Kaufleuten war es natürlich einerlei, wo die Producte herkamen, durch deren Austausch sich ihnen ein reicher Gewinn in Aussicht stellte. Sie strebten nur dahin, den Norden und Westen möglichst fern von einander zu halten, und verlangten, daß der Waarenaustausch bloß auf ihren Schiffen und durch ihre Hände geschähe.

Daß die einst so schwachen Niederlassungen deutscher Kaufleute, welche nichts Anderes als einen rechtlich gesicherten Verkehr mit dem Auslande beabsichtigten, zu einer solchen Macht gelangten, lag zum Theil in dem festen Zusammenhalten niederdeutscher Städte, zum Theil in den Fehden der drei nordischen Reiche, zum Theil in den innern Kämpfen Rußlands, zum Theil endlich in der Schwäche der holländischen und englischen Marine. Wer durch diesen Zwischenhandel der Deutschen Schaden litt, das waren zunächst wiederum, was wohl zu beachten ist, nicht die Consumenten oder die Gewerbtreibenden der fremden Völker, sondern die fremden Kaufleute, welche ihrer Nation ebenso monopolistisch gegenüber standen, wie die deutschen Kaufleute ihren eigenen Landsleuten. Hätten die hansischen Kaufleute z. B. in Bergen nicht den unmittelbaren Verkehr der Norweger mit den Fremden verhindert, so hätten es die norwegischen Kaufleute selbst gethan. Es war nicht anders zu erwarten, als daß auch der Handel das Modekleid jener Zeit, die Zunftjacke, anzog, und als Handelsgilde, so viel er es nur immer konnte, den monopolistischen Einkauf und weiteren Verkauf der Landesproducte für sich als ein Recht in Anspruch nahm. Besonders von den Landbewohnern suchten die Städter durch Stapelrechte den billigen Einkauf der Waaren zu erzwingen. Es kam aber auch nicht selten vor, daß verschiedene Handelsstädte desselben Landes solche Stapelgerechtigkeiten gegen einander geltend machten. Alle Lebensverhältnisse waren vereinzelt und in sich selbst zersplittert. Der Landmann lag im Streite mit dem Städter, der Städter mit dem Adel, der Adel mit dem Kaiser; der Kaufmann ging seinen Weg ebenfalls für sich und suchte alle Anderen nach Kräften auszubeuten; mit einem Worte, der germanische Sinn für Zersplitterung hatte ein einheitliches Staatsleben in einer Weise unmöglich gemacht, daß der Fortschritt der menschlichen Entwickelung nur noch durch gewaltsame Maßregeln, mochten sie nun vom Throne oder vom Volke ausgehen, hervorgerufen werden konnte. Solche gewaltsame Umwälzungen, aus denen später ein einheitliches Staats- und National-Leben hervorgegangen ist, mußten auch den Handel aus seiner Vereinzelung herausreißen. Der Handel einzelner Städte und Stadtbündnisse mußte zum National- und Staats-Handel werden, und damit wurden zugleich die monopolistischen Zwingburgen oder Handels-Comptoire der Hansen unhaltbar. Wer wollte sich nicht freuen über dieses Zusammenbrechen veralteter Institutionen, welche auch die Hanse mit in ihren Sturz hineinzogen! Was für Deutschland zu bedauern ist, das ist nicht der Untergang der Hanse, sondern das Fortschreiten auf dem alten Wege der Zersplitterung, während andere Völker mit kühner Entschlossenheit das Ziel einer Staats- und National-Einheit verfolgten. Auch Italien mußte wie Deutschland aus Mangel an National-Kraft seine Bedeutung für den Welthandel verlieren, sobald das Emporkommen kräftiger, mit ihm concurrirender Nationalitäten noch durch die Auffindung neuer Handelswege begünstigt wurde. Beide Völker wurden von demselben Schicksale heimgesucht.

Es ist wohl gesagt worden, die Entdeckung der neuen Seewege habe auch den Verfall des deutschen Handels herbeigeführt. Diese Behauptung ist indeß viel zu allgemein, als daß sie sich rechtfertigen ließe, und verwechselt zugleich die äußere Erscheinung mit der Ursache. Man kann nur sagen, Deutschland war in Folge seiner politischen Zustände zu schwach, um sich an den Vortheilen des veränderten Waarenzuges zu betheiligen; es war durch innere Kämpfe zu sehr in Anspruch genommen, um die inländische Industrie schützen und dem ausländischen Handel hinlänglich weite Bahnen öffnen zu können. Augsburg und Nürnberg versuchten es Anfangs, an dem Handel nach Ostindien Theil zu nehmen und in Südamerika Niederlassungen zu gründen. Aber was vermochten einzelne Städte gegen eine energische Concurrenz ganzer Völker! Der deutsche Handel war bis dahin nichts Anderes gewesen, als der Handel von Städten, die wie Oasen in der Wüste der deutschen Barbarei lagen. So lange freilich, als auch die andern Länder noch an den Folgen der Völkerwanderung laborirten, gelang es dem Bunde deutscher Städte, dem Auslande Gesetze vorzuschreiben. Selbst während dieser Zeit schon geriethen indeß nicht selten die Glieder dieses Vereins mit einander in Streit; überdieß bildeten die der Hansa fernliegenden süddeutschen Städte ihre eigenen Vereine und traten den Hansen auf niederländischen Märkten oft feindlich gegenüber; und was vermochte später die Einheit solcher vom Kaiser und Reich isolirten Städtebündnisse gegen die staatliche Einheit ganzer Nationen!

Die Entdeckung neuer Seewege lieferte höchstens den Beweis von der deutschen Schwäche, sie war nicht die Ursache derselben. Die Schwäche Deutschland's zeigte sich aber bei dieser Gelegenheit nicht in allen Theilen Deutschland's gleichzeitig und in derselben Weise. Auf die süddeutschen Städte, welche damals hauptsächlich mit Italien in Handelsverbindungen standen, mußte natürlich der veränderte Waarenzug ebenso wie auf die italienischen Städte augenblicklich nachtheilig einwirken. Der norddeutsche Städtebund dagegen, dessen Handelsgröße auf dem Zwischenhandel zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Europa, sowie zwischen England und den Niederlanden beruhte, ward von den neuen Verhältnissen nicht unmittelbar berührt. Der Hansa schadeten die Entdeckungen zunächst nur dadurch, daß sie den Handel und die Schifffahrt der mit ihr concurrirenden Völker kräftigte.

So ward denn am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Verfall des deutschen Handels von allen Seiten, wenn auch auf verschiedene Weise, durch das Emporkommen mächtiger Nationen und durch die Zersplitterung Deutschland's eingeleitet. Die erste bedeutungsvolle Niederlage erlitt der Handel der Hansa im Nordosten, in Rußland, wo die unabhängige, souveräne Stellung der Städte Nowgorod und Pleskow sich schlecht mit den Plänen des Zaren Iwan Wasiljewicz, sein Volk von der Herrschaft der Tartaren zu befreien und ein mächtiges, einiges Reich zu gründen, vertrug. Nowgorod, wo das Haupt-Comptoir der Hansen für den russischen Handel sich befand, verlor im Jahre 1478 seine Freiheit, und im Jahre 1494 wurden auch die Besitzungen der hansischen Factorei daselbst confiscirt. Von nun an mußten sich die Hansen damit begnügen, den Handel mit Rußland über Liefland zu führen. Allein bei dieser Gelegenheit zeigte sich deutlich, auf wie schwacher Basis der Städtebund ruhte. Die einzelnen Städte hielten nämlich nur so lange zusammen, als sich dieß mit ihrem Privatvortheile vertrug. Die liefländischen und preußischen Hansestädte suchten bald den westlicher gelegenen Städten des Bundes den Handel nach Preußen und Liefland zu erschweren. Im Jahre 1532 gelang es freilich der

Hansa wieder, in Narwa ein Haupt-Comtoir zu gründen; allein damals hatte sie in diesen Gegenden bereits mit der Concurrenz der Holländer, Engländer, Schweden und Dänen zu kämpfen, und als endlich die Engländer im Jahre 1553 den Seeweg nach der russischen Küste des weißen Meeres auffanden und von hier aus den Handel mit Rußland betrieben, ging der russische Handel der Hansa für immer verloren.

Diese Niederlage der Hansa in Rußland war für sie ein um so größerer Verlust, da, wie ich schon früher sagte, ihre Handelsgröße hauptsächlich auf dem Zwischenhandel zwischen dem Nordosten und Südwesten beruhte. Blicken wir jetzt nach Westen, so wußten die Deutschen es dort nicht zu verhindern, daß sich die Niederländer immer entschiedener von ihnen trennten. Dazu kam die Eifersucht, mit welcher die hanseatischen Städte der nördlichen Niederlande beständig den blühenden Handel der Ostseestädte betrachteten. Schon in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts erschienen sie mehr als Concurrenten, denn als Verbündete der Hansen in den nordischen Gewässern, und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ward Amsterdam ein fast ebenso bedeutender Handelsplatz für den Verkehr des südwestlichen mit dem nordöstlichen Europa als Antwerpen. Vollständig endlich ging der Handel der deutschen Hansa in den Niederlanden an die Holländer über, als der südliche Theil des Landes, wo sie ihre bedeutendsten Geschäfte machten, durch die Kriege der Spanier verwüstet, als Antwerpen im Jahre 1585 erobert wurde, und als im Norden jene mächtige Republik entstand, welche eine Zeit lang den Engländern die Beherrschung der Meere streitig machte.

In England gestalteten sich die Verhältnisse nicht minder unglücklich für die Hansen; auch hier ward die Gründung eines einheitlichen Staatslebens die Ursache ihres Verderbens. Mochten auch noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts englische Könige der Hansa manche Vorrechte gewähren, so machte doch damals schon die unter dem Namen der Adventurer so berühmt gewordene englische Kufmannsgesellschaft bedeutende Geschäfte mit dem Auslande. Schon Edward III. hatte es versucht, diejenige Industrie, auf welcher Englands auswärtiger Handel vorzugsweise beruhte, die Woll-Manufactur, in allen ihren Theilen zu heben und vom Auslande unabhängig zu machen. Er verbot die Ausfuhr roher Wolle, befahl den Engländern, bloß englisches Tuch zu tragen, und suchte die Fabrication desselben auch dadurch zu verbessern, daß er Tuchweber aus den Niederlanden kommen ließ. Allein die englischen Könige konnten damals noch nicht die Zolleinnahme, welche ihnen der weit ausgedehnte Zwischenhandel der Hansen einbrachte, entbehren; sie sahen sich daher nicht selten genöthigt, den Handel und die Industrie ihres Landes den Fremdlingen wieder Preis zu geben. Erst im sechzehnten Jahrhundert wurde die Ausfuhr englischer Wollzeuge durch englische Kaufleute bedeutend, und besonders nachtheilig mußte damals für den deutschen Handel sowohl als für die deutsche Industrie das Verbot der englischen Regierung sein, ungefärbte und ungeschorene Tuche aus England auszuführen; denn bis dahin hatten die niederdeutschen Städte einen nicht geringen Gewinn aus der weiteren Verbreitung dieser Stoffe gezogen. Was aber vermochte Deutschland bei der Zerrüttung seines Reiches zur Hebung der Industrie und zum Schutze seines Handels zu thun, als es endlich der kräftigen Regierung der Königin Elisabeth gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gefiel, das hansische Comptoir in London zu Gunsten des englischen Volkes zu schließen!

Den Schweden und Dänen, welche sich die absolute Handelsherrschaft der Deutschen nur aus Noth hatten gefallen lassen, kam natürlich das Erscheinen so mächtiger Concurrenten, wie die Holländer und Engländer, in den Gewässern

des Nordens sehr gelegen. Auch ihnen gelang es, besonders seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die Hansen von ihren Märkten auszuschließen.

Eine Zeit lang schien es, als würden die Deutschen für den Verlust ihrer Comptoire in den Niederlanden einen Ersatz in Handelsverbindungen mit Spanien finden. Die Kämpfe der Spanier und Niederländer mußten diese Hoffnung erregen. Auch hob sich in der That gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Handel der Deutschen mit Spanien und Portugal, der sich früher auf niederländischen Märkten concentrirt hatte. Allein auch hier gelang es den Holländern, die Hansen wieder zu verdrängen, wozu zum Theil wohl auch die Feindschaft der Spanier gegen den Protestantismus der Deutschen beitrug.

Wie sah es während dieser Zeit in Deutschland selbst aus? von welchem Einflusse war der Verfall des auswärtigen Handels auf seine inneren Zustände? Daß unter so ungünstigen Verhältnissen, wie die eben geschilderten, der Wohlstand des Landes sich vermindern mußte, ist leicht einzusehen; wir würden uns indeß eine irrige Vorstellung von Deutschland's Lage machen, wollten wir uns den damaligen Verfall seiner Städte und seines innern Verkehrs in allen Theilen des Reiches gleichzeitig und gleichmäßig denken. Durch die Entdeckung neuer Seewege litten, wie ich schon oben bemerkte, unmittelbar und zunächst die Städte des südlichen Deutschland's, die, wie Augsburg und Nürnberg, durch den Verkehr mit Italien über die Alpen reich geworden waren. Von dem Verfalle dieser süddeutschen Städte war dann wieder ein verminderter Handel von Erfurt und Braunschweig die Folge, welche bis dahin den Verkehr zwischen Süd- und Norddeutschland vermittelt hatten.

Der norddeutsche Städtebund dagegen empfand die veränderte Richtung der Handelswege nur mittelbar durch die Erstarkung seiner Concurrenten. Besonders nachtheilig wirkte der Verfall des Bundes auf die Städte der Ostsee, während Hamburg und Bremen sich aus dem allgemeinen Schiffbruche retteten. Besonders Hamburg's Lage war, der furchtbaren Zerrüttung Deutschland's gegenüber, eine glänzende zu nennen. Es war ihm nicht zu verdenken, daß es sich nicht mehr an der unhaltbar gewordenen Opposition der Ostseestädte gegen die nordischen Reiche betheiligen mochte, und keine Lust verspürte, seine Kräfte an die Vertheidigung eines Bundes zu vergeuden, der nur noch ein bloßer Name war. Der Bund war nicht mehr zu retten, eine neue Zeit war im Anzuge, und es handelte sich für die Zukunft des deutschen Handels nur um die Frage: ob Deutschland, wie die andern Länder, im Stande sei, sich zu einem kräftigen Staats- und National-Leben emporzuschwingen?

Während Hamburg, Bremen und auch Lübeck, abgesondert von den übrigen Bundesstädten, ihre Privat-Interessen im Auslande nicht ohne Glück verfolgten, gelang es auch Frankfurt am Main und Leipzig, ihre errungene Bedeutung zu behaupten; Frankfurt besonders durch seine Handels-Beziehungen zu dem immer kräftiger emporstrebenden Holland, Leipzig durch seine günstige Lage für die Vermittelung des nordöstlichen und südöstlichen Verkehrs.

Sowie die Stadt Frankfurt, so zogen auch einige Gegenden Westphalen's aus dem erweiterten Handel Holland's, der so viel zur Auflösung des hansischen Bundes beitrug, ihren Vortheil. Aus Westphalen, sowie aus Schlesien und noch manchen andern Theilen Deutschland's, ward damals nach den Niederlanden, England, Spanien und von hier selbst schon nach Amerika viel Leinwand ausgeführt, während die Schafzucht, die Tuchweberei und mit ihr die Färberei immer mehr in Verfall geriethen.

So sehen wir auf der einen Seite Vortheil, auf der andern Nachtheil, auf der einen Gewinn, auf der andern Verlust, und wenn auch der Wohlstand vieler

Städte durch den Verfall der Hansa und die veränderte Richtung der Handelswege abnahm, so läßt sich doch nicht sagen, daß sich nun mit einem Male das Elend über ganz Deutschland verbreitete, und daß der Wohlstand unseres Vaterlandes durch jene beiden Thatsachen vollständig zerstört wurde. Es blieb noch viel Baumaterial für ein stattliches Gebäude übrig, aber es fehlte leider ein tüchtiger Architekt!

Es war ein tragisches Geschick für Deutschland, daß es für den Geist der individuellen Freiheit kämpfen mußte zu einer Zeit, als es darauf ankam, zu einer staatlichen Einheit zu gelangen. Zu einer Zeit, als der Kaiser eines Richelieu bedurfte, erschien Luther, und während andere Völker aus der Barbarei des Mittelalters ihre nationale Einheit und ihre staatliche Größe retteten, kämpften die Deutschen für die Freiheit des Gedankens und für den Fortschritt der Menschheit!

Dieser Kampf war die einzig große That unserer ganzen Geschichte, eine That, wie es deren wenige gibt, und die nur in ihrer späteren praktischen Vollendung, durch die französischen Freiheitskämpfe, ihres Gleichen gefunden hat. Aber unheilvoll mußte es für uns werden, daß sich bei uns zwischen Theorie der Freiheit und deren Praxis Jahrhunderte legten, und noch schlimmer, daß wir diese Praxis einem andern Volke überließen.

Als der Protestantismus in's Leben trat, kam es nicht bloß für Deutschland, sondern für ganz Europa darauf an, die in roher Weise auseinander gerissenen Elemente des gesellschaftlichen Lebens zu einem harmonischen Ganzen umzugestalten; es galt, der individuellen Freiheit in einer kräftigen Staatsverfassung eine feste Basis zu geben. Zum Unglück, wenigstens für den Augenblick, theilten sich die Völker in diese Aufgabe. Die einen führten, wie in Fieber-Paroxysmen, den Bau einer hohlen, vom Leben getrennten Staatseinheit auf, die Deutschen dagegen schwärmten für die kosmopolitische Freiheit des individuellen Lebens.

Für einen Augenblick schien es, als hätte Deutschland die ganze Bedeutung seiner Aufgabe begriffen, als sei es bereit, nicht bloß für die Idee, sondern auch für die Praxis der Freiheit in die Schranken zu treten. Darauf deutet die heftige Opposition, welche von Männern wie Carlstadt und Storch gegen Luther's einseitiges Streben, eine vom Leben getrennte staatliche Kirche und neben derselben einen confessionellen Staat zu gründen, erhoben wurde. Das Volk verlangte mehr, als ein politisches Anschmiegen der Priester an die vielen Fürsten Deutschland's, es verlangte mehr, als die bloß heuchlerische Freiheit und Gleichheit vor Gott, es wollte, daß auch die Knechtschaft auf Erden aufhöre und daß der Protestantismus eine Wahrheit werde.

Gegen Luther's bloß theologische Auffassung der christlichen Lehre waren die kriegerischen Schaaren der Bauern leicht zu gewinnen, welche für jene Charte der praktischen Freiheit und Gleichheit kämpften, die unter dem Namen der zwölf Artikel so berühmt geworden ist und uns, trotz aller Declamationen einiger Gelehrten über die Handelsgröße und den Reichthum der mächtigen Hansa, einen tiefen Blick in das furchtbare Elend des deutschen Volkes, sowie in die Rohheit der ritterlichen Romantik und die Zweideutigkeit des protestantischen Priesterthums werfen läßt.

Der Handelsreichthum einiger deutschen Städte, die Macht des deutschen Adels und die Theologie des Protestantismus — sie alle waren nur Erscheinungen desselben Geistes der bis zur Zersplitterung getriebenen Unabhängigkeit und der Rücksichtslosigkeit gegen die Bedürfnisse der zahlreichsten Classe des Volkes. Die Einseitigkeiten dieses Geistes zu bekämpfen, fehlte es den Bauern damals an

Führern, die ihrer Sache ehrlich ergeben waren; denn erblicken wir auch hinter ihren Reihen wahrhaft ritterliche Gestalten, wohl fähig, die Zügel des Staates zu führen, so scheinen diese doch mehr nach fürstlicher Gewalt oder dem kaiserlichen Purpur, als nach der Freiheit ihre Hand auszustrecken.

Als nun noch Luther mit wahrhaft mönchischem Fanatismus die Freiheitsbestrebungen seines Volkes verwünschte und den Egoismus der Fürsten heilig sprach, als er dem Protestantismus jene Richtung gab, welche nur noch an theologischen Floskeln und Dogmen Geschmack fand, und mit blindem Eifer Diejenigen verfolgte, welche eine gerechte Vertheilung der Lasten und Güter dieses Lebens verlangten, — da verlor das Streben Deutschland's nach individueller, ächt menschlicher Freiheit, welches der hohlen Staatsform anderer Länder gegenüber ein so reiches Leben in sich barg, allen Halt.

Von nun an ward Deutschland der Schauplatz der willkürlichsten Fürstenherrschaft und verwüstender Religionskriege. Die Städte, deren Unabhängigkeit und Macht auf der Uneinigkeit des Landadels und der Schwäche der Kaiser beruhte, verloren ihre Souverainetät durch das, vom Protestantismus so sehr begünstigte Emporkommen unabhängiger Landesfürsten. Es mußte daher auch das Band, welches die hansischen Städte zusammenhielt, immer lockerer werden, bis es endlich durch den dreißigjährigen Krieg vollständig aufgelös't wurde.

Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges gab es wenig Gegenden in Deutschland, die nicht Trümmerhaufen glichen. Die Landwirthschaft lag darnieder und der Land besitzende Adel fand nur Geschmack an Krieg und Jagd. Die Macht und die Herrschaft der Städte war gebrochen, die Fortbildung der Industrie durch eine einseitige Zunftverfassung gehemmt und das Emporkommen eines freien Bürgerstandes wurde durch die Zersplitterung Deutschland's und die Schwäche des Reichs-Oberhauptes unmöglich gemacht. Was war unter solchen Umständen von Deutschland für die Gesammtausbildung des industriellen Lebens zu erwarten! In der That, hier konnte nur eine Schloß- und Burgwirthschaft, die Wirthschaft einzelner Städte und Districte, aber keine Volkswirthschaft gedeihen, und es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß Deutschland nicht, wie England und Frankreich, durch Systeme der National-Oekonomie berühmt geworden ist.

Literatur.

Wer den Handel Deutschland's während dieser Periode zum besonderen Gegenstande seiner Studien machen will, hat hauptsächlich folgende Schriften zu berücksichtigen:

1) Sartorius, Geschichte des hanseatischen Bundes. 3 Thle.
2) Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa von Sartorius, herausgegeben von Lappenberg.
3) Burmeister, Beiträge zur Geschichte Europa's im sechzehnten Jahrhundert, aus den Archiven der Hansestädte.
4) Höfler, Ueber den Verfall des deutschen Handels im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.
5) Schaab, Geschichte des rheinischen Städtebundes, gestiftet 1254.
6) Gemeiner, Ueber den Ursprung der Stadt Regensburg und aller alten Freistädte.
7) Ueber den Bauernkrieg ist noch immer Zimmermann's bekanntes Werk die ausführlichste Bearbeitung, die zugleich ansprechend geschrieben ist. Weil hat den Stoff dieses Werkes zu einer sehr pittoresken Schilderung des Bauernkrieges in französischer und deutscher Sprache benutzt. Sein Buch erschien zuerst in einzelnen Aufsätzen in der Revue der Fourieristen, „la Phalange“, und fand in Frankreich vielen Beifall. Endlich hat noch Bensen eine sehr gründliche Arbeit über den Bauernkrieg in Ostfranken geliefert. Es sind bis jetzt noch manche Quellen, welche über den Bauernkrieg Aufschluß geben können, unbenutzt geblieben. So finden sich unter Anderem in dem Staats-Archiv zu Weimar für die Geschichte desselben wichtige Actenstücke.

Zweite Epoche.

Die nationale Handelspolitik der Staaten bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts,

oder:

Von der Entdeckung Amerika's bis zum Befreiungskriege der Amerikaner und dem Ausbruche der französischen Revolution.

1) Die Handelssysteme.

Hier ist der Ort, Einiges über die Handelssysteme zu sagen, denn sie können in industrieller Beziehung als das Bewußtsein gerade der Zeit betrachtet werden, mit welcher wir uns von jetzt an zu beschäftigen haben. Die so eben geschilderte Periode war das Zeitalter der Völkerverwirrung und der Völkerwanderung, da die einander verwandten Völkerstämme sich suchten und die ihnen feindlichen Elemente von sich ausschieden, um sich zu einem einheitlichen National-Leben zu gestalten. Alle jene Völkerkämpfe aber, an denen die Uebergangszeit so reich ist, geschahen ohne Bewußtsein von dem Ziele, welches durch sie erreicht worden ist. Jeder Volksstamm, jede Race, welche wir an diesem Kampfe betheiligt sehen, strebte nach Alleinherrschaft, nach Universal-Monarchie. Die Unterwerfung der übrigen Völker, die Herstellung einer äußerlichen Einheit des Völkerlebens: auf nichts Anderes ging der Sinn und die Thatkraft der Kämpfenden, und dieses Streben ward durch die damals zur Herrschaft gelangenden Religionen des Katholicismus und des Mahomedanismus mächtig gefördert. Das Resultat dieses Kampfes aber war die scharfe Trennung der Völker, die Bildung gleichzeitig herrschender, mächtiger Staaten, das Streben nach einer, auf nationaler Basis ruhenden, staatlichen Einheit und somit jene internationale Politik, welche bald in die Einseitigkeit der völkerrechtlichen Mechanik und, was Industrie und Handel betrifft, in Bilanz-Rechnungen ausartete.

Nach dem Aufhören der Völkerwanderung und der ihr zunächst folgenden Barbarei hatte die Civilisation eine breitere Basis gewonnen. War sie im Alterthume durch vereinzelte Städte und vereinzelte Völkerschaften repräsentirt gewesen, so wurden jetzt die sporadisch verbreiteten Elemente des gesitteten Lebens wenigstens äußerlich durch Nationalitäten zusammengehalten. Der Kampf vereinzelter Städte gegen die Barbarei ganzer Völker war zum Wettkampfe von Nationen geworden, die auf derselben Stufe der Civilisation standen.

Diese Wendung der Dinge mußte auch auf dem Gebiete der Industrie eine wesentliche Aenderung herbeiführen. Die verschiedenen Zweige der Industrie, welche früher kastenartig getrennt und von verschiedenen Volksstämmen vertreten worden waren, mußten ihre isolirte Stellung aufgeben und durch ihre gleiche Abhängigkeit von der höheren Einheit des National- und Staatslebens zu einer beständigen Wechselwirkung und zur Verfolgung eines Gesammtzweckes veranlaßt werden.

Der Handel einzelner Städte oder Städtebündnisse konnte als monopolistischer Zwischenhandel zwischen den verschiedenen Nationen nicht mehr fortbestehen, sobald die Völker, auf deren Kosten sie sich bereichert hatten, zur staatlichen Einheit gelangten und dadurch in den Stand gesetzt wurden, kräftige Maßregeln zur Hebung der eigenen Industrie und des eigenen Handels zu ergreifen. Ein Handel, wie ihn die Italiener und Hanseaten trieben, war nur möglich, so lange als die übrigen Völker durch die Institutionen der Feudalität daran gehindert

wurden, ihre Kräfte zu concentriren, und ebenso wie die verschiedenen Stände, so auch die von einander getrennten Bestandtheile des industriellen Lebens, Ackerbau, Manufacturen und Handel, dem Gesammtzwecke des Staates unterzuordnen.

Dem Zwischenhandel einzelner Städte und Städtebündnisse trat der Nationalhandel gegenüber, und zugleich mit diesem Gegensatze mußte ein anderer, nämlich der zwischen Privat- und Staatswirthschaft, immer stärker hervortreten, indem durch den Kampf der Nationalitäten die Einzelnen zum Gesammtwirken aufgefordert und auf ihr gleichberechtigtes Verhältniß, dem Ganzen des gesellschaftlichen Lebens gegenüber, hingewiesen wurden. Je mehr der National-Enthusiasmus und die National-Feindschaft erwachte, je mehr der Einzelne sich als Glied eines höhern Ganzen fühlen lernte, desto mehr mußten die vielen Corporationen und Stände, welche das Gesammtleben absorbirten und für sich allein in Anspruch nahmen, als ein Hemmniß für das Gedeihen des bürgerlichen Lebens erkannt werden. Daß in diesem Punkte das Interesse der Monarchen mit dem des dritten Standes zusammenfiel, ist eine zu sehr bekannte Thatsache, um sie hier weitläufiger zu besprechen.

Indem ich aber hier die kräftige Entwickelung des National-Lebens als Epoche machend für die Geschichte der Industrie und des Handels hervorhebe, und handeltreibenden Städten handeltreibende Nationen gegenüberstelle, kann ich nicht umhin, den Begriff der National-Wirthschaft näher zu bestimmen.

Mit Unrecht werden noch immer die Wörter National-Wirthschaft und Staats-Wirthschaft für gleichbedeutend genommen. Es ist dieß ein Zeichen, daß man noch keine klare Vorstellung von der Wissenschaft hat, welche man mit diesem Namen belegt. Auffallend aber ist es, daß gerade die Deutschen sich diese Sprachverwirrung zu Schulden kommen lassen, und, während Engländer und Franzosen bloß von einer politischen Oekonomie sprechen, beständig das Wort National-Oekonomie im Munde führen. Unsere vielen kleinen Staaten in Deutschland bilden, dünkt mich, einen hinlänglich scharfen Contrast gegen ein einheitliches National-Leben, um auf den Unterschied einer Staats- und National-Oekonomie aufmerksam zu machen. Der deutsche Zollverein ist eine der National-Wirthschaft angehörige Maßregel, die aber leider ebenso, wie die immer einseitiger werdenden Debatten über Differenz-Zölle und gemeinsame Schifffahrtsgesetze, über das Interesse der deutschen Küste und das des Binnenlandes, deutlich zeigt, wie unheilvoll bei uns das National- und Staats-Leben auseinander gefallen ist, und mit wie kümmerlichen und complicirten Mitteln ein Volk sich behelfen muß, bei dem das National-Leben, statt der staatlichen Entwickelung vorherzugehen und ihm als kräftige Stütze zu dienen, einige Jahrhunderte zu spät seine Ansprüche geltend macht.

Ich würde mich hier nicht auf den Unterschied der National- und Staats-Wirthschaft näher eingelassen haben, wenn es nicht für die Handelsgeschichte und für das Verständniß der Handelssysteme von Wichtigkeit wäre, denselben festzuhalten.

Den Verfall der Hanse und der italienischen Republiken sahen wir hauptsächlich durch das Emporkommen mächtiger Nationen veranlaßt, welche durch Schutzmaßregeln zu Gunsten der eigenen Industrie und Schifffahrt den Zwischenhandel deutscher und italienischer Kaufleute immer mehr beschränkten. Jede Nation suchte ihre eigenen Kaufleute vor den fremden zu begünstigen. Der Handel also bekam eine nationale Färbung. Dieser National-Handel war der natürliche und nächste Gegensatz zu dem kosmopolitischen Zwischenhandel. Der kosmopolitische Handel nahm keine Rücksicht weder auf die Landwirthschaft, noch

auf die Industrie einer bestimmten Nation; er war nicht darauf bedacht, durch Gründung einer heimischen Industrie den Völkern auf die Dauer eine unabhängige und einflußreiche Stellung zu verschaffen. Sein Grundsatz, seine Politik war die Politik vereinzelter Kaufleute, welche nach nichts Weiterem strebten, als ihre Waaren dort einzukaufen, wo sie am Billigsten sind, und dort wieder zu verkaufen, wo sie am Theuersten sind. Was kümmert den einzelnen Kaufmann die Nation, was kümmert ihn die Zukunft seines Volkes! Es kann ihm natürlich nur darauf ankommen, sich augenblicklich und so rasch wie möglich zu bereichern, gleichviel, ob die Nation dabei gewinnt oder verliert.

Eine solche Handelspolitik vereinzelter Kaufleute war die Politik der Hanseaten und muß die Handelspolitik jedes Volkes sein, welches durch innere Kämpfe zerrüttet, nicht im Stande ist, die Bestrebungen der Privatleute im Interesse des Ganzen zu leiten. Es gibt noch immer Viele, welche glauben, der Handel einer Nation gedeihe am Besten, wenn man die Führung desselben ganz und gar der Einsicht und dem Willen praktischer Kaufleute überließe. Die Geschichte der Hansa ist die beste Antwort auf eine so kleinliche Idee von der Praxis.

Der kosmopolitischen Handelspolitik der Hanseaten und Italiener gegenüber trat zunächst die nationale Politik, die besonders von England mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit gehandhabt worden ist. Wollen wir aber den nun beginnenden National-Handel und die National-Wirthschaft, von der er einen Theil bildet, seiner geschichtlichen Bedeutung nach richtig würdigen, so müssen wir beachten, daß der Krieg der Nationen unter einander durch Schutz- und Prohibitiv-Systeme zu Anfang nur im Interesse der Könige und zu Gunsten privilegirter Kaufmanns-Gesellschaften geführt wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß die nationale Entwickelung großer Reiche und die absolute Monarchie der Ausbildung des staatlichen Lebens und dem freien Bürgerthume vorausging.

Der Kampf der Nationen unter einander durch Zolltarife fiel Anfangs mit dem Kampfe der die Länder besitzenden Monarchen zusammen. Die Könige wollten durch Navigations-Gesetze ihre Streitmacht vermehren, und bevorzugten die heimischen Kaufleute, weil sie durch die fremden Zwischenhändler ihre Zolleinkünfte beeinträchtigt glaubten. Sie verkauften den auswärtigen Handel an inländische Kaufmanns-Gesellschaften, statt daß sie es früher vortheilhafter gefunden hatten, ihn fremden Kaufmannsgilden und Städtebündnissen zu überlassen. Wir haben hier also wohl eine nationale oder internationale Handelspolitik, aber noch keine Staats-Wirthschaft im heutigen Sinne des Wortes.

Die Zeit der Entstehung der einzelnen Handelsgesellschaften und ihres Wirkens werde ich in dem folgenden Abschnitte näher angeben. Hier habe ich nur die Bedeutung der verschiedenen Formen, in welchen der Handel während dieser Periode auftrat, in übersichtlicher Weise hervorzuheben. Der Handel dieser Periode ist, im Gegensatze zu dem kosmopolitischen Treiben der früheren Zeit, wesentlich National-Handel. Da indeß dieses Wort noch immer in einer sehr unbestimmten Bedeutung gebraucht wird, und man beständig National- und Staats-Wirthschaft für eine und dieselbe Sache hält, so mußte ich das Verhältniß dieser Begriffe zu einander erst erörtern.

Ich habe daher, um den Gegensatz beider Begriffe gleich scharf hervortreten zu lassen, Deutschland's gegenwärtige Lage hervorgehoben. Diese Lage ist eine Folge der kosmopolitischen Richtung, welche sich durch die ganze Geschichte der Deutschen hindurchzieht; sie ist speciell eine Folge jenes kosmopolitischen Handels, auf welchem im Mittelalter die Größe der deutschen Hansa beruhte. Hier haben wir also einen Fall, wo die National-Wirthschaft in ihrer

Entwickelung hinter der Staats-Wirthschaft **zurückgeblieben** ist. Der Gegensatz hierzu bietet sich uns gleich zu Anfang dieser Periode in jener Zeit dar, welche den Entdeckungen der neuen Seewege zunächst folgte. Die Handels-Compagnieen, welche damals in so vielen Ländern den auswärtigen Handel monopolisirten, sind ein Beispiel eines der staatlichen Entwickelung **voraufgeschrittenen** National-Handels; sie zeigen uns den National-Handel in seiner rohesten Form, als einen Handel, der bloß äußerlich oder mechanisch durch die Gesammtkraft einer Nation unterstützt wird, ohne daß den einzelnen Gliedern der Nation durch einen, der nationalen Entwickelung entsprechenden Fortschritt staatlicher Verhältnisse ihre gesellschaftlichen Rechte schon zum Bewußtsein gekommen und garantirt worden wären.

Die Betreibung des auswärtigen Handels durch privilegirte Gesellschaften war zu einer Zeit nöthig, wo die Communications-Mittel, welche den Verkehr zwischen weit von einander entfernt gelegenen Ländern herstellen sollten, noch äußerst sparsam und unsicher waren. Um Geschäfte mit den außereuropäischen Ländern zu machen, bedurfte es kostspieliger Niederlassungen und überhaupt eines Geldaufwandes, den die Mehrzahl der Kaufleute damals nicht im Stande war auf Unternehmungen zu verwenden, die keinen augenblicklichen Gewinn abwarfen. Es war daher natürlich, daß sich Gesellschaften bildeten, um das für solche großartige und unsichere Handels-Speculationen nöthige Geld zusammenzuschießen, und nicht weniger natürlich, daß die Monarchen ihnen durch Privilegien Sicherheit für das Gedeihen ihrer Unternehmungen zusagten. Allein diese Privilegien wurden leider aufrecht erhalten, als sie zur Unterstützung des Handels nicht mehr nöthig waren. Die Handels-Compagnieen, welche Anfangs den auswärtigen Verkehr befördert hatten, hemmten ihn später, indem sie keine Concurrenz gestatteten, indem sie den Preis der Waaren willkürlich erhöhten und die Consumtion verminderten. Sie wollten nicht viel und billig, sondern nur wenig und theuer verkaufen. Die Fürsten und Staatsmänner begünstigten diese Gesellschaften, weil sie sich die Ertheilung der Privilegien theuer bezahlen ließen und an dem Gewinne des Monopols Theil nahmen.

So wurde demnach das Recht Aller auf den Handel durch das Monopol Weniger beeinträchtigt. Die Freiheit, Handel zu treiben, welche später als ein Bürgerrecht in Anspruch genommen und errungen ward, befand sich im ausschließlichen Besitze von Compagnieen; mit einem Worte, es existirte wohl, wie ich vorhin sagte, eine National-Einheit, eine National-Wirthschaft, aber noch kein auf einem freien Bürgerthume basirter Staat, noch keine Staats-Wirthschaft.

Die ganze Periode, welche seit der Entdeckung von Amerika mit dem Auftreten mächtiger Nationen beginnt, muß, in industrieller Beziehung, als die Entwickelung der National-Wirthschaft zur Staats-Wirthschaft, oder als der Kampf privilegirter, auf nationaler Basis ruhender Corporationen mit dem staatsbürgerlichen Rechte Aller auf freien Betrieb der Gewerbe und des Handels betrachtet werden. Diese Zeit bildet in gesellschaftlicher Beziehung überhaupt die Uebergangsperiode von dem Rechte privilegirter Stände zu den allgemeinen Bürgerrechten und Freiheiten. Wir würden aber diese Entwickelung, besonders in Beziehung auf das industrielle Leben, falsch auffassen, wenn wir sie von ihrer nationalen Grundlage trennten. Nur bei denjenigen Völkern gedieh während dieser Periode das industrielle Leben und der Handel insbesondere, bei denen die Entwickelung des freien Staatsbürgerthums durch Nationalkraft unterstützt wurde.

Die Feudalität war es, welche dieses Zeitalter beherrschte, welche die unzähligen Monopole verschiedener Corporationen in's Leben rief und ein einheitliches

Staatsleben unmöglich machte, indem sie die Staatsrechte und Freiheiten, welche später durch die französische Revolution Allen zu Theil wurden, nur wenigen Privilegirten zuerkannte. So viele Gewerbe es gab, so viele Corporationen traten hervor, welche sich das Recht, dieselben ausschließlich zu betreiben, anmaßten, und ebenso zahlreich, wie die Gegenstände der Consumtion, waren die Kaufleute oder Kaufmanns-Gesellschaften, welche den ausschließlichen Vertrieb derselben beanspruchten. Diese Corporationen vertheuerten die nothwendigsten Lebensmittel, und indem sie zugleich alle Zweige der Arbeit monopolisirten und nur ihren Mitgliedern zugestanden, verringerten sie in jeder Weise die Kaufkraft des größeren Theiles der Nation.

Das Recht oder die Freiheit zu arbeiten, oder sich durch Industrie und Handel je nach seinen Kräften Vermögen zu erwerben, war eins der Rechte, welche die französische Revolution durch Aufhebung der Feudalität und Gründung des freien Staatsbürgerthums allen Gliedern der Nation zuerkannte. Die Aufhebung der Feudalität durch die französische Revolution war also auch auf dem Gebiete der Industrie ein Schluß des mittelalterlichen Kampfes zwischen dem Streben einerseits, die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens durch Corporationen zu monopolisiren, und andererseits, die vermittelnden, hemmenden Vereine, welche sich zwischen den Einzelnen und den Staat drängten, aufzuheben und Jedem das gleiche Recht zu ertheilen, unmittelbar und isolirt nach Lust und Kräften die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens auszubeuten. So bildete sich die Idee des freien Staatsbürgerthums in der heutigen Bedeutung des Wortes aus, d. h. der Staat, welcher früher von wenigen Bevorrechteten absorbirt oder monopolisirt worden war, ward dem Einzelnen als solchem zurückgegeben. Mit dieser Auflösung des Monopols in die formell gleich freie Stellung aller Einzelnen dem Ganzen gegenüber beginnt der heutige Staat, und dieses Streben, welches ihn beseelt, dürfen wir nie aus den Augen verlieren, wenn wir die heutige Staats-Wirthschaft richtig beurtheilen wollen.

Alle Maßregeln der Handelspolitik während der Periode der Feudalität, alle Mittel, welche man ergriff, den Handel im Innern und nach Außen zu fördern, alle Systeme, welche nach der Praxis copirt wurden, tragen das Gepräge der nationalen und staatsbürgerlichen Entwickelung, die ich so eben beschrieben habe. Sie führen uns die Gegensätze oder den Kampf einerseits der Nationalität mit dem Kosmopolitismus, andererseits des Monopols mit der bürgerlichen Freiheit immer wieder auf's Neue vor Augen. Ueber diesen Gegensatz kommen sie nicht hinaus, und das Ziel, welches die am Weitesten vorgerückten Völker endlich erreichten und welches dann die Grundlage oder der Anknüpfungspunkt für die heutige Politik geworden ist, das war die Einheit des National-Lebens mit der staatsbürgerlichen Freiheit, oder, was in Beziehung auf die Industrie dasselbe sagt, das System der freien Concurrenz auf nationaler Basis. Daß sich gegen diese bloß formelle staatsbürgerliche Freiheit der Concurrenz, gegen die willkürliche und zufällige Ausbeutung der Gesellschaftskraft von Seiten der Einzelnen, wie sie von der Staats-Wirthschaft repräsentirt wird, in der neuesten Zeit eine mächtige Opposition erhoben hat, welche von dem Einzelnen und für ihn eine Garantie fordert und die Atomität des Staatslebens durch die Solidarität des Gesellschaftslebens corrigirt, darauf habe ich schon früher aufmerksam gemacht und muß ich am Schlusse dieser Arbeit, wo sich die Frage nach der künftigen Gestaltung des Handels erheben wird, wieder zurückkommen.

Sowie im Mittelalter in der angegebenen Weise das Naturleben der Nationen sich allmälig zum bewußten, freien Staatsbürgerthume entfaltete und dem Staatsbürgerthume entsprechend die Staatswirthschaft in's Leben trat, so

muß die Zeit, in welcher wir leben, als der Uebergang von der Staats-Wirthschaft zur Social-Wirthschaft betrachtet werden. Und wollen wir noch, des Total-Ueberblicks halber, diese beiden Zeitalter der Weltgeschichte dem Alterthume gegenüberstellen, so brauche ich nur, mit Hinweisung auf früher Gesagtes, die völlige Zersplitterung und Vereinzelung hervorzuheben, welche das Alterthum charakterisirt. Im Alterthume verhinderte das vorherrschende Stamm- und Familienleben in seiner Kastenform die Ausbildung des freien Staatslebens auf der sicheren und natürlichen Basis des National-Lebens. Vereinzelte Stadtgebiete, welche man frei nennt, wiewohl der Kastengeist und das Sklaventhum aus ihnen nicht gewichen war, kämpften bald einzeln, bald in Verbindung gegen unnatürliche Weltreiche. Die Arbeit war geknechtet und die verschiedenen Zweige der Industrie lagen, wie die Kasten und Stämme, auseinander gerissen, bis endlich die Völkerwanderung aus dieser chaotischen Masse die Gesammtkraft der Nationen schuf.

Diese allgemeinen Betrachtungen waren nothwendig, um uns den Blick offen und frei zu erhalten für eine möglichst unbefangene Auffassung der sogenannten Handelssysteme, deren Detail so häufig auseinander gesetzt worden ist, ohne daß man es verstanden hätte, ihnen ihre geschichtliche Stellung anzuweisen oder ihren Werth für den Fortschritt der menschheitlichen Entwickelung zu bestimmen.

Ich habe die vorhergehende Periode des Ueberganges mit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und der Entdeckung von Amerika geschlossen; aber ich habe zugleich hervorgehoben, daß diese Begebenheiten, sobald man sie abgesondert von dem gesammten Völkerleben oder von der Entwickelungs-Geschichte der Menschheit betrachtet, wohl als Hilfsmittel für das Gedächtniß benutzt werden können, aber zu einer übersichtlichen Eintheilung der Handels- und Industrie-Geschichte wenig brauchbar sind. Erst in Verbindung mit der gleichzeitigen Vertreibung der Mauren aus Spanien oder überhaupt der Scheidung der Nationen, erst mit dem gleichzeitigen Entstehen mächtiger Monarchieen, deren schneidenden Contrast gegen die bisherige Autonomie unabhängiger Städte schon Karl V. in seiner ganzen Schroffheit hervortreten ließ; erst wenn man zugleich die gleichzeitige Reformation in Erwägung zieht, diese gründlichste Opposition gegen den Geist des Monopols, diese energische Propaganda für die Vereinzelung des gesellschaftlichen Lebens, wie sie mit der Zerstörung des gemeinsamen, müssigen Klosterlebens begann und in der Proclamation der individuellen Menschenrechte durch die französische Revolution einen ihrer entscheidensten Siege feierte, erst in diesem Zusammenhange erhalten für das wirthschaftliche Leben die kühnen und glücklichen Unternehmungen eines Columbus und Vasco de Gama ihren epochemachenden, welthistorischen Charakter.

Dieses in Erwägung gezogen, wird es leicht, die eigentliche Bedeutung der von jener Zeit an sich ausbildenden Handelspolitik und der Systeme, welche man darauf aufgebaut hat, scharf und einfach zu bestimmen. Es hat sich durch einige unbestimmte Redensarten renommirter Staatswirthschafts-Lehrer allmälig die Meinung verbreitet, daß die Systeme und die Politik der Staatswirthschaft im Allgemeinen und des Handels im Besondern Producte erst der neuesten Zeit seien. Es liegt Wahres und Falsches in dieser Ansicht durch einander geworfen. Zuvörderst müssen wir beachten, daß hier, wie auf allen anderen Gebieten des Lebens, die Praxis den Systemen voraufgegangen ist, daß praktische Staatsmänner schon lange die Handels-Angelegenheiten der Völker in geordneter Weise geleitet hatten, bevor Theoretiker die Maßregeln jener Männer auf Begriffe abzogen und in Systeme zwängten. Um indeß das Verhältniß, wie ich es hier

zwischen „Praxis" und „Systemen" hervorhebe, nicht mißzuverstehen, ist es nothwendig, die Systeme von der Wissenschaft wohl zu unterscheiden. Die wissenschaftliche Kritik ist zu allen Zeiten, wenn es dem Fortschritte galt, die Leuchte und die Führerin des Lebens gewesen. Wie in den Schriften eines Montesquieu, Voltaire und Rousseau für die französische Revolution, so war sie überall für den Fortschritt der Anfang und die Grundlage. Die systematische Formulirung dagegen hinkte beständig hinterher. Wie sich aber auf dem Gebiete der Wirthschaft Wissenschaft und Systeme zu einander verhalten, das habe ich in der Einleitung zu dieser Arbeit auseinander gesetzt. Auch hier waren die Systeme nichts Anderes, als bloße Copir-Maschinen für bestehende Zustände, als ein unglückliches Mittelding zwischen Wissenschaft und Leben, welches weder den Philosophen, noch den praktischen Geschäftsmännern genügte und sich in eine scholastische Begriffsspalterei verlor, welche den theologischen Scholasticismus des Mittelalters bei Weitem übertraf. Erst in unsern Tagen ist es den energischen und aufopfernden Anstrengungen von Männern, wie St. Simon, Fourier und Proudhon, gelungen, auch auf dieses Gebiet die Wissenschaft einzuführen, indem sie die Hohlheit der bisherigen Abstractionen, die Ungerechtigkeiten der praktischen Routine und die Einseitigkeit der Statistik, wie sie heut zu Tage gehandhabt wird, der Bestimmung der Menschheit gegenüber hervorhoben und durch eine eben so unbefangene, als mathematisch scharfe Beobachtung der Thatsachen bewiesen.

Diejenigen, welche behaupten, daß die politische Oekonomie erst der neueren Zeit angehöre, haben nur die Systeme im Auge und nennen Adam Smith als den Vater derselben. Es läßt sich nicht läugnen, daß das Erscheinen seines Buches „über die Natur und die Ursachen des Reichthums der Nationen" im Jahre 1776 zur Verbreitung der heut zu Tage in der politischen Oekonomie herrschenden Methode ungemein viel beigetragen hat. Diese Methode besteht ganz einfach darin, daß man zuvörderst die „Güterwelt" als etwas Absolutes, d. h. von den Bedürfnissen und Rechten der einzelnen Menschen Getrenntes, auffaßt und die so isolirten Güter sodann ihrer Entstehung, ihrer Circulation und ihrer Consumtion nach verfolgt oder, wie man auch wohl sagt, in ihre Elemente zerlegt. Man gelangt auf diese Weise dahin, den wirthschaftlichen Proceß, welcher sich im wirklichen Leben nur in der bestimmten Capital- und Arbeitskraft, in der bestimmten Beschäftigung und den eben so bestimmt ausgesprochenen Bedürfnissen der Individuen offenbart, auf ganz allgemeine Kategorieen zu bringen. Der Einzelne verschwindet bei dieser Betrachtungsweise. Man bekümmert sich nicht mehr um die wirklichen Kaufleute, um die wirklichen Ackerbauer und Gewerbtreibenden; man faßt nicht mehr die wirklichen Staats- und Gesellschafts-Verhältnisse in's Auge, die es dem Einen in Folge seines Credits, seiner Erbschaft oder seiner Occupation möglich machen, über Millionen zu gebieten, während der Andere mit dem besten Willen und der größten Lust zur Arbeit es zu gar Nichts bringen kann. Man spricht nur noch vom Credit im Allgemeinen, vom Capital im Allgemeinen, von der Arbeit im Allgemeinen; nicht anders wird von der Unterscheidung des Capitals in fixes und bewegliches gesprochen, nicht anders vom Tausch- und Gebrauchswerthe, vom Handel, vom Gelde und dessen stellvertretenden und ergänzenden Zeichen, von Wechseln, von Banknoten und Papiergeld. Man thut, als ständen allen Menschen alle diese Sachen schon längst zu Gebote, als wüßten sie dieselben nur nicht zu gebrauchen, als wäre ihnen nur deren Werth unbekannt. Man streitet sich daher bloß über das richtige Verhältniß der verschiedenen Theile der absoluten Güterwelt zu einander, man spricht von deren Productivität. Die Einen behaupten, bloß das

Capital sei productiv; ein Zweiter nimmt diese Eigenschaft für die Arbeit allein in Anspruch; ein Dritter endlich macht die große Entdeckung, daß das Capital ohne Arbeit unfruchtbar sei und die Arbeit eines Stoffes bedürfe, um sich zu verwirklichen. Jetzt kommt's nur noch darauf an, diese Entdeckung populär zu machen. Man beweist demnach etwa einem Töpfer, daß ohne seine Arbeit aus dem Lehm nimmermehr ein Topf geworden wäre und daß er für den Topf mehr Geld bekäme, als für den Lehm. Der Töpfer wundert sich, daß diese Wahrheit, an welcher er nie gezweifelt hat, die Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts sei. Es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn man ihm Sicherheit verschafft hätte, immer Arbeit und Absatz zu finden; wenn man ihm gesagt hätte, woher er beständig das zu befruchtende Capital nehmen solle. Der von den National-Oekonomen so ungemein gepriesene Credit, der den Güterumlauf so sehr befördern und die Production erleichtern soll, führt den Güterstrom theilnahmlos bei ihm vorüber. Er versucht, Credit-Papiere auszustellen: kein Mensch nimmt sie an. Dagegen ist einer seiner Mitbürger, ein Bankier, ganz entzückt von dem Nutzen des Credits; er hält es geradezu für eine Dummheit, die Wohlthaten des national-ökonomischen Credits auch nur im Geringsten zu bezweifeln; denn es steht bei ihm und seinen Genossen, den Geldumlauf zu seinen Gunsten zu leiten, die Circulations-Mittel nach Belieben zu vermindern oder den Markt damit zu überschwemmen. Was kümmert ihn die Fluctuation der Preise, welche durch seine Speculation entsteht? Die National-Oekonomen stehen auf seiner Seite; sie beweisen dem Publicum, daß sich die Schwankungen immer wieder ausgleichen, daß das Geld keinen größern oder andern Werth habe, als die Waaren, und daß Jeder demnach nur nach Kräften zu produciren brauche, um den gehörigen Antheil an der circulirenden Geldmenge zu bekommen. Dabei vergessen sie dann freilich, daß zum Produciren schon ein Capital gehört, und ferner, daß es bedeutend schwieriger ist, für Arbeit oder Waaren Geld, als für Geld Waaren zu kaufen.

Allein das Treiben und das Schicksal der Einzelnen ist zu trivial für die Männer, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das System oder die Methode von Adam Smith zu verherrlichen. Sie, als Männer vom Fach, glauben sich dazu berufen, der Wissenschaft ihre „Objectivität" zu bewahren. Es ist ihnen nicht darum zu thun, die Gebrechen bestehender Gesellschafts-Verhältnisse aufzudecken. Sie verstehen unter Wissenschaft eine bloße Formulirung und Sanctionirung des Bestehenden. Sie untersuchen nicht, ob die Grundpfeiler des gesellschaftlichen Lebens morsch geworden sind, und ihre Kritik, wo sie überhaupt hervortritt, hat zur Basis und zum Maßstab den Schlendrian des einmal hergebrachten Geschäftslebens.

Diese beschreibende und abstrahirende Methode, welche die bestehenden Verhältnisse dadurch zu erklären und zu beschönigen sucht, daß sie dieselben in farblose Begriffe umsetzt, an denen weder der Reichthum, noch die Armuth, weder das Glück, noch das Elend der Menschen zu erkennen ist, hat, das läßt sich nicht läugnen, der einfachen und populären Schreibart des berühmten Schotten, wenn auch nicht ihre Entstehung, so doch ihre ungemeine Verbreitung zu verdanken. Ließen auch schon vor ihm Statistiker und National-Oekonomen sich beständig von ihr leiten, so verstand es doch Keiner, wie er, sie dem Volke mundgerecht zu machen und ihr den dogmatischen Heiligenschein zu verschaffen, dessen Nichtanerkennung noch jetzt unter den Männern vom Fach für einen Mangel an wissenschaftlicher Bildung gilt.

Die national-ökonomischen Systeme also datiren, ihrer Form, ihrer so eben geschilderten Methode nach, die man heut zu Tage bisweilen mit dem hoch-

tönenden Namen der „wirthschaftlichen Analyse" bezeichnet, erst von dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Von dieser Form aber haben wir den Inhalt zu unterscheiden, die Fundgrube, aus welcher die Systematiker das Material schöpften, um ihr hohles Gerüste auszumauern, die Ideen, welche das thatsächliche Leben bewegten und dem Zeitalter sein charakteristisches Gepräge gaben.

Welche Ideen seit der Entdeckung von Amerika das wirthschaftliche Leben der Völker beherrschten, habe ich schon oben gezeigt. Hier muß ich sie jetzt in Beziehung auf den Handel noch stärker hervortreten lassen. Vor Allem ist es die Ausbildung eines kräftigen einheitlichen National-Lebens, welches wir dem kosmopolitischen Zwischenhandel der früheren Periode gegenüber zu berücksichtigen haben. Einer solchen nationalen Handelspolitik verdankt England seine heutige Handels-Suprematie; auch Frankreich's Größe hängt mit ihr zusammen, während diejenigen Staaten, welche den mächtigen Halt des National-Lebens verloren oder ihn nicht zu schaffen verstanden, entweder ihre früher auf der Völkerverwirrung beruhende Bedeutung verloren, oder es doch nie zu einer Handelsmacht erster Größe brachten.

Keiner in Deutschland hat die Bedeutung der Nationalität oder den Einfluß der Nationaleinheit und Nationalkraft auf das wirthschaftliche Leben der Staaten so einfach und überzeugend zu schildern verstanden, als List. Sein Buch über das „nationale System der politischen Oekonomie" hat bei uns in Folge des Talentes und der Klarheit, mit welcher es geschrieben ist, dem Studium der Volkswirthschaft einen unerwarteten Aufschwung gegeben. Es hat auf die Behandlung wirthschaftlicher Fragen in der Presse und in den Kammern einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, indem es unsere Journalisten und Deputirten daran gewöhnte, sich der banalen, nichtssagenden Schulphrasen zu enthalten und die materiellen Interessen eines Volkes von einem höheren Gesichtspunkte, als dem des bloßen Privat-Interesses aus zu betrachten.

Das Buch von List entspricht dem Bedürfnisse des deutschen Volkes, seine verlorene Nationaleinheit wieder zu gewinnen. Es stellt das National-Interesse dem Privat-Interesse auch auf dem Gebiete der Oekonomie scharf gegenüber. Es verlangt, daß die drei Hauptbestandtheile des wirthschaftlichen Lebens, Agricultur, Manufactur und Handel, mit steter Beziehung auf einander und, was besonders für Deutschland jetzt nothwendig ist, ihrer nationalen Seite nach aufgefaßt und geleitet werden.

Nach dieser Ansicht darf daher auch der auswärtige Handel nicht mehr, wie einst zur Zeit der Hansa, der Willkür einzelner Kaufleute oder Handelsstädte überlassen bleiben. Die Zeiten haben sich geändert. Wir haben es nicht mehr mit zerrütteten Reichen und ungebildeten Nationen zu thun; wir Deutsche sind vielmehr in industrieller Beziehung hinter anderen Völkern zurückgeblieben; wir haben unsere Kräfte zersplittert, während besonders England seiner Industrie die Kraft der nationalen Einheit verlieh und jetzt dahin strebt, die Schwäche der anderen Völker zu dauernder Begründung seiner Handels-Suprematie zu benutzen. List hat Recht, wenn er verlangt, daß wir diesen veränderten Verhältnissen gemäß unsere Politik einrichten, daß wir jetzt, da wir mit mächtigen Nationen zu kämpfen haben, nicht mehr die veraltete, mittelalterliche Rolle der Kosmopoliten fortspielen. Ob es aber möglich ist, durch bloße national-ökonomische Maßregeln, wie die des Zollvereins oder der jetzt vorgeschlagenen Schifffahrts-Gesetzgebung, eine einflußreiche, gesunde Nationaleinheit zu schaffen, ob eine Nationaleinheit, welche uns Deutschen eine uns gebührende Stellung unter den Nationen gewähren soll, bei unseren heutigen Staats-Verhältnissen, bei der

Art und Weise unserer Bundesverfassung gedeihen kann, das ist eine Frage, die weder List, noch seine Gegner gehörig gewürdigt haben.

Im Allgemeinen indeß läßt sich gegen die Forderung List's, daß der Handel, wenn von einer National-Wirthschaft die Rede sein soll, nicht der Willkür der Privatleute überlassen werden darf, Nichts einwenden.

„Die Schule," sagt er, „hat dagegen das Wort des alten Gourney: Laissez faire, laissez passer, zum Wahlspruch erkoren, ein Wort, das Räubern, Betrügern und Dieben nicht minder angenehm klingt, als dem Kaufmann, und schon darum als Maxime verdächtig ist. Diese Verkehrtheit, die Interessen der Manufacturen und der Agricultur den Ansprüchen des Handels auf ganz freie Bewegung preiszugeben, ist eine natürliche Folge derjenigen Theorie, die überall nur die Werthe, nirgends die Kräfte berücksichtigt und die ganze Welt nur als eine einzige und untheilbare Republik der Kaufleute betrachtet. Die Schule sieht nicht, daß der Kaufmann seinen Zweck, Gewinnung von Werthen durch Tausch, auch auf Kosten der Agriculturisten und Manufacturisten, auf Kosten der productiven Kräfte, ja der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Nation erreichen kann. Ihm ist es gleichgültig, und nach der Natur seines Geschäftes und Bestrebens kann er sich auch nicht wohl darum kümmern, in welcher Weise die von ihm importirten oder exportirten Waaren auf die Moralität, den Wohlstand und die Macht der Nation wirken. Er importirt Gifte, wie Heilstoffe. Ganze Nationen entnervt er durch Opium und gebrannte Wasser. Ob er durch seine Importationen und Einschwärzungen Hunderttausenden Beschäftigung und Unterhalt verschaffe oder ob sie dadurch an den Bettelstab gebracht werden, geht ihn als Geschäftsmann Nichts an, wenn nur seine Bilanz dadurch gewinnt. Suchen dann die Brodlosgewordenen durch Auswanderung dem Elend im Vaterlande zu entrinnen, so gewinnt er noch Tauschwerthe vermittelst der Fortschaffung. Im Kriege versorgt er den Feind mit Waffen und Munition. Er würde, wäre es möglich, Aecker und Wiesen in's Ausland verkaufen, und hätte er das letzte Stück Landes abgesetzt, sich auf sein Schiff setzen und sich selbst exportiren. . . . . Es ist somit klar, daß das Interesse der einzelnen Kaufleute und das Interesse des Handels einer ganzen Nation himmelweit verschiedene Dinge sind."

Gewiß, die Wünsche der einzelnen Kaufleute dürfen nicht als entscheidender Maßstab gelten, sobald es sich um die Selbstständigkeit einer ganzen Nation handelt; denn es existirt, wie List dieses so trefflich ausführt, heut zu Tage keine Solidarität zwischen den Kaufleuten und den eigentlichen Producenten eines Landes. Dem Kaufmanne ist es nur um augenblicklichen Gewinn durch den Tausch der Producte, nicht um die Gründung oder Erhaltung einer dauernden Productivkraft der Nation zu thun. In diesem Sinne wünschte List die Theorie der bloßen Werthe durch eine Theorie der productiven Kräfte verdrängt zu sehen.

Vor Allem müßten, meint er, die Nationen darauf bedacht sein, sich eine bleibende Productivkraft zu sichern, und eben deßhalb sei es für sie nothwendig, je nach der Stufe ihrer industriellen Entwickelung bald das System des Freihandels, bald das Schutzsystem anzuwenden.

Völker, welche sich noch auf der untersten Stufe der industriellen Entwickelung befinden, welche entweder über das Hirten- und Jägerleben noch nicht hinausgekommen sind oder bei denen doch die Landwirthschaft erst im Beginnen ist, können durch den Freihandel mit weiter vorgerückten Nationen nur gewinnen. Durch den Austausch ihrer Rohproducte gegen fremde Manufactur-Waaren wird ihnen die beste Gelegenheit geboten, ihre Agricultur emporzubringen und

zugleich wird durch diesen Verkehr der Sinn für industrielle und commercielle Unternehmungen bei ihnen geweckt werden. Ist später Landwirthschaft und Cultur bei ihnen so weit gediehen, daß der Ausbildung einer Manufacturkraft nichts Anderes als die fremde Concurrenz im Wege steht, so würden sie sich eine traurige Zukunft bereiten, wollten sie auch fernerhin noch die Einfuhr von Manufactur-Waaren den Fremden ohne alle Restrictionen gestatten. Allein auch das Schutzsystem hat seine Gränze an der weiterschreitenden Bildung eines Volkes. Eine allmälige Rückkehr zum Princip des freien Handels wird wieder nöthig, sobald die Manufacturkraft völlig ausgebildet und, wie jetzt in England, der Entwickelung anderer Völker voraufgeeilt ist. Zu lange dauernder, übertriebener Schutz würde nur die inländische Industrie zur Indolenz veranlassen und die Ausbildung einet rivalisirenden Manufacturkraft des Auslandes befördern.

Das ist im Allgemeinen der einfache Gedankengang, welchen List in seinem trefflichen Buche, mit steter Berücksichtigung bestehender Völkerverhältnisse, nach allen Seiten hin durchgeführt hat. Sein System ist weder das des Freihandels, noch das des Schutzes in der üblichen Auffassungsweise. Um es richtig zu würdigen, muß man es vielmehr als eine Opposition gegen jede absolute Maßregel der Handelspolitik auffassen. List polemisirt gegen Diejenigen, welche den Freihandel bloß theoretisch, ohne Berücksichtigung bestehender Verhältnisse, empfehlen, sowie er sich auf dieselbe Weise gegen die entsprechende Abstraction des Schutzsystems erklärt. Er will die bestimmte Stufe der industriellen Ausbildung eines Volkes, sein Verhältniß zu den andern Völkern, sein Klima, seine geographische Lage und die Ausdehnung seines Territoriums in Erwägung gezogen wissen, bevor man sich für ein bestimmtes und consequent durchzuführendes System entscheide. Er empfiehlt den Engländern den Freihandel, während er für Deutschland ein Schutzsystem verlangt; er hält die Länder der gemäßigten Zone vorzugsweise für die Entwickelung der Manufacturkraft berufen, während er die Tropenländer auf die Agricultur verweist. Seine Vertheidigung der Manufacturkraft bezieht sich nur auf die Länder der gemäßigten Zone, in Beziehung auf welche er ihren fördernden Einfluß auf Agricultur, auf Küsten- und Seeschifffahrt, auf inländischen und auswärtigen Handel und endlich auf die Herstellung großartiger Communications-Mitel darlegt.

Daß List dieser Meinung ist, wird denen, welche ihn bloß aus den Schriften seiner Gegner kennen, etwas durchaus Neues sein. Man ist gegen ihn zu Felde gezogen als gegen einen unbedingten Anhänger des Schutz- und Prohibitivsystems. Man hat ihn angegriffen, als wolle er die Landwirthschaft den Manufacturen opfern; und doch hatte vor ihm kein deutscher National-Oekonom so klar gegen eine einseitige Anwendung des Schutzes geschrieben, als er, und nie noch war die Solidarität der verschiedenen Industrie-Zweige so anziehend und praktisch von einem Deutschen geschildert worden. Es läßt sich nicht mehr verkennen, seine Gegner, soweit bei diesem Streite nicht persönliche Interessen im Spiele waren, haben gegen Windmühlen gekämpft.

Das Verdienst und die Bedeutung List's für die politische Oekonomie besteht, wie gesagt, in seiner geistreichen Polemik gegen die absolute, von der geschichtlichen Stellung der Völker abstrahirende Weise, mit welcher man sich bisher für oder gegen den Freihandel aussprach. Er verwies den Schulsystemen die Hohlheit und Allgemeinheit ihrer Phrasen; er machte sie aufmerksam auf die gegenwärtige Bedeutung des National-Lebens für die industrielle Entwickelung der Staaten und zeigte, daß so mächtigen Nationen, wie z. B. England, gegenüber kein Staat mehr ohne Gefahr für seine Selbstständigkeit, seine Macht

und seinen Reichthum die Entwickelung der ihm zu Gebote stehenden Nationalkraft dem Zufalle oder dem Privat-Interesse der Kaufleute überlassen dürfe. Mit einem Worte, er stellte dem absoluten Freihandel und dem absoluten Schutzsysteme praktische Vorschläge, er stellte dem Zufalle des „laissez faire“ die industrielle Erziehung der Völker und zwar mit dem bestimmten Bewußtsein entgegen, daß heut zu Tage noch Nationaleinheit die Basis des wirthschaftlichen Lebens sei.

Allein seine Begeisterung für Nationalkraft, die ihre Rechtfertigung in Deutschland's jämmerlicher Zersplitterung findet und die gewiß jeder Deutsche theilt, welcher die geringe Achtung kennt, welche die übrigen Nationen nicht bloß vor den Rechten unseres Handels und unserer Schifffahrt, sondern auch vor unserem ganzen staatlichen Treiben haben, gab seiner Kritik bisweilen eine einseitige Richtung. Indem er die früheren Systeme beständig nur von dem Gesichtspunkte der Nationaleinheit aus kritisirte, übersah er oft den eigentlichen Grund ihrer Schwäche. Ihm schwebte beständig Deutschland vor Augen mit seiner Zerrissenheit und Vereinzelung, und dieser Vereinzelung gegenüber forderte er mit Recht die Gesammtkraft und das Gesammtwirken der Nation. Aber er übersah, daß die Systeme, welche er hauptsächlich angriff, die von Smith und Say, jene Nationaleinheit eigentlich immer voraussetzen. Wenn Smith den Freihandel vertheidigte, so schwebte ihm England vor; wenn Say über wirthschaftliche Fragen schrieb, so bildete die französische Nation den Hintergrund seiner Gedanken. Möglich, daß Beide sich über die Zeit der Anwendbarkeit des Freihandels auf England und Frankreich täuschten, und gewiß ist, daß sie die Systeme des Freihandels und des Schutzes in zu abstracter, absoluter Weise auffaßten. Es läßt sich gewiß gar nicht verkennen, daß List in seiner Polemik gegen die absolute Auffassungsweise dieser Systematiker vollkommen Recht hat, und daß er, was praktischen Blick und unparteiische Beurtheilung der Völkerverhältnisse betrifft, hoch über Beiden steht. Kann man indeß auch Smith und Say vorwerfen, daß sie die relativen, wirklich bestehenden Verhältnisse der Nationen und deren verschiedene Entwickelungsstufen nicht berücksichtigten, so läßt sich doch nicht behaupten, daß ihnen überhaupt die Bedeutung einer tüchtigen Nationalkraft für die Staatswirthschaft entgangen sei.

Sie standen schon auf nationaler Basis, sie brauchten sie nicht erst zu erreichen. Kein Wunder, daß sie nicht beständig von ihr sprachen und sie ihrem Volke als das nächste und nothwendigste Ziel vorhielten. Schon mit der Entdeckung von Amerika fällt, wie ich vorhin sagte, das Emporkommen mächtiger Nationen zusammen, und alle Systeme der Staatswirthschaft und des Handels, welche seit jener Zeit berühmt geworden sind, haben die Nationalität schon zur Voraussetzung und gehören, so zu sagen, mit zu den Waffen, mit denen die Nationen sich bekämpften. Das Schutz- und Mercantil-System und der Freihandel, sie alle sind „nationale“ Systeme der politischen Oekonomie, und wenn auch Theoretiker, welche sie beschrieben, ihnen bisweilen durch ihre Abstractionen die Farbe nahmen, so hatten doch Colbert und andere Staatsmänner bei der Gründung und Anwendung dieser Systeme die Gründung oder Erhaltung eines mächtigen National-Lebens beständig als Ziel vor Augen.

Mit dem National-Leben zugleich aber bildete sich in England und Frankreich allmälig die staatsbürgerliche Freiheit aus. Sowie dem Kosmopolitismus kleiner Staaten und vereinzelter Städte die Nationalität, so trat zugleich dem Monopol der Genossenschaften und Corporationen die individuelle Freiheit, oder, was dasselbe sagt, das Monopol des einzelnen Staatsbürgers als solchen gegenüber. Es

entstand allmälig der Staat in seiner heutigen Bedeutung, d. h. jener Dualismus des Gesammt- und Einzellebens, jener abstracte Gegensatz zwischen dem Interesse der Gesammtheit und dem des Einzelnen, jene negative Freiheit und Gleichheit, welche Allen das Recht, aber nicht die Möglichkeit verschafft, sich frei zu entwickeln, welche den Speculationen einiger Bankiers und Kaufleute die Vertheilung des Vermögens überläßt und noch jedes Jahr, während die Mehrzahl der Menschen mit Noth ihr Dasein fristet, den Berichterstattern des Staats-Budgets die pompöse Floskel in den Mund legt, daß die Nation reich und glücklich sei.

Dieser Dualismus des Staatslebens oder der bürgerlichen Freiheit, welcher die Leitung der Gesammt-Interessen dem Zufalle und der Willkür der Privatleute überläßt und die Gesammt-Productivkraft der Gesellschaft in vereinzelte, ungeordnete Unternehmungen zersplittert, liegt den national-ökonomischen Systemen nicht minder, als die Idee des National-Lebens zum Grunde.

List beging nun den Fehler, daß er diese Zersplitterung der Gesellschaftskraft, welche das Wesen des heutigen Staatslebens bildet, für einen Mangel an Nationaleinheit hielt und in Folge dessen allen früheren Systemen, die, wie gesagt, der Staatswirthschaft diesen Individualismus zum Grunde legen, ohne daß sie den Werth der National-Wirthschaft verkennen, seine eigenen Ansichten, unter dem Namen eines „nationalen Systems der politischen Oekonomie," entgegenstellte und als Heilmittel gegen die Zersplitterung der gesellschaftlichen Kräfte empfahl. Er übersah, daß diese Zersplitterung dem Schutzsysteme eben so sehr eigen ist, als dem Freihandel. Er hatte, wie gesagt, beständig Deutschland vor Augen, und indem er für unser Vaterland die Nothwendigkeit des Schutzes erkannte, mußte ihm der absolute Freihandel Ad. Smith's besonders anstößig erscheinen. Statt sich nun damit zu begnügen, diesem absoluten Freihandel eine den bestehenden Völkerverhältnissen entsprechende Handelspolitik und, was Deutschland insbesondere betrifft, ein bestimmtes Schutzsystem entgegenzustellen, oder den nationalen Freihandel England's durch das nationale Schutzsystem Deutschland's zu bekämpfen, erklärte er die Gesammtkraft einer Nation zugleich als Heilmittel für die Zersplitterung der staatsbürgerlichen Freiheit, indem er die staatsbürgerliche Vereinzelung für eine nationale hielt. Dieß konnte natürlich zu nichts Anderem, als wieder zu einer einseitigen Bevorzugung des Schutzsystems gegen den Freihandel führen, eine Einseitigkeit, die List in allen Fällen, wo er von der Praxis und nicht von der theoretischen Bedeutung seines Systems spricht, so trefflich zu vermeiden verstanden hat.

List, wie wir sehen, trennte Staats- und National-Wirthschaft nicht sorgfältig, und fand daher der staatsbürgerlichen Zersplitterung gegenüber nirgends anderswo eine Gesammtkraft, als in der Nationaleinheit. Im Vergleiche mit der traurigen Gestalt der dreißig deutschen Staaten ist seine deutsche Nationaleinheit eine wohlthätige Erscheinung. Die Verirrungen der staatsbürgerlichen Freiheit dagegen können nur auf anderem Wege als dem der Nationalität geheilt werden. Das Mittel, sie zu heilen, liegt in der Solidarität, wie sie der Socialismus angedeutet hat.

Die Politik des laissez faire ist nicht, wie List glaubt, die Politik bloß des Freihandels, sie ist die der heutigen Staatswirthschaft überhaupt. Das unsolidarische Verhältniß der Kaufleute zu der übrigen Bevölkerung, wie List es in der oben angeführten Stelle schildert, wird nicht durch ein Schutzsystem, mag dieses auch noch so sehr den Völkerverhältnissen angepaßt sein, aufgehoben. List täuscht sich hier, indem er die drei Haupttheile des wirthschaftlichen Lebens bloß als allgemeine Kategorieen auffaßt. Ich kann nämlich wohl den Handel

im Allgemeinen mit der Industrie im Allgemeinen und der Landwirthschaft im Allgemeinen durch ein Douanensystem zusammenbringen und in nationaler Weise zusammenfassen; damit aber habe ich die Feindschaft der Interessen, welche zwischen den einzelnen Staatsbürgern herrscht, die Ausbeutung des Einen durch den Andern, nicht aufgehoben. Was der eine Kaufmann durch den Freihandel oder durch ein Schutzsystem gewinnt, wird ein anderer verlieren; das Emporkommen des einen Gewerbszweiges wird den Untergang eines andern zur Parallele haben; der Kampf zwischen Capitalisten und Arbeitern wird bleiben und die Wohlfeilheit der Lebensmittel, welche Beide, die Freihändler und Prohibitionisten, uns versprechen, wird wohl dem Fabrikherrn oder einer andern Partei der Capitalisten, aber nicht den Arbeitern Gewinn bringen. Denn die anarchische Concurrenz der Arbeiter unter einander reducirt den Lohn immer wieder auf ein Minimum, welches nicht genügt, um ein anständiges, erträgliches Leben zu führen und eine Familie ehrlich zu ernähren.

Es ist indeß höchst interessant, aus dem trefflichen Werke „das nationale System der politischen Oekonomie" zu sehen, wie nahe List in seinem bewegten Leben dem Socialismus gekommen sein muß. Er schildert in seiner Polemik gegen die früheren Systeme die Atomistik des gesellschaftlichen Lebens oft in einer Weise, wie man sie nur bei Socialisten gewohnt ist, und seine Empfehlung der Gesammt-Productivkräfte läßt uns unwillkürlich an jenes solidarische Verhältniß denken, welches die Socialisten unter den Beschäftigungen der einzelnen Arbeiter nachgewiesen haben, an jene Gesammt-Productivkraft, welche die Unternehmer von den Arbeitern mit in den Kauf erhalten, ohne sie zu bezahlen, und auf welche sich die berühmte Stelle in Proudhon's: Qu'est-ce que la propriété? (S. 121) bezieht: „Zweihundert Grenadiere haben in wenigen Stunden den Obelisken von Luqsor aufgerichtet. Würde wohl ein einzelner Mann in zweihundert Tagen damit zu Stande gekommen sein? — Und doch wäre nach der Rechnung des Capitalisten die Summe der Löhne in beiden Fällen dieselbe gewesen."

Allein List kennt keine andere Gesammtkraft, als die der Nationalität; den Dualismus des Gesammt- und Einzellebens, welcher unsere heutige Staatswirthschaft beherrscht, weiß er nicht zu lösen. Jene reelle Solidarität, von welcher die Socialisten sprechen, bleibt ihm verborgen, weil er sich von der oben beschriebenen national-ökonomischen Methode nicht frei zu machen versteht. Seiner Methode nach weicht er von den früheren National-Oekonomen nicht ab, nur was den Inhalt seines Systems betrifft, so faßt er das National-Leben praktischer, den bestehenden Verhältnissen gemäßer auf als jene. Die Güterwelt ist auch ihm etwas von den Bedürfnissen, von den Rechten und von der Bestimmung wirklicher Menschen Getrenntes, ein Absolutes, an welches die Menschheit sich veräußert hat. Production, Circulation, Consumtion bleiben auch bei ihm allgemeine Kategorieen und Selbstzwecke, für welche die Thätigkeit der Menschen nur ein Mittel ist. Auch er hat die Güterwelt nicht in den Menschen zurückgenommen, er hat sie nicht in die Production und Consumtion wirklicher Menschen aufgelöst, daher bleibt auch seine Gesammt-Productivität der Nationen etwas Abstractes, welches nur dadurch den Schein von Leben erhält, daß er ihr die todte Atomistik oder den abstracten Individualismus der Staatswirthschaft entgegenhält. Diese Entgegenstellung ist aber, wie ich schon zeigte, durchaus falsch. Die Nationalität bildet den Gegensatz zu dem Kosmopolitismus; der Gegensatz aber zu dem Individualismus der Staatswirthschaft ist die Solidarität der Socialisten. Wir sehen auch hier wieder, wie wichtig es ist, National-Wirthschaft und Staatswirthschaft strenge zu scheiden.

List hat die Bestrebungen der Socialisten gekannt; er schätzte an ihren Lehren, wie er sagte, „das Princip der Conföderation und der Harmonie der productiven Kräfte." Er glaubte nämlich in dieser Conföderation etwas Aehnliches zu finden, wie seine „Gesammt-Productivkraft der Nation" und stellte sie daher in gleicher Weise wie diese dem Individualismus der Freihändler gegenüber. In Folge dessen mußte er natürlich die wahre Bedeutung des Socialismus verkennen. Die reelle Solidarität der Socialisten, welche darnach strebt, der individuellen Freiheit eine sichere Basis zu geben, indem sie die negative Freiheit des Staatsbürgerthums, d. h. das bloße Recht, frei zu sein, durch eine positive Freiheit, d. h. durch die Möglichkeit, frei zu werden, zu ersetzen sucht, diese Solidarität mußte ihm nun in demselben Lichte erscheinen, in welchem ihm seine eigene „Gesammtkraft der Nation" erschienen sein würde, wenn er sie hätte unparteiisch beobachten können, d. h. als jene den National-Oekonomen überhaupt eigene abstracte Auffassung der Gesammt-, der Staats- und National-Wirthschaft, welche die Einzelnen über ihre Unfreiheit täuscht und sie der Willkür Weniger überliefert.

List äußerte sich daher unter Anderem in folgender Weise über den Socialismus (S. 491, 2te Aufl. seines nationalen Systems, 1842):

„Jetzt ist die Smith-Say'sche Schule aufgelöst in Frankreich, und der strengen und geistlosen Herrschaft der Tauschwerths-Theorie ist eine Revolution und eine Anarchie gefolgt, die weder Herr Rossi, noch Herr Blanqui zu beschwören vermag. Die Saint-Simonisten und Fourieristen, mit bedeutenden Talenten an der Spitze, anstatt die alte Lehre zu reformiren, haben sie ganz auf die Seite geworfen und sich ein utopisches System erbaut. Erst in der neuesten Zeit haben die genialsten von ihnen das Verhältniß ihrer Lehre zu der der früheren Schule ermittelt und ihre Ideen mit den bestehenden Zuständen in Verbindung zu setzen gesucht. Von ihren Arbeiten, namentlich des talentvollen Michel Chevalier, ist Bedeutendes zu erwarten. Was diese neuen Lehren Wahres und in unseren Tagen Anwendbares enthalten, ist zumeist aus dem Princip der Conföderation und der Harmonie der productiven Kräfte zu erklären. Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstständigkeit ist ihre schwache Seite; bei ihnen geht das Individuum gänzlich in der Gesellschaft auf, im directen Gegensatze zu der Tauschwerths-Theorie (der Freihändler), in welcher das Individuum Alles und der Staat Nichts sein soll."

Wir sehen hieraus, daß List den Socialismus, wiewohl er ihn als eine bedeutende Erscheinung anerkannte, doch nur im Sinne seines eigenen, „nationalen" Systems interpretirte. Einem Manne, wie ihm, der sich um Deutschland so viele Verdienste erworben hat und der überdieß der erste unter den deutschen National-Oekonomen ist, welcher eine wirklich selbstständige und originelle Wirthschaftslehre in volksthümlicher Sprache geliefert hat, ist diese Einseitigkeit weniger zu verdenken, als den übrigen National-Oekonomen, welche aus Schulpedantismus und Bequemlichkeit bei der einmal hergebrachten Anschauungsweise englischer und französischer Systeme beharren und die schwierigen, brennenden Fragen des Proletariats vornehm ignoriren.

Daß die nationale Frage für Deutschland gerade jetzt eine der wichtigsten ist, muß Jeder List zugestehen, so sehr auch zu bedauern ist, daß wir die Lösung dieser Frage, welche andere Völker schon im Mittelalter und vor der Ausbildung ihrer staatsbürgerlichen Freiheit vollzogen, noch vor uns haben zu einer Zeit, da schon andere Fragen auf Antwort warten und das sociale Problem mit dem staatsbürgerlichen in Conflict gerathen ist. List war ein tüchtiger, praktischer Parteimann, wie es deren leider in Deutschland wenige gibt, und vor dessen

patriotischem Streben man alle Achtung haben muß. Dieß durfte uns indeß nicht abhalten, das Ungenügende der Nationaleinheit für die Herstellung einer gerechten und geordneten Gütervertheilung hervorzuheben und zugleich darauf aufmerksam zu machen, daß die Staatswirthschafts- und Handelssysteme schon vor List eine nationale Basis hatten, was er in seinem Eifer für die Herstellung der deutschen Nationalität und in seinem Kampfe gegen englische Freihändler zu sehr in den Hintergrund treten ließ.

Schon bald nach der Entdeckung von Amerika begann die Ausbildung mächtiger Nationalitäten auf die Staatswirthschaft einen bedeutenden Einfluß zu üben, und alle Handelssysteme, auch der Freihandel, trugen seitdem einen nationalen Charakter. Fassen wir jetzt das Eigenthümliche dieser Systeme noch etwas näher in's Auge.

Man spricht gewöhnlich von drei Handelssystemen, von dem des Schutzes, von dem des Freihandels und vom Mercantil-System. Diese Systeme sind in dem Wesen des Handels selbst begründet und daher so alt wie seine Geschichte. Freilich muß man die praktische Handelspolitik von ihrer systematischen Formulirung trennen. Letztere gehört, wie ich schon oben bemerkte, der neueren Zeit an.

Allein die neuere Zeit ist für die Handelsgeschichte nicht bloß die Zeit der Systematik, sie ist zugleich die Periode der nationalen Entwickelung. Diese Bewegung ist es, von welcher die Systematiker der neueren Zeit getragen und oft, ohne daß sie sich dessen bewußt sind, beherrscht werden. Ihre Gesetze, ihre Maßregeln, mit einem Worte, ihre aus der Praxis abstrahirten Systeme streben daher vor Allem dahin, der Staatswirthschaft eine volkswirthschaftliche Basis zu verschaffen, oder die Handelspolitik vereinzelter Städte und Städtebündnisse zur Handelspolitik der Nationen zu erheben.

Was den Freihandel und das Schutzsystem betrifft, so wird man mir das Gesagte leicht zugeben. Die Handelspolitik der italienischen Handelsstaaten, die der Hanseaten und auch die Handelsgeschichte des Alterthums ist reich an Thatsachen, die sich von den Bestrebungen der heutigen Freihändler und Schutzzöllner nur durch den Mangel der nationalen Färbung unterscheiden. Sowie jetzt die Nationen einander eifersüchtig beobachten, so concurrirten damals einzelne Städte oder kleinere Staaten und suchten durch Handelsverträge, durch Schifffahrtsgesetze und Schutzmaßregeln den eigenen Bürgern das Monopol des Welthandels zu sichern. Die Handelspraxis jener Städte war, abgesehen von der Nationaleinheit, dem heutigen Handel analog. Sobald der industriellen Entwickelung einer Stadt andere Städte als Rivalinnen gegenübertraten, so sah erstere, um ihre Stellung zu behaupten, sich gezwungen, zu Schutzmaßregeln ihre Zuflucht zu ergreifen, während es eben so sehr in der Natur der Sache lag, daß zwischen den civilisirten Städten im Ganzen und den sie umgebenden barbarischen Völkern das Verhältniß des Freihandels vorherrschte. Daß damals ebenso, wie heut zu Tage, rücksichtlich des Freihandels und des Schutzes bisweilen aus Kurzsichtigkeit und Egoismus Maßregeln ergriffen wurden, die den bestehenden Verhältnissen wenig angemessen waren; daß man den Schutz oft zu spät eintreten oder ihn länger andauern ließ, als es für das Gedeihen des Handels und der Industrie ersprießlich war, wozu bedürfte das hier einer weiteren Ausführung?

Aber das Mercantil-System, wird man mir entgegnen, dieses gehört doch wohl der neueren Zeit an; von ihm war doch schwerlich vor der Entdeckung von Amerika die Rede? Oder bildet auch hier wieder die Nationaleinheit und die systematische Formulirung das unterscheidende Merkmal? Ich möchte letzteres behaupten und zugleich hinzusetzen, daß man bei der Beurtheilung oder Schilderung

des Mercantil-Systems äußerst vorsichtig, viel vorsichtiger wenigstens sein muß, als es die Verfasser unserer national-ökonomischen Lehrbücher bis jetzt gewesen sind, welche es sich oft einfallen ließen, praktische Maßregeln für absurd zu erklären, weil die Praxis in das hohle Gerüste national-ökonomischer Phrasen nicht passen wollte.

In einer solchen Einseitigkeit und Absurdität, wie unsere National-Oekonomen sich das Mercantil-System gewöhnlich träumen lassen, hat das Mercantil-System in der praktischen Handelswelt und bei praktischen Staatsmännern niemals existirt. Es ist leicht, eine Meinung zu bekämpfen, wenn man sie vorher selbst erfunden und so einfältig wie möglich dargestellt hat. Allein ein solches Kämpfen gegen Windmühlen verliert Gottlob! eine Anzahl von Gelehrten und Recensenten ausgenommen, beim Publicum täglich mehr an Credit. Die Praxis ist zu ernst geworden und erfordert zu viel Zeit, als daß theoretische Gaukeleien auf die Dauer noch Anklang finden könnten.

Die Gegner des Mercantil-Systems thun gewöhnlich, als käme es in allem Ernst darauf an, die Meinung zu bekämpfen, daß Reichthum nur in Gold und Silber oder in der Menge des circulirenden Geldes bestände. Dieß hat wohl schwerlich Jemand in der abstracten Weise, wie die National-Oekonomen die Sache bisweilen darstellen, geglaubt. Allein Letzteren ist diese Meinung eine zu glückliche Gelegenheit für die Polemik, um sie ohne Weiteres in das Reich der Fabeln und Utopieen zu verweisen. Sie erwiedern daher mit triumphirender Miene, was das wohl für ein Reichthum sein möge, bei dessen Besitz man Hungers sterben könne? Sie fragen, was einem schmachtenden Wanderer in einer Wüste wohl ein Sack Goldes gegen den Durst, oder was den Bewohnern einer belagerten Stadt das Geld gegen den Hunger helfe? Als ob jemals Jemand geglaubt hätte, daß Gold und Silber ebenso leicht zu verdauen sei, wie eine Semmel.

In dieser Polemik gegen die selbsterfundene Vergötterung des Geldes haben einige National-Oekonomen, wie unter Andern Say, sich nun verleiten lassen, das Geld zu niedrig zu taxiren und geradezu zu behaupten, Geld sei für den Handelsverkehr der Völker von gar keiner andern Bedeutung als jede andere Waare, und es sei daher gleichgültig, ob die Waaren des Auslandes mit Geld oder mit Waaren bezahlt würden. Es sei, fügten die Anhänger dieser Meinung hinzu, gar kein Unglück für eine Nation, wenn bei ihr ein Mißverhältniß zwischen der Waaren-Ausfuhr und Einfuhr bestehe. Das Geld, welches die Differenz decken oder welches man für das empfangene plus zahlen müsse, würde schon wieder zurückkommen. Denn durch die Geldausfuhr aus einem Lande würde der Geldeswerth dort steigen, so daß dem in anderen Ländern angehäuften Geldreichthume ein leichter und glücklicher Abfluß verschafft würde.

Allerdings wird das Geld zurückkommen, aber es fragt sich nur, wie? Von selbst kommt es nicht wieder, und daher werden diejenigen Nationen, welche ihre Producten-Einfuhr nicht mit einer entsprechenden Producten-Ausfuhr decken können, sich bald in die unangenehme Lage versetzt sehen, das nöthige Geld gegen Renten unter irgend einer Form von den Fremden zu leihen. Die Fremden werden ihren Ueberfluß bei uns auf Hypothek anlegen, sie werden sich in unseren Actien und Staatseffecten bezahlt machen, und wenn die Handelsbilanz fortwährend ungünstig sich für uns herausstellt, wenn es der andern Nation mit Hilfe des Credits ihrer Banken gelingt, unsere Märkte beständig mit Waaren zu überschwemmen, so werden wir endlich bei ihr in eine dauernde Schuld gerathen. Brauchen wir auch nicht zu fürchten, daß unsere liegenden Gründe in

die Fremde wandern, so werden wir bei einer anhaltend ungünstigen Handelsbilanz doch zuletzt nichts Anderes, als die Pächter fremder Herren sein.

Das Wesen des Mercantil-Systems nun ist es, daß es gerade diese Geldfrage bei der Waaren-Aus- und Einfuhr berücksichtigt. Es sucht dadurch ein Gleichgewicht unter den Nationen herzustellen, daß es die Einen gegen die Geldherrschaft der Andern schützt. Es zieht die Handelsbilanz, um zu wissen, wann es den heimischen Markt gegen die Ueberschwemmung fremder Waaren zu sichern habe; es ist mit einem Worte nichts Anderes, als das unter dem Gesichtspunkt des Geldes betrachtete Schutzsystem.

Ich weiß wohl, daß dieses System, wie jedes andere, häufig mißbraucht worden ist, und daß es in Folge der gesellschaftlichen Zustände eines Volkes oft eine Form annahm, die den Gegnern des Schutzsystems den Angriff auf dasselbe leicht machte. Aber diese Formen ebenso wenig, wie die kleinlichen und falschen Rechnungen, welche man zur Ermittelung der Handelsbilanz bisweilen angestellt hat, dürfen uns über den eigentlichen Sinn desselben täuschen.

Bedenken wir immer, daß sich hinter dem Streite über die Bedeutung des Geldes oder über dessen Verhältniß zu den übrigen Waaren in der praktischen Welt zugleich die Interessen der Freihändler und Schutzzöllner verstecken, und daß die Frage des Freihandels, wie List so trefflich ausgeführt hat, nicht in absoluter Weise, sondern nur mit Rücksicht auf ganz bestimmte Völkerverhältnisse einen Sinn hat.

Die Engländer, die nicht wissen, wo sie mit allen ihren Manufacten bleiben sollen, welche bei allen Völkern, wo man ihre Uebergriffe nicht durch Schutzmaßregeln verhindert, bedeutend mehr Waaren ein- als ausführen und sich das Deficit mit Actien, mit Staatseffecten und allmälig mit der ganzen Capitalkraft und Unabhängigkeit fremder Nationen bezahlen lassen, werden natürlich behaupten, daß es gleich günstig für die Fremden sei, ob sie die englischen Fabricate mit Geld oder mit Waaren bezahlen. Ja, es ist den Fremden wohl bisweilen gesagt worden, daß sie besser daran thäten, Geld statt Waaren auszuführen; denn Geld sei doch nur ein bloßes Circulations-Mittel, Waaren dagegen könne man unmittelbar gebrauchen.

Alles dieß wäre für den Ankauf der Waaren ganz vortrefflich, wenn das Geld den fremden Nationen niemals ausginge, oder wenn man es ihnen umsonst wiedergäbe. Da es aber wiedergekauft werden muß, so ist es jedenfalls besser, es mit Producten zu kaufen, als es gegen Pfänder und Renten zu borgen.

Ein Volk, wie die Engländer, welches durch seine Productenausfuhr und seine Geldeinfuhr andere Völker ruinirt, wird sich am Wenigsten bereitwillig finden, dem Gelde einen Vorzug vor den übrigen Waaren zuzuerkennen und die Wahrheit an's Licht zu stellen, daß es bedeutend schwieriger und riskanter ist, mit Waaren Geld, als mit Geld Waaren zu kaufen. Es wird, um die anderen Völker zu täuschen, vielmehr behaupten, alle Waaren haben qualitativ dieselbe Kaufkraft. Es wird dem berühmten Gegner der National-Oekonomen, Proudhon, nicht zugeben, daß das Geld die Waare „par excellence“ sei, daß die Disposition über dasselbe im Handel einen ähnlichen Vortheil gewährt, wie im L'hombre-Spiel der Besitz der Atouts. Es wird ebenso wenig an der Meinung unseres scharfsinnigen Landsmannes List Geschmack finden, welcher ebenfalls es den National-Oekonomen zum Vorwurfe machte, daß sie, aus einseitiger Polemik gegen das Mercantil-System, die eigenthümliche Bedeutung des Geldes verkannt hätten. List zeigt an dem Beispiele der nordamerikanischen Bankkrisen, wie gefährlich es für eine Nation ist, einer andern eine vorherrschende Concurrenz oder Waareneinfuhr zu gestatten und demzufolge von den Geld-Instituten der

Fremden abhängig zu werden. List macht zugleich darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Gegenstände des Verkehrs und des Besitzes qualitativ eine verschiedene Tauschkraft besitzen. Die Tauschkraft der werthvollen Manufactur-Waaren des gemeinen Gebrauches, meint er, käme dem Werthe der edlen Metalle am Nächsten. Sie also verschaffen uns im internationalen Verkehre auch um Vieles sicherer und leichter, als die unbeweglichen Güter, als die fixirten Instrumente und die meisten Agricultur-Producte, die Möglichkeit, in Zeiten der Krisen das nöthige Geld rasch an uns zu ziehen. Beispiel wiederum England.

Kein Wunder also, wenn besonders die Engländer, welche mit Hilfe ihrer Schutzsysteme eine so bedeutende Manufacturkraft erlangt haben und in Folge dieser Manufacturkraft die fremden Märkte mit Waaren überschwemmen, sowie mit Leichtigkeit über das Geld anderer Völker disponiren, kein Wunder, sage ich, wenn Engländer und Alle, welche in ähnlichen Verhältnissen leben, uns die sorgsame Aufmerksamkeit des Mercantil-Systems auf das Verhältniß der Waaren- und Geldausfuhr als eine fixe Idee schildern.

Die amtliche Einführung des Mercantil-Systems wird gewöhnlich Carl V. von Spanien zugeschrieben, und die Freihändler, in deren Interesse es liegt, den in industrieller Beziehung zurückgebliebenen Nationen weis zu machen, es sei einerlei, ob man fremde Waaren mit Waaren oder Geld bezahle, sind natürlich außer sich vor Entrüstung gegen Carl V. und Philipp II., wie sie sagen, unseligen Angedenkens. „Nein, nie wird die Wissenschaft," sagt Herr Blanqui in seiner Geschichte der politischen Oekonomie, „hinlänglich starke Ausdrücke, nie die Menschheit Thränen genug finden, um die fluchwürdigen Thaten einer solchen Regierung zu brandmarken."

Da ich hier nicht die Geschichte Carl's V. und Philipp's II. im Allgemeinen zu charakterisiren habe, so fühle ich mich nicht berufen, über den „starken Ausdruck der „Fluchwürdigkeit" hier im Allgemeinen abzuurtheilen. Für die Geschichte des Handels und für die richtige Beurtheilung des Mercantil-Systems wäre es indeß, wie mir scheint, nicht ganz unpassend gewesen, wenn Herr Blanqui die verschiedenen handelspolitischen Maßregeln dieser Monarchen etwas auseinander gehalten und sie andererseits wieder mit der damaligen Lage Spanien's in Verbindung gebracht hätte.

Um die Folgen der Handelspolitik dieser so schwer angeschuldigten Monarchen unparteiisch zu beurtheilen, müssen wir zuvörderst beachten, daß schon Ferdinand der Katholische im Jahre 1492 aus religiösem Fanatismus fast eine Million gewerbfleißiger Juden aus dem Lande getrieben hatte. Wir müssen ferner die Vertreibung der in Kunst und Industrie so bewanderten Mauren berücksichtigen und uns daran erinnern, daß es der Nachfolger Philipp's II. war, welcher die Folgen dieser für die Industrie so nachtheiligen Ereignisse durch die Ausweisung der im südlichen Spanien zurückgebliebenen Morisko's im Jahre 1610 noch verschlimmerte.

Damit war der iberischen Halbinsel die Basis des industriellen Lebens, d. h. der Sinn für die Arbeit und das Talent, welches sie erfordert, entzogen. Wo aber diese Arbeitskraft fehlt, da helfen alle handelspolitischen Maßregeln Nichts, um Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig zu bringen. Die nächste Aufgabe also wäre die gewesen, die verlorene Arbeitskraft wieder herzustellen. Allein wie schwierig, ja, fast möchte ich sagen, wie unmöglich mußte es sein, in einem Lande, welches seine arbeitsame Bevölkerung verloren hatte, den Sinn für Arbeit zu einer Zeit wieder zu erwecken und auszubilden, da ihm plötzlich ohne Arbeit die unermeßlichen Schätze eines neuentdeckten Landes zuflossen.

Dieß muß man wohl in's Auge fassen, wenn man den Erfolg der von Carl V. und Philipp II. befolgten Handelspolitik auf seine entsprechenden Ursachen zurückführen will. Das Streben der Staatsmänner und Regenten, in's Ausland mehr oder doch nicht weniger Producte auszuführen, als die Einfuhr beträgt, dieß Streben, welches England mit Glück versuchte, konnte in Spanien keine gesunden Früchte tragen; denn was vermögen Schutzmaßregeln zur Hebung der Industrie bei einem Volke, welches den Sinn für die industrielle Arbeit verloren hat! Daraus aber folgt nicht, daß andere Völker, welche für das Gedeihen einer Manufacturkraft Arbeit, Talent und Capital besitzen, am Besten thun, ihren Markt den Fremden preiszugeben.

Darin bin ich freilich mit den Gegnern des Mercantil-Systems einverstanden, daß die strenge Gesetzgebung unter Carl V. und Philipp II. gegen die Ausfuhr des Geldes zu Nichts führen konnte. Verstanden es die Spanier nicht oder hatten sie, durch das amerikanische Gold corrumpirt und an Müssiggang gewöhnt, keine Lust, die Schutzmaßregeln gegen die Einfuhr fremder Fabricate zur Gründung einer tüchtigen Industrie zu benutzen, so war es ihnen allerdings unmöglich, Waaren mit Waaren zu bezahlen; und das Geld mußte trotz einer noch so strengen Douane in's Ausland gehen.

Daraus aber folgt nicht, daß es einerlei sei, ob man das Geld im Lande behält oder es für Waaren in's Ausland sendet; es folgt nicht daraus, daß es gleichgiltig sei, ob man fremde Waare mit Geld oder Waaren bezahlt, oder daß eine Nation unbeschadet ihres Wohlstandes jedes Jahr bedeutend größere Massen von Werthen an Producten und Fabricaten einführen als ausführen und ihre Schuld mit Geld bezahlen könne.

Carl V. und Philipp II. waren übrigens nicht die Ersten, welche das Geld für etwas Höheres schätzten, als für eine gewöhnliche Waare. Von jeher haben praktische Kaufleute, in den italienischen Republiken, wie in den Handelsstaaten der Alten, den edlen Metallen eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt und wenn auch nicht durch Systeme, so doch durch ihr Verfahren deutlich genug gezeigt, daß es vortheilhafter sei, Geld einzuführen, als es beständig zur Ausgleichung einer nachtheiligen Handelsbilanz an das Ausland zu verausgaben. Sowie aber früher der Handel bloß von einzelnen Städten und Städtebündnissen, ohne Rücksicht auf die industrielle Gesammtkraft eines Volkes, betrieben worden war, so mußte auch das Geld bei diesen unsolidarischen Verhältnissen des Zwischenhandels eine, ich möchte sagen, bloße Kaufmannsfrage bleiben. Erst nachdem durch das Entstehen mächtiger Erbreiche und einheitlicher Nationen die verschiedenen Industriezweige äußerlich zusammengehalten und gezwungen wurden, auf einander Rücksicht zu nehmen, da mußte auch die Beziehung des Geldgewinnes der Kaufleute zu der Industrie überhaupt, da mußte das Verhältniß des Geldes zur Waare ernstlich zur Sprache kommen. Diese Frage forderte aber eine um so schnellere Lösung, je plötzlicher und heftiger die Fluctuationen der Preise waren, welche durch die Menge des amerikanischen Geldes, sowie durch die Versuche verblendeter Monarchen entstanden, sich durch Falschmünzerei eine nie versiegende Quelle von Reichthümern zu verschaffen. Spanien, welches von diesen Stürmen zunächst und unmittelbar getroffen wurde, suchte sich durch das Mercantil-System zu retten. Der Versuch, diesem Lande seine edlen Metalle durch Gründung einer dauernden Manufacturkraft zu sichern, scheiterte, wie ich oben zeigte, an seinen gesellschaftlichen Verhältnissen. Sollte daher das Geld im Lande bleiben, so mußte man seine Ausfuhr geradezu verbieten. Daß ein solches Verbot aber fruchtlos bleiben mußte, habe ich schon hervorgehoben. Wir sehen also, daß das Mercantil-System in Spanien nicht

in Folge seiner Bevorzugung des Geldes vor den übrigen Waaren, oder seines Strebens, mehr Waaren aus- als einzuführen, schlechte Früchte trug, sondern deßhalb zu Spanien's Heil Nichts beitragen konnte, weil die Verhältnisse, auf welche es angewendet wurde, seine normale Entwickelung verhinderten.

Daß es einer Nation nicht zum Nachtheile gereiche, wenn sie beständig mehr Waaren ein- als ausführe, diese dem Mercantil-System insbesondere und dem Schutzsystem überhaupt entgegengestellte Ansicht, läßt sich natürlich nur dadurch vertheidigen, daß man das Geld, mit welchem das plus der Einfuhr bezahlt werden muß, seinem qualitativen Werthe nach den Waaren ganz gleich stellt. Say hat dieses gethan, und unter dem Beifallsruf der Freihändler es für absurd erklärt, zu glauben, daß es für eine Nation nachtheilig sei, wenn ein Theil ihrer Rückfracht in Geld bestehe. Im Gegentheil, fügt er hinzu, wenn dadurch auf einer von beiden Seiten ein Vortheil erzielt würde, so müßte offenbar diejenige Nation gewinnen, welche mehr Waaren ein- als ausführt; denn das Geld ist doch ein bloßes Circulations- und Tauschmittel.

Allein das national-ökonomische Dogma von der Gleichheit der Tauschkraft bei den verschiedenen Gegenständen des Verkehrs und des Besitzes verliert täglich mehr an Gläubigen, und es freut mich, hier sagen zu können, daß es ein Deutscher war, Dr. Friedrich List, welcher unter den Ersten den Nebel, mit welchem sich jenes Dogma zu umgeben verstand, verscheuchte. Die Abhandlung „über die Manufacturkraft und die Circulations-Instrumente" ist eins der wichtigsten Capitel in seinem „nationalen System" der politischen Oekonomie.

Man sieht immer mehr ein, daß eine Nation, wenn sie zu Wohlstand und Unabhängigkeit gelangen soll, die fremden Waaren wieder mit Waaren bezahlen muß, und daß, so lange sie dieses nicht vermag, Schutzmaßregeln nothwendig sind, um sie gegen eine Ueberschwemmung von fremden Producten zu sichern und die Ausbildung ihrer Industrie möglich zu machen.

Nur muß man nicht glauben, daß eine wahre Ausgleichung des Productenaustausches zwischen zwei Nationen schon dann hergestellt wäre, wenn man etwa in den Ein- und Ausfuhr-Tabellen fände, daß die Quantitäten und Qualitäten der aus- und eingeführten Waaren einander gleich wären, oder mit andern Worten, daß beide Nationen eine gleiche Menge gleich brauchbarer Gegenstände erhalten hätten.

Proudhon hat sich das Verdienst erworben, in dieser Beziehung der Sache auf den Grund gegangen zu sein, indem er in seiner Polemik gegen Herrn Bastiat, den Cobden der Pyrenäen, wie er ihn nennt (wenn ich nicht irre, ist Herr Bastiat im Departement des Landes ansässig), dessen Ausführung des Adam Smith'schen Satzes, daß die Arbeit, nicht aber die von der Natur oder den Fortschritten der Gesellschaft einem Producte umsonst verliehene Brauchbarkeit, den Tauschwerth desselben bedinge, gegen ihn selbst anwendet.

Wenn dem so wäre, wenn wirklich die Producte bloß nach der ihnen einverleibten Arbeit bezahlt würden, wenn diejenigen Nationen, welche durch die Natur vor Anderen bevorzugt oder durch den rascheren Gang ihrer Bildung und durch die Anwendung von Maschinen begünstigt, im internationalen Handel diese Vorzüge als ein allen Völkern gemeinsames Erbtheil betrachteten und sich bloß die Arbeit bezahlen ließen, dann brauchten allerdings die minder bevorzugten Länder den Freihandel oder die allgemeine Völker-Concurrenz nicht zu fürchten; im Gegentheil, sie würden nur gewinnen. Die Nation, welche, um mich eines Beispiels des Herrn Bastiat zu bedienen, auf jeden Scheffel Getreide weniger Arbeit verwendet hätte, würde diesen Scheffel dann auch nur

gegen eine geringere Quantität Arbeit, die sich in irgend einem anderen Producte befände, umsetzen.

Allein eine solche Gemeinschaft der Natur- und Gesellschaftsgaben unter den Producenten der verschiedenen Länder findet nirgends Statt. Die Nationen stehen, wie Proudhon klar auseinander setzt, bis jetzt in demselben monopolistischen Verhältnisse zu einander, wie die Eigenthümer von Ländereien verschiedener Güte, nach der Theorie Ricardo's. Das Verhältniß der Arbeit zu jenen verschiedenen Naturgaben wird hier wie dort nur zur Erklärung der Eigenthums-, der Rente- oder Monopol-Verhältnisse gebraucht, aber nicht als Maßstab der Vertheilung oder des Austausches der Producte nach dem Gesetze der Arbeit.

Gleicht, um die Sache auf einen einfachen Ausdruck zu bringen, in dem einem Lande der Scheffel Getreide zwei Arbeitstagen, in dem andern aber nur einem einzigen, so wird natürlich ersteres dadurch noch nicht vor Verlust geschützt werden, daß die Waaren-Aus- und Einfuhr zwischen beiden Ländern sich deckt. Das Schutzsystem also muß, wenn es nicht eine bloße Täuschung sein soll, die Einfuhr fremder Waaren in soweit erschweren, als die eine Nation beim Austausche ihrer Waaren an aufgewendeter Arbeit verliert.

Was aber vermag die Douane zur Aufhebung jener Monopolisirung der Natur- und Gesellschaftskräfte, welche verhindert, daß die Arbeit ihren wahren Preis erhalte! Sie kann ebenso wenig wie der Freihandel das Monopol des National-Eigenthums, noch das des Privat-Eigenthums beseitigen; sie wird ebenso wenig wie jener weder die Nationen unter einander, noch die Gesammtkraft der Nation mit den vereinzelten Bestrebungen der Staatsbürger zu einem solidarischen Ganzen vereinen.

Die Beurtheilung der Handelssysteme nöthigte mich bis jetzt, den Begriff der Nation als ein Ganzes aufzufassen. Für die Beobachtung und Beurtheilung der Praxis indeß ist es von Wichtigkeit, das Verhältniß dessen, was man National-Einheit und National-Interesse nennt, zu dem Interesse der einzelnen Staatsbürger festzustellen. Auch hier habe ich leider wieder eine Chimaire zu zerstören. Das freie Staatsbürgerthum nämlich, welches sich auf nationaler Basis ausbildete, hat dem Monopol der Corporationen nichts Anderes als das Monopol des Einzelnen gegenüber zu halten gewußt, und es demnach nicht zu einem solidarischen Ganzen, sondern bloß zu der Abstraction einer Gesammtheit und eines Gesammtvermögens gebracht.

Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß die Freihändler sowohl, als ihre Gegner, als Ziel ihrer Wünsche National-Wohlfahrt und National-Reichthum angeben. Wie oft ist in dem Kampfe der englischen anti-corn-law-league gegen die Landlords nicht von National-Arbeit und National-Reichthum die Rede gewesen, wie oft hat man seitdem nicht dieselben Redensarten in Frankreich und Deutschland wieder hören müssen. Allein in England und Frankreich war die socialistische Weltanschauung schon zu sehr in's Volk gedrungen, als daß das Phantom der National-Einheit lange ungestört seine Triumphe feiern konnte.

Als ich vor einiger Zeit in Frankreich mit Interesse den Kampf der Weinhändler des Südens gegen die Fabrikanten des Nordens beobachtete, fiel mir ein damals vielgelesenes Buch, „Les juifs rois de l'époque“ von Toussenel, in die Hände, welches, beiläufig gesagt, folgende pikante Sätze als Motto führte:

1) La spéculation légitime consiste à acheter au meilleur marché possible, pour revendre le plus cher possible .... c'est lâme du commerce.

(Sylvain Dumon.)

2) Les financiers soutiennent l'état comme la corde soutient le pendu.

(Montesquieu.)

3) La maison de mon père est une maison de prière et vous en avez fait une caverne de voleurs.

(Jésus chassant les marchands du temple.)

4) Mercure, dieu de l'éloquence, du commerce et des voleurs.

(Mythologie.)

Bietet auch das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers manche schwache Seiten dar, so ist das Buch doch, was die Beurtheilung des Handels im Allgemeinen und der volkswirthschaftlichen Verhältnisse Frankreich's im Besonderen betrifft, sehr zu empfehlen. Ich führe es hier einer Stelle wegen an, die ich sogleich folgen lassen will. Sie ist vortrefflich dazu geeignet, den Zwiespalt und den Egoismus der Privat-Interessen, welcher sich hinter den Namen der Nation zu verstecken sucht, an's Licht zu ziehen.

Der Fabrikant französischer Cachemire verlangt, sagt Toussenel, das Verbot der Cachemire Indien's und zugleich eine Zollherabsetzung für die Wolle von Thibet.

Der Züchter des Schlachtviehes erklärt als Producent von Nationalfleisch, daß eine Einwanderung deutscher Ochsen viel schlimmer sei, als eine neue Invasion der Cosaken.

Die Fabrikbesitzer von Sedan und Elbeuf widersetzen sich der Einfuhr fremder Tuche, verlangen aber, daß man den Zoll auf englische und sächsische Wolle herabsetze. Allein gerade diese Zollverminderung kommt den Herren Girod (de l'Ain) höchst ungelegen; sie beschäftigen sich nämlich mit der Zucht edler Schafe und erklären, wie alle Anderen, ihre Industrie für die einzig nationale.

Kämen Hufeisen ganz fertig in den Handel, der Hufschmid würde darauf dringen, daß man die fertigen Hufeisen verböte und zugleich den Zoll auf Roheisen herabsetze.

Allein der Eisenproducent versteht die Sache anders. Er braucht ein System, welches ihm das Monopol des inländischen Marktes sichere. Ist er zufällig in der Lage, daß er Eisen-Fabrication und Maschinenbau treibt, so versteht es sich von selbst, daß auch die belgischen und englischen Maschinen verboten werden müssen. Im Falle er aber nur Maschinen construirt, wird er sich schon damit zufrieden erklären, wenn man bloß fremde Maschinen verbietet, und sich jedesmal sehr nachgiebig zeigen, wenn es sich um eine Zollherabsetzung auf Eisen handelt.

Der Eine baut Flachs und opponirt gegen die Einfuhr belgischen Flachses und russischer Heede. Der Andere fabricirt Leinwand; was wird er Anderes verlangen, als einen geringeren Zoll für belgisches und englisches Garn. Ein Dritter hat sich eine Spinnmaschine angeschafft; was kümmert ihn das arme Mädchen hinter dem Spinnrade! Was er verlangt, ist freie Einfuhr der Heede von Courtrai und Riga, versteht sich mit dem Zusatze, daß das Garn von Manchester und Leeds verboten werde.

Ein Anderer wiederum bereitet Leder zu und stimmt daher für die freie Einfuhr des Rohleders von Afrika, Brasilien und Buenos-Ayres, ist aber unerbittlich gegen zubereitetes Leder, das aus Rußland kommt. Er verlangt auch freie Einfuhr fremder Lohe und widersetzt sich der Ausfuhr der Nationallohe.

Lyon nimmt den ersten Rang in der Fabrication reicher Seidenstoffe ein; Bordeaux hat für seine Weine keine Concurrenz zu fürchten; Marseille lebt vom Seehandel: Lyon, Marseille, Bordeaux stimmen für den Freihandel. Rouen, Lille, Mulhouse, Saint-Quentin und Amiens fabriciren Tuch und Leinwand und haben eine starke Concurrenz von Seite des Auslandes zu fürchten, sie stimmen also für Aufrecht-

haltung des Schutzsystems. Paris ist für die Freiheit, soweit es sich um Bronzen, Parfümerieen und Moden handelt; Paris ist für das Prohibitiv-System, denn es fabricirt auch Cachemire.

So gibt es Hunderte, ja Tausende von Industrieen, die alle denselben Refrain anstimmen: Schützt meine Producte gegen die entsprechenden des Auslandes; alle anderen laßt frei circuliren!

Herr Thiers hat mit einem einzigen Zuge die Verlegenheit vortrefflich gezeichnet, in welcher sich die Regierung, gegenüber der Anarchie der National-Industrieen, befindet. „Es ist mir nicht möglich," sagte er, „das Glück von Lille ohne das Unglück von Bordeaux zu befördern." Da haben wir die allerliebste Gesellschaft, welche reformiren zu wollen die weisen Leute für eine Thorheit und eine Träumerei halten!

Ich kann die Schilderung des Herrn Toussenel hier abbrechen. Der Refrain, wie er selbst sagt, ist immer wieder derselbe, und da er seine späteren Beispiele nur den französischen Zuständen entlehnt, so könnte die Fortsetzung den deutschen Leser leicht ermüden.

Dieselben Zustände liegen ja überdieß Jedem, der Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, nahe. Man kann, möchte ich sagen, keinen Schritt mehr in unserer civilisirten Welt machen, ohne Gefahr zu laufen, über einen dieser Zustände zu stolpern. In allen Ländern, in allen Städten, in allen Dörfern und Flecken dieselbe Anarchie!

Ueberall derselbe Kampf zwischen den verschiedenen Arten der Industrie; zwischen der Agricultur, welche die Rohstoffe liefert, und der Industrie, welche sie anwendet; zwischen Industrie und Agricultur auf der einen und dem Handel auf der andern Seite; zwischen der Küste und dem Binnenlande; zwischen der Rhederei und dem bloßen Commissions-Geschäfte; zwischen den Producenten und Consumenten; zwischen den Unternehmern und Arbeitern und den Arbeitern unter einander!

Dieser Zwiespalt wird dadurch verdeckt, daß man die ökonomischen Fragen in absoluter Weise, in elastischen Kategorieen behandelt, daß man vom Freihandel und dem Schutzsysteme ganz allgemein spricht und vor all' diesem die Blendlaterne der „einheitlichen Nation" hält.

Wie viel haben nicht die englischen freetraders vom ewigen Frieden und der Brüderschaft aller Völker und Menschen geredet! Den Arbeitern versprachen sie wohlfeileres Brod und höheren Lohn, den Fabrikherren das Fallen des Arbeitslohnes; den Grundbesitzern bewiesen sie, daß das fremde Getreide sich nach dem hohen Preise des englischen richten werde, den Pächtern endlich ward eine Revision der Pacht-Contracte und eine niedrigere Löhnung ihrer Arbeiter versprochen. Genug, Jeder sollte seinen Theil erhalten an dem neuen paradiesischen Leben. Und diese Herren waren es, welche den Socialismus eine Utopie nannten!

In Frankreich ging es nicht anders. Ich war gerade dort, als zu Anfang des Jahres 1846 die Freihandels-Partei, ermuthigt durch den Sieg ihrer Glaubensgenossen in England, sich zu einer großartigen Propaganda entschloß. Ich habe der Geburtstagsfeier des Freihandels-Vereines in Bordeaux und den Sitzungen dieser Gesellschaft beigewohnt. Die Reden waren zum Theil vortrefflich, die Polemik gegen das Schutzsystem war voll d'esprit; sie handhabte die Statistik mit jener Leichtigkeit und Klarheit, welche den Franzosen und Engländern so eigenthümlich ist, und uns beweist, daß sich mit Zahlen trefflich streiten und die Statistik zu allem Möglichen gebrauchen läßt.

Ich notirte mir manche dieser Zahlen. Allein da ich die Volkswirthschaft von einem andern Gesichtspunkte, als dem des Freihandels oder des Schutzsystems betrachtete, so combinirte ich natürlich auch die Zahlen anders und kam zu ganz anderen Resultaten, als zu der Nothwendigkeit des Freihandels. Die Freihändler bewiesen, daß in Folge der Repressalien, welche das Ausland gegen das Schutzsystem Frankreich's ergriffen hätte, der Absatz der Weinproducenten immer mehr und mehr abnähme. Dagegen läßt sich Nichts einwenden; es läßt sich dieß durch Zahlen haarscharf beweisen und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Zollschranken fallen, die Weinhändler von Bordeaux ungemein gewinnen. Die Fabrikanten des Nordens dagegen weisen auf das traurige Resultat des berüchtigten Methuen-Vertrages für Portugal hin, in Folge dessen zu Gunsten der Weinausfuhr die Manufacturkraft des Landes geopfert wurde. Von ihrem Gesichtspunkte aus haben auch diese Herren Recht.

Allein es läßt sich das Verhältniß der Consumtion und Production noch in vielerlei anderer Weise auffassen, wodurch dann freilich der Freihandel und das Schutzsystem eine andere Bedeutung erhält. Frankreich, sagte man mir, sei in der größten Verlegenheit, weil es nicht wisse, wo es mit seinen Weinen bleiben solle. Das muß ein gesegnetes Land sein, dachte ich, wo ein solcher Ueberfluß an Wein herrscht. Die Zahlen indeß, welche ich mir notirt hatte, wollten mit diesem Ueberflusse nicht stimmen. Der Präsident des Freihandels-Vereines hatte die jährliche Weinproduction Frankreich's auf 40 Millionen Hectoliter angegeben. Andere schätzten sie auf 48 Millionen. Nehmen wir also die Mitte, 44 Millionen, an. Davon müssen etwa 6 Millionen abgezogen werden, die man zu Sprit verwendet. Berücksichtigen wir ferner das Auslaufen der Weine und sonstige Verluste, so bleibt nur noch eine Quantität von 34 Millionen Hectolitern übrig. Vergleichen wir nun diese Summe der Producte mit der Zahl der Consumenten in Frankreich. Die Bevölkerung Frankreich's beläuft sich bekanntlich auf 34 Millionen Seelen. Davon gehen, was die Wein-Consumtion betrifft, 10 Millionen Kinder und etwa 4 andere Millionen ab, die überhaupt keinen Wein trinken. Damit also Jeder von den übrig bleibenden 20 Millionen täglich ½ Liter consumiren könnte, würden 36 Millionen 500 Tausend Hectoliter erforderlich sein, während, wie gesagt, Frankreich nur 34 Millionen Hectoliter producirt.

Was folgt aus dieser Rechnung, gegen deren Richtigkeit sich, wie ich glaube, Nichts einwenden läßt? Am Allerwenigsten, dünkt mich, der Weinüberfluß Frankreich's und die Nothwendigkeit, den Wein in's Ausland zu versenden. Es folgt vielmehr bloß daraus, daß die Kaufkraft unter den inländischen Consumenten gering und daß sie überdieß schlecht vertheilt ist; denn, wie gesagt, wenn jeder Franzose täglich nur ½ Liter Wein kaufte, so würde schon die Weinproduction von ganz Frankreich nicht mehr ausreichen, um bloß Frankreich zu versorgen.

Es ist dieß nur ein Beispiel unter Millionen. Wollten wir dieselbe Rechnung auf alle Industriezweige anwenden, welche über Mangel an Absatz klagen und für den Freihandel stimmen, wir würden erschrecken über die Menge des Elends, welche sich aus unserer Rechnung mit mathematischer Genauigkeit ergäbe und auf der Stelle sehen, daß der Freihandel und sein bloßer Gegensatz, das Schutzsystem, etwas ganz Anderes beabsichtigen und zur Folge haben, als den „National-Wohlstand." Beide sind nur Mittel zum Schutze des Monopols; beide sind nur eine Folge desselben gesellschaftlichen Zustandes, welchen Ricardo in seiner Theorie der Rente beschrieben hat, jener Rente, die verhindert, daß die minder ergiebigen Grundstücke bebaut und daß die Arbeiter nach dem Gesetze der Arbeit bezahlt werden.

Die Schuld hiervon liegt nicht an diesem oder jenem Monopolisten, sondern in den gesellschaftlichen Zuständen. Dem Uebelstande kann also auch nicht dadurch abgeholfen werden, daß einzelne Capitalisten plötzlich ihre vortheilhafte Stellung aufgeben. Damit wäre nichts Anderes erreicht, als eine neue Anwendung jener Lebensregel: „Ote-toi de là, que je m'y mette," nach welcher die Franzosen den Ministerwechsel constitutioneller Staaten zu erklären pflegen. Liegt, wie jetzt überall zugegeben wird, die Schuld nicht an dem Einzelnen, sondern an den Institutionen der Gesellschaft, so kann auch nur durch Verbesserung dieser geholfen werden.

Wem es aber ernst ist mit dieser Verbesserung, der muß entschieden mit der hergebrachten national-ökonomischen Lebensanschauung, mit all' den Illusionen und Abstractionen brechen, mit welchen die Systeme der Wirthschaftslehre den Grund des Uebels verhüllen. Damit ist nicht gesagt, daß nun auch alle tüchtigen Beobachtungen und Erörterungen der national-ökonomischen Literatur unberücksichtigt bleiben oder verworfen werden sollen, sondern nur, daß sie einer neuen Lebensanschauung bedürfen, um gesunde Früchte zu tragen und die richtige Stellung in dem Ganzen des wirthschaftlichen Lebens zu erhalten.

Wir haben so eben gesehen, welche Illusion die Idee des National-Wohlstandes ist, soweit sie dem Freihandel und dem Schutzsystem als Rückhalt dient. Um diese Illusion zu zerstören, habe ich auf die Motive der einzelnen Freihändler und Prohibitionisten hingewiesen. Zuerst muß man wissen, was die Leute eigentlich wollen. Dann freilich entsteht die zweite Frage: Wie läßt sich der Privatwille mit dem Wohle des Ganzen in Einklang bringen?

Die Motive der einzelnen Freihändler und ihrer Gegner hat Toussenel in der angeführten Stelle trefflich charakterisirt, und es wäre gut, wenn man überall, wo die allgemeinen Phrasen von National-Wohlstand und Völkerglück auftauchen, das Terrain in ähnlicher Weise beleuchtete. Was beabsichtigten z. B. in Frankreich die Gründer des Freihandels-Vereines in Bordeaux? Zunächst nichts Anderes, als den Absatz der Weine des Südens, die selbst bei absolutem Freihandel keine Concurrenz zu fürchten haben. Wir haben schon gesehen, daß dem Interesse dieser Weinhändler gegenüber sich tausend andere Interesse geltend zu machen suchen. Aber bleiben wir nur noch einen Augenblick bloß bei der Weinfrage stehen, so wird sich auch diese wieder auflösen in eine Menge von Bestrebungen, die nach verschiedenen Richtungen gehen. Da haben wir zuerst die Kaufleute von Bordeaux, sodann die Weinproducenten, und unter diesen wieder die Besitzer der Schloßweine oder der Grundstücke erster Classe mit ihren Verwaltern und Pächtern, sodann die Producenten der Bürgerweine, sodann die kleinen Bauernbesitzungen, deren Weine wir Deutschen leider oft für Schloßweine zu trinken bekommen, und endlich das Weinbauer-Proletariat, die Taglöhner. Mit einem Worte, wir haben, was die Weinproducenten betrifft, wieder die ganze Scala der Ricardo'schen Renten-Theorie, mit dem Proletariate und einer Menge Aecker, die brach liegen, als Schluß.

Wie waren nun diese Interessen in dem berühmten Handelsvereine zu Bordeaux vertreten? Dort waren wohlhabende Kaufleute, wohlhabende Grundbesitzer und eine Art juste-milieu, welche Grundbesitzer und Kaufleute zugleich waren. Bauern habe ich dort gar nicht gefunden und von dem Interesse der Taglöhner war natürlich nicht die Rede. Was aber die Capitalisten betrifft, so waren diese keineswegs unter einander einig. Die Producenten hätten gern den Zwischenhandel der Kaufleute umgangen; sie meinten, die Deutschen und überhaupt die fremden Consumenten thäten besser, wenn sie mit Umgehung der Kaufleute sich direct an sie wendeten. Sie sprachen ungefähr wie Fourier über

die Kaufleute, ließen aber natürlich das Verhältniß der Capitalisten zu den Arbeitern unberücksichtigt.

Der ganze National-Enthusiasmus des Freihandels löste sich also, wenn man ihn in der Nähe betrachtete, auch hier wieder in das wirre Geschrei von Privat-Interessen auf, in jenen Krieg Aller gegen Alle, zu dessen Aufrechthaltung der heutige Staat erfunden worden ist.

Und als ich nun den Rhein wieder überschritten und Deutschland's Boden betreten hatte, da bot sich mir auch hier wieder dieselbe Erscheinung dar, nur mit dem Unterschiede, daß die verschiedenen Privat-Interessen oft an der Staatenvielheit Deutschland's eine Stütze fanden und also noch viel weniger der sogenannten Nationaleinheit untergeordnet werden konnten, als wie es in England und Frankreich mit Hilfe der Parlaments-Majoritäten geschieht.

Die Sprachverwirrung war übrigens dieselbe. Man sprach von National-Industrieen, wenn es sich bloß um Privat-Interessen handelte, und verbarg hinter dem Phantom der National-Wohlfahrt außer der gesellschaftlichen Zersplitterung auch noch die politische.

Hamburg sprach von Welthandel und Völkerglück, während es ganz einfach hätte sagen können, daß ein Theil seiner Kaufleute, nämlich die, welche bloß Commissions-Handel treiben, durch Schutzsysteme und Schifffahrts-Gesetzgebungen, wie sie vorgeschlagen wurden, augenblicklich nur verlieren könnten, während Rhederei und Eigenhandel mit letzteren sich vertragen würde. Das ist der Grund, weßhalb es zwei Parteien diesen Augenblick in Hamburg gibt, die eine für, die andere gegen eine allgemeine Schifffahrts-Gesetzgebung, die eine vertreten durch die „patriotische Gesellschaft," deren Gutachten Herr Professor Wurm 1847 veröffentlichte, die andere vertreten durch den Hamburger Senat, welcher sich bekanntlich, in Beziehung auf die Vorschläge der Nordseestaaten, noch vor Kurzem für den Freihandel in einer „Denkschrift" erklärte.

Aus denselben Gründen erklärt es sich, weßhalb in Bremen eine Majorität für, in Stettin dagegen eine Majorität gegen die Schifffahrts-Gesetzgebung und die Differentialzölle sich ausspricht.

Es mag also geschehen, was da will, eine Partei wird immer verlieren. Das liegt einmal in der Zersplitterung unserer gesellschaftlichen Zustände, die sich durch Freihandel und Schutzsysteme nicht heben läßt. Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon früher in Beziehung auf Deutschland über den Zwiespalt der Privat-Interessen, der mit der vorgeblichen National-Wohlfahrt in einem wunderlichen Contraste steht, gesagt habe. Es ist dieß nichts Anderes, als die Analogie zu dem, was ich so eben über Frankreich's Freihandel und Schutzsystem weitläufig auseinander setzte.

Täuschen wir uns also nicht länger über die Bedeutung oder den praktischen Werth des nationalen Handelssystems! Gestehen wir es uns offen, was wir damit erreichen können und welche Frage uns später noch zu lösen übrig bleibt. Vom absoluten Freihandel oder von einem absoluten Schutzsystem kann natürlich in der Praxis nicht die Rede sein. Die Stufen, welche ein Volk in seiner industriellen Entwickelung zu ersteigen hat, sind zu verschieden, und wiederum auf denselben Bildungsstufen gibt es zu mannichfaltige und einander widersprechende Interessen, als daß man die Selbstständigkeit und den Wohlstand einer Nation in ihrem Wettstreite mit den übrigen durch eine einzige, einfache Maßregel herstellen und sichern könnte.

Aber auch die passendste, den Verhältnissen angemessenste Anwendung des Freihandels und Schutzsystems vorausgesetzt, so wird durch beide im glücklichsten Falle für die Völker doch nichts Anderes erreicht, als ein Gleichgewicht unter

den Monopolisten der verschiedenen Nationen. Mit einem passend angewandten Schutzsystem kann nur bezweckt werden, daß eine Nation, welche bei ihrer Arbeit durch Natur und Gesellschafts-Verhältnisse weniger begünstigt ist, als die andere, bei dem Ankaufe fremder Waaren oder fremder Arbeit nicht zugleich ihr Geld und ihre Capitalkraft mit verausgabe, oder in ein dauerndes Schuld- und Abhängigkeits-Verhältniß gerathe.

Das Schutzsystem, in solcher Weise als Ausgleichungssystem der Natur- und Gesellschaftsvorzüge zu Gunsten der Arbeit aufgefaßt, und diese Auffassung ist die einzige Rechtfertigung des Schutzsystems, die es gibt, kann indeß seinen Zweck insofern nicht erreichen, als die Nationen in wirthschaftlicher Beziehung, wie gezeigt, nicht ein einheitliches Ganze sind, sondern sich in der Praxis in den Streit tausendfacher, einander widerstreitender Interessen auflösen, ein Streit, der im letzten Grunde auf dem Kampfe des Capitals und der Arbeit oder darauf beruht, daß, wie Proudhon zeigte, beim Producten-Austausche, zufolge der heutigen Eigenthumsverhältnisse, wohl ein Austausch von Waaren gegen Waaren, aber noch kein Austausch der Arbeit gegen Arbeit stattfindet. Die von Natur- und Gesellschafts-Verhältnissen weniger als eine andere bevorzugte Arbeit ist immer gegen letztere im Nachtheil. In ihren Producten verkauft die erstere gegen eine gleiche und gleichartige Productenanzahl der letzteren eine größere Quantität Arbeit, als sie zurück erhält. Es werden hier, um in der Sprache des Mercantil-Systems zu reden, mehr Waaren aus- als eingeführt. Der Grund des Uebels kann eine Zeit lang durch falsche Vorstellungen von dem Verhältnisse der Waaren zur Arbeit und beider zum Gelde verhüllt werden, aber die Folgen der ungeordneten Besitzverhältnisse treten deßhalb nicht weniger zerstörend auf.

Was im Mercantil-System die Nationen erster Classe, das sind innerhalb der Nationen die Besitzer der ersten Grundstücke, der ersten Fabriken, der ersten Handels-Comptoire, mit einem Worte, der ergiebigsten Capital- oder Productions-Mittel, und vor Allem die Besitzer jener Waare par excellence, jener Atouts unter den Karten, ich meine das Geld, welches über alle andern Waaren disponirt und dessen Werth, wenn er auch im Verhältniß zu den andern Waaren oscillirt, doch der einzige ist, der in seinen Oscillationen ganz anders als die übrigen Waaren seine Qualität erhält oder an Zahlungsstatt zu gebrauchen ist.

Wir sehen hier das Blendwerk der National-Wirthschaft verschwinden, und als Kern des Pudels eine Capitalisten- und Arbeiterfrage hervortreten. Diese Capitalisten sind die wahren Inhaber der höchsten Karten in dem Spiele des Freihandels und des Schutz- und Mercantil-Systems; sie treten unter dem Namen der Nationen gegen einander in die Schranken. Fühlt die eine Partei sich der anderen gegenüber noch zu schwach, so besteht sie auf Schutzsysteme. Alle aber streben nach immer größerer Ausdehnung ihrer Geschäfte, nach immer fruchtbareren, die Arbeit ersetzenden Productions-Mitteln, nach immer ausgedehnterer Association des Capitals und immer größeren Absatzwegen; mit einem Worte: der Freihandel wird immer mehr Anhänger gewinnen.

So führt die National-Wirthschaft, nachdem sie durch eine vollständige Ausbildung der staatsbürgerlichen Freiheit oder des individuellen Monopols in der Staatswirthschaft zum Bewußtsein ihrer Widersprüche gelangt ist, in natürlicher Weise auf die Social-Wirthschaft, und es entsteht nun die Frage nach der Ausgleichung des Capitals und der Arbeit.

Proudhon, das läßt sich nicht leugnen, hat durch seine Kritik der Eigenthums-Verhältnisse diese Frage bis jetzt auf ihren einfachsten und schärfsten

Ausdruck gebracht. Sein neuestes Werk ist nur die weitere Ausführung derjenigen Schrift, welcher er seinen Ruhm verdankt, ich meine die Brochüre: „Qu'est-ce que la propriété?“ Den Gedanken, welchen er damals aussprach, daß in Folge der Eigenthums-Verhältnisse im Producten-Austausche eine bestimmte Quantität Arbeit nicht mit einer gleichen Quantität Arbeit bezahlt würde, und daß dieses die wahre Ursache des Proletariats sei, diesen einfachen und fruchtbaren Gedanken, der zugleich den national-ökonomischen Faseleien über die Adam Smith'sche Arbeitstheorie ihren rechten Platz anwies, hat er in seinem neuesten Werke, mit Beziehung auf alle Hauptlehren der politischen Oekonomie, weitläufig und oft glänzend durchgeführt.

Man muß bei der Kritik eines Schriftstellers dessen zufällige, durch eine augenblickliche Stimmung erregte, Meinung von dem logischen Gedankengange, der sich durch seine Schriften hindurchzieht, zu unterscheiden wissen. Dazu gehört freilich, und ganz besonders bei Proudhon, eine sehr aufmerksame und etwas anstrengende Lectüre, von der ich in den Recensionen, welche in deutschen Zeitungen bis jetzt über das neueste Werk erschienen sind, keine Spur gefunden habe. Die Herren Recensenten müssen die früheren Schriften Proudhon's gar nicht gelesen haben, wenn sie meinen, daß sich durch die „philosophie de la misère“ ein anderer Grundgedanke, als durch Proudhon's frühere Schriften hindurchzieht. Sie haben sich offenbar durch die Polemik Proudhon's gegen einige französische Socialisten und Communisten zu der Ansicht verleiten lassen, Proudhon sei National-Oekonom geworden. Ja, Einige behaupten sogar freudetrunken, Proudhon hätte sich zur Theorie Adam Smith's über die Arbeit bekannt. Ich ersuche diese Herren, die Polemik Proudhon's gegen Herrn Bastiat, die ebenfalls in dem neuesten Werke Proudhon's enthalten ist, nachzulesen. Herr Bastiat hat in einigen seiner Aussprüche über die Arbeit noch mehr Aehnlichkeit als Adam Smith mit der Anschauungsweise der Socialisten. Es ist aber bekannt, daß er diese Aussprüche gerade zur Rechtfertigung der Uebelstände anwendet, welche Proudhon angreift, und daß der Schluß seiner ganzen Argumentation nichts Anderes als der Freihandel ist.

Was aber die Polemik Proudhon's gegen einige Socialisten und Communisten betrifft, so möchte ich doch denjenigen National-Oekonomen, welche sich in Folge derselben in Proudhon's Arme werfen möchten, rathen, bei dieser Gelegenheit etwas vorsichtig zu sein, damit sie nicht von Proudhon's athletischer Gestalt erdrückt werden. Diese Polemik Proudhon's findet sich schon in seinen früheren Schriften, ich will hier nur auf „Qu'est-ce que la propriété“ und „Avertissement aux propriétaires ou lettre à M. Considerant“ aufmerksam machen. Sie hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß die anderen Socialisten die Eigenthumsverhältnisse nicht so gründlich und scharf, wie Proudhon es thut, angreifen. Bisweilen aber zeigt sich in der Proudhon'schen Kritik gegen jene Socialisten nichts Anderes, als die den meisten Schriftstellern eigene Sucht, ihren Concurrenten gegenüber eigenthümlich zu erscheinen, ein Streben, welches bei Proudhon jetzt um so unnöthiger ist, als seine eigenthümliche Kritik der Eigenthums-Verhältnisse längst allgemeine Anerkennung gefunden hat, das ihm aber bei seiner Besprechung anderer Systeme nicht selten manches Treffliche, von dem er vielleicht selbst Vieles gelernt hat, übersehen läßt.

Die Kraft der Proudhon'schen Polemik liegt darin, daß er die national-ökonomischen Verhältnisse bis auf ihren letzten Grund zurückführt und bei jeder Gelegenheit zeigt, daß alle einzelnen Monopole, auf welche wir bei der Untersuchung der verschiedenen wirthschaftlichen Fragen, der Fragen über Werth, über Theilung der Arbeit, über Maschinen, Concurrenz, Steuern, auswärtigen Handel,

Credit u. s. w. stoßen, bloß verschiedene Erscheinungen des einen und selben Grundmonopols, nämlich der heutigen Eigenthums-Verhältnisse sind.

Diese Verhältnisse eben machen es unmöglich, daß der Preis der Waaren das Aequivalent der in ihnen enthaltenen Arbeit sei; sie bewirken, daß der Arbeiter seine Reproductionskraft verliert und daß viele Ländereien oder überhaupt Hilfsquellen der Völker unbenutzt bleiben müssen, weil die Ländereien oder Hilfsquellen der bessern Qualität ihren Eigenthümern die hohen Renten abwerfen.

Adam Smith und seine Anhänger sprechen, nach Proudhon's Urtheil, von der Arbeit so, als existirten die Zustände schon, welche existiren sollen. Proudhon hätte einfacher sagen können, daß Smith bei seinen Betrachtungen über die Arbeit das Capital immer schon voraussetzte.

Wie aber ist nun diesem Mißverhältnisse zwischen Arbeit und Capital abzuhelfen? Wie ist es zu bewirken, daß die Arbeit eine ähnlich gesicherte und geregelte Kaufkraft bekomme, wie heut zu Tage das Geld? Hierauf freilich hat Proudhon in seinem neuesten Werke noch keine Auskunft gegeben, d. h. er hat die ganze Organisationsfrage umgangen.

Soll die Arbeit aus ihrer heutigen Abhängigkeit vom Capital erlöst, soll verhindert werden, daß beim Waarenaustausche derjenige Theil der Waare, welcher das Capital repräsentirt, nicht zum Nachtheil der in der Waare enthaltenen Quantität Arbeit den Preis bestimme, so muß das Capital in irgend einer Weise associirt, in irgend einer Weise zum Gemeinbesitz erhoben werden.

Soll die Arbeit eine ähnliche Kaufkraft erhalten, wie das Geld, so kommt es vor Allem darauf an, sie auch überall preiswürdig und, damit die Gesellschafts-Reform nicht ihren Zweck verfehle, sie zugleich intelligent oder vernünftig zu machen. Es kommt endlich darauf an, die Production und Consumtion in ein richtiges Verhältniß zu setzen, damit nicht die Arbeit mit ihrer neuen Kaufkraft in Beziehung auf die Möglichkeit des Genusses und der Bildung eine ähnliche Aristokratie herbeiführe, wie die Aristokratie des Geldes. Mit einem Worte Proudhon hat sich über die Fragen der Association des Capitals und der Organisation der Arbeit und des Genusses noch nicht entschieden genug ausgesprochen. Nur das geht aus seiner Beweisführung bis zur Evidenz hervor, daß, so lange die heutigen Eigenthums-Verhältnisse existiren, die Proletariatsfrage nicht gründlich gelöst ist. Aber wie nun die Reform beginnen, wie dem Arbeiter zu dem Rechte und der Möglichkeit des Capitalbesitzes, wie den unteren, verwahrlosten und verwilderten Classen der Gesellschaft zur freien, ästhetischen Bildung verhelfen? Wie weit können vereinzelte Bestrebungen hier ausreichen? Wie weit hängt das Heil oder die Läuterung der Gesellschaft von heftigen, schmerzhaften Krisen ab, und wie ist das Verhältniß der Einzelnen zu diesen Krisen? Ist die Menschheit eine Art Gattungswesen, das seine Widersprüche und deren Lösungen in derselben Weise in sich enthält und mit demselben Fatalismus zur Erscheinung bringt, wie die Summe aus der Addition, die Differenz aus der Subtraction, das Product aus der Multiplication und der Quotient aus der Division folgt? Ist der Einzelne mit seinem Willen und seiner Intelligenz zu nichts Anderem da, als mit frommer Andacht dem Schicksalswagen zuzuschauen, wie er im raschen Fluge Tausende unbarmherzig unter seinen Rädern zermalmt?

Ich kenne Proudhon's Achtung und sein Streben für die freie Individualität; aber ich weiß auch, daß er eine gewaltige Neigung für metaphysische Speculationen besitzt, und möchte daher sowohl ihm als seinen unbedingten Anhängern gewisse philosophische Schulen in Deutschland als warnendes Beispiel

entgegenhalten, die über die allgemeinen Kategorieen des Weltgeistes und dessen nothwendige Fortbewegung von der These zur Antithese und Synthese die freie Individualität etwas zu sehr aus den Augen verloren, so daß diese ganze philosophische Bewegung zuletzt mit nichts Anderem endigte als, mit einem bloßen Formuliren, einem bloßen Erklären und Rechtfertigen dessen, was ist!

Ich werde auf die Organisationsfrage noch am Schlusse dieser Arbeit zurückkommen. In diesem Abschnitte war es nur meine Aufgabe, die Frage der Handelssysteme auf ihren einfachsten Ausdruck zu bringen und in Beziehung auf den geschichtlichen Fortschritt ihr die richtige Stelle anzuweisen.

Wir haben nun die Periode des „Nationalhandels", welche, was die Praxis betrifft, die Gegenwart mit einschließt, noch im Einzelnen zu verfolgen. Wir werden jetzt nicht Gefahr laufen, die Bedeutung der nationalen Basis des staatlichen Lebens zu überschätzen; und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die kräftige und natürliche Stütze der einheitlichen Nationalität eine wesentliche Bedeutung für ein vortheilhaftes und einflußreiches Eingreifen der Staaten in den Gang der Weltbegebenheiten bildet, so haben wir doch zugleich durch eine strenge Unterscheidung der Staats-, der National- und der Social-Wirthschaft jetzt deutlich genug gesehen, welche Fragen das nationale System der politischen Oekonomie noch unbeantwortet läßt, Fragen, ohne deren Lösung das Nationalleben beständig kränkeln und einen einseitigen, beschränkten Charakter behalten wird.

Aus der obigen Abhandlung, glaube ich, wird es klar geworden sein, daß die s. g. Handelssysteme: der Freihandel, das Schutz- und Mercantilsystem, statt den Einfluß des Waarenaustausches auf die Vermögensvertheilung zu untersuchen und zu regeln, bloß ganz allgemein auf eine Vermehrung des Waarenaustausches aufs Gerathewohl bedacht sind. — Dasselbe, was diese Handelssysteme in Beziehung auf den internationalen Verkehr beabsichtigen, haben für den Handel überhaupt die s. g. Creditanstalten zum Erfolg. Vermehrung der Production und des Waarenaustausches, ohne Feststellung der Rechte zwischen Capital und Arbeit, ohne Rücksicht auf eine gerechte Vermögensvertheilung, also ohne von dem Gesichtspunkte der öffentlichen Ethik auszugehen, — das und nichts Anderes bezwecken auch sie. Ihren Einfluß auf den Handel auseinanderzusetzen, wird sich mir im Verlaufe der jetzt folgenden Geschichte die beste Gelegenheit bieten. Da indessen ihre Würdigung als Ergänzung der so eben über die Handelssysteme gelieferten Kritik betrachtet werden kann, so will ich gleich hier des Ueberblickes halber, den Leser auf die Abschnitte über den niederländischen und französischen Handel, wo ich von der Amsterdamer Bank und den Finanzoperationen Law's sprechen muß, hinweisen.

Literatur.

1) List, das nationale System der politischen Oekonomie.
2) Proudhon, Système des contradictions économiques ou Philosophie de la misère. Paris chez Guillaumin et Comp. éditeurs du Journal des économistes et de la collection des principaux économistes. Deutsche Uebersetzung von Grün. Ueber die Handelssysteme ist in diesem Werke besonders das Kapitel „La balance du commerce" nachzulesen. Der Titel des Buches von Herrn Bastiat, gegen welches Proudhon polemisirt, ist: „Sophismes économiques 1 vol. in-16 Prix 1 Fr.; ich glaube, es ist von einem Berliner Freihändler in's Deutsche übertragen worden. Herr Bastiat hat ferner die bedeutendsten Reden der englischen Freihändler mit einer Vorrede unter dem Titel: Cobden et la Ligue, ou l'agitation anglaise pour la liberté des échanges. 1 fort vol in-8 Prix 7 Fr. 50. herausgegeben. Bastiat behandelt die Freihandelsfrage eben so einseitig wie Cobden; ich empfehle daher zur Bildung eines unparteiischen Urtheils über diesen Gegenstand außer der erwähnten Polemik Proudhon's noch die treffliche Abhandlung

Vidal's, über die Politik der englischen Freihändler, in der Revue indépendante, 25. Janvier 1846, sowie die auf der Freihändler-Versammlung zu Brüssel gehaltene, gediegene Rede über die Wirkungen des Freihandels von Don Ramon de la Sagra, Vertreter der Freihandelsgesellschaften von Madrid und Cadix. Ein sehr gutes Referat dieser Rede lieferte die „Trier'sche Zeitung" vom 1. und 2. October 1847.

---

2) Die Geschichte.

Vorwort.

In mehr als einer Beziehung kann die Periode von der Entdeckung Amerika's bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts für den Handel als die geschichtliche im engern Sinne bezeichnet werden. In Folge der Kreuzzüge, dieser entgegengesetzten Bewegung der Völkerwanderung, hatte sich die chaotische Verwirrung der Volksstämme, sowie das isolirte Treiben der feudalistischen Barbarei, in unverwischbare Volksgränzen, in leicht zu erkennende Beziehungen der Nationen zu einander, mit einem Worte, in jene großartigen Gegensätze des internationalen Verkehres aufgehellt, welche durch Ausbildung eines vielseitigen Gesammtlebens eben so sehr den Gesichtskreis des Geistes erweiterten, als sie die Thatkraft zu großartigen Unternehmungen anspornten.

Die Menschheit begann sich der zerstörenden Bewegung bewußt zu werden, welche sie hatte durchmachen müssen, um der, für eine Zeit lang zurückgedrängten Cultur des Alterthumes, eine weitere Basis, einen ihrer innern Energie entsprechenden äußeren Wirkungskreis zu verschaffen. Wie sehr mußte diese fortschreitende Bewegung, diese Erweiterung des Gesichtskreises, durch die Entdeckungen eines Columbus und Bartholomäus Diaz, wie sehr durch den erleichterten Austausch der Ideen, wie sehr endlich noch dadurch gefördert werden, daß die Osmanen die letzten Reste des antiken Lebens aus der griechischen Hauptstadt mitten in das junge Völkerleben hineinwarfen.

So hellt sich das Bewußtsein der Völker über ihre Bestimmung und Weltstellung entschieden auf und in demselben Maße werden für den Geschichtschreiber die Quellen zahlreicher und zugänglicher. Ja sie werden fast zu zahlreich. Das Leben und seine Kunde gestalten sich so reich und mannichfaltig, daß der Forscher Gefahr läuft, durch zu langes Verweilen bei der Schönheit des individuellen Lebens seine Zeit und seinen Blick für jene epochemachenden Begebenheiten zu verlieren, welche die eigentlichen Schriftzüge der Weltgeschichte bilden.

Besonders in dieser Periode haben wir uns vor einer solchen Verirrung, vor einem solchen Haften am Einzelnen und Kleinlichen am Meisten zu hüthen. Würden wir nicht unsern Zweck verfehlen, wollten wir bei der Geschichte des Handels — die doch zu unterscheiden ist von einer Geschichte aller einzelnen Völker, welche jemals Handel trieben — gerade diejenige Zeit mit dem historischen Mikroskope betrachten, deren Geist auf die Herausstellung eben so klarer als umfassender Ideen hindrängt?

Beachten wir wohl die systematischen Formen, in welchen von jetzt an das Völkerleben sich zu fixiren und zu begreifen strebt! Mochten auch die völkerrechtlichen Systeme anfangs eine zu große Vorliebe für das Todte und Starre mechanischer Naturkräfte an den Tag legen; diese mechanischen Ideen des Gleichgewichtes und der Gravitation trugen gleich wohl den Keim des Vernünftigen in sich und bedurften nur der Zeit, um sich zu vergeistigen. Der Idee eines internationalen Rechts analog sehen wir die Systeme des internationalen Han-

dels hervortreten: und blicken wir auf Handelsinstitutionen, welche unabhängig von den Gränzen der Staaten und Nationen den Handelsverkehr erleichtern und fördern, wie die Creditanstalten, so läßt sich auch hier nicht, im Vergleich zu den vereinzelten, embryonischen Versuchen des Alterthums und der ihm folgenden Barbarei, der Vorzug der systematischen Ordnung und die Schärfe der sich bewußten Idee verkennen.

Das Gefühlsleben und die unbewußte Herrschaft roher Gewalt, welche die früheren Zeiten charakterisirte, rief als ihren Gegensatz die Sehnsucht nach den strengen, unparteiischen Formen der Vernunft, nach freier Forschung und gesicherter Ausbildung der Individualität hervor. Hatte doch selbst der Schönheitssinn der Griechen die Menschheit nicht vor dem Despotismus römischer Kaiser, hatte doch die begeisterte Aufopferung christlicher Märtyrer die Welt nicht vor den Orgien und der Hierarchie der Priester bewahrt!

Dem Gefühlsaufschwunge der früheren Zeit folgte als nächster Gegensatz eine überwiegende Nüchternheit der Vernunft. Achten wir neben dieser vorherrschend vernünftigen, sich selbst bewußten Entwickelung noch auf den Gegensatz der Nationalitäten zu der chaotischen Verwirrung, welche der Völkerwanderung folgte, und lassen wir das allmälige Erstarken des freien Staatsbürgerthumes auf nationaler Basis nicht außer Acht, so haben wir für die Epoche, welche vor uns liegt, die leitenden Ideen, und es frägt sich, welche Völker und unter welchen Umständen sie dieselben vertreten haben.

Ob auch der Handel sich nach diesen Ideen richtete, welche den Fortschritt der Menschheit bestimmten? Ob auch der Handel nur da gedieh, und sich zur Herrschaft, zur Suprematie erhob, wo die Vernunft das praktische Leben gestaltete, wo am rascheſten ein einheitliches Volksleben die Spuren der feudalistischen Zersplitterung und Roheit auslöschte, und wo der freie Bürger die Willkür der monarchischen Gewalt beschränkte?

Es gibt noch immer Viele, welche den Zusammenhang des Handels mit den übrigen Lebensverhältnissen verkennen. Ist es doch seit Say eine gangbare Definition der Nationalökonomie überhaupt geworden, daß sie sich mit politischen und gesellschaftlichen Fragen nicht zu befassen habe. Ich weise, in dieser Beziehung auf meine Betrachtungen „über die sittliche Idee des Handels" zurück. Hier aber will ich nur daran erinnern, daß die Antipathie des Herrn Say gegen politische Discussionen nicht durch freie Staatsformen, sondern durch die napoleonische Despotie erregt worden war.

Es gibt Andere, welche den Zusammenhang des Handels und der Politik nicht leugnen, welche aber dem Handel allein die Initiative des Fortschrittes zuerkennen. Diese Ansicht ist eben so gefährlich, als ungründlich. Mich dünkt, die Beispiele liegen nicht fern, wo dynastische Interessen vortheilhafte Handelsverträge vereitelten; wo die Zersplitterung der Nationalität dem fremden Einflusse auf die vaterländische Handelspolitik mehr Thüren öffnete, als nöthig war, und wo der rein ministerielle Verstand sich im Vergleiche zu dem Scharfsinne einer sich selbst verwaltenden Bürgerschaft als höchst unverständig erwies. Bleiben wir aber nicht beim Staatsrechte und der äußern Politik stehen, fassen wir zugleich das Privatrecht in's Auge: bedarf es da noch der Beweise, daß der Handel eines Volkes ohne einfachen, raschen, einheitlichen Rechtsgang nicht gedeihen kann? Den politischen und gesellschaftlichen Fortschritt eines Volkes vom Handel allein erwarten und noch dazu von einem Handel, der an der Politik darniederliegt, was heißt das anders, als einen Lahmen durch einen andern stützen wollen!

Blicken wir auf den Gang, welchen der Welthandel seit der Entdeckung Amerika's bis auf die Neuzeit nahm! Es ist bekannt, daß er von den Portugiesen

und Spaniern auf die holländische Republik überging, daß die holländische Uebermacht um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts den Anstrengungen Frankreichs und Englands erlag, und daß es endlich England war, das als Sieger aus dem jahrhundertelangen Kampfe hervorging und dessen Flagge auf allen Hauptstationen des Welthandels wehte.

Ist dieß nicht der Gang der Civilisation, der Gang der Politik, der staatsbürgerlichen Freiheit und der Nationalentwickelung überhaupt? Hat der Handel bei diesen Völkern als ein abstractes Phantom gethront, hat er sie aufgesucht ohne Rücksicht auf ihre politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, hat er sie wieder verlassen aus Rücksicht auf eine abstracte Nationalökonomie?

Italiens reichen Handelsstädten entging aus Mangel an Nationaleinheit ihr Antheil am Gewinne der neuen Seewege und des erweiterten Welthandels, ein Antheil, zu dem sie durch ihre ausgebildete Handelstechnik, durch ihre Capitalien und nautischen Kenntnisse berufen schienen. Ward nicht aus demselben Grunde die einst so mächtige Hansa zum Gespötte der Völker? Waren es nicht ähnliche Verhältnisse, welche Holland trotz seiner republikanischen Staatsform auf die Dauer eine glückliche Concurrenz gegen Frankreich und England unmöglich machten? Nationalkraft ward seit der Entdeckung der neuen Welt die wesentliche Grundlage für die Handelsherrschaft der Staaten!

Daß sie es aber nicht allein war, die in der Handelspolitik den Ausschlag gab, das zeigte sich, als zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die an Nationalität gleich gewichtige Macht Englands und Frankreichs auf die Wage gelegt wurde. Frankreichs Nationalkraft mit der Frivolität und dem Despotismus seiner Könige; Englands Nationalität, geläutert durch eine Revolution, welche dem dritten Stande die eigene Leitung seiner materiellen Interessen anvertraut hatte!

Was England während dieser Periode so groß machte, die Vereinigung der Nationalkraft mit der staatsbürgerlichen Freiheit, — das fehlte besonders den italienischen Staaten, das fehlte der Hansa und den nordischen Reichen, deren Einfluß auf den Gang des Welthandels sich noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf einige Neutralitäts-Rechte beschränkte.

Wir werden bei der ausführlichen Schilderung der Nationen, welche während dieser Epoche den Welthandel repräsentirten, noch manche andere Momente kennen lernen, welche bestimmend auf den Handelsverkehr der Völker einwirkten. Sind sie auch untergeordneter Natur, so bestätigen sie doch das eben Gesagte und werden, besonders für uns Deutsche, eine immer sich wiederholende Mahnung werden, die politik- und nationallose Oekonomie des Herrn Say mit einer politischen und echt patriotischen zu vertauschen.

Manchen könnte es nach dem eben Gesagten scheinen, ich legte zu großes Gewicht auf rein politische Formen und auf die Gränzen, welche die Völker trennen. Ich glaube, die folgende Darstellung wird diesen Vorwurf von mir abwenden. Eben so wenig, wie ich die englische Verfassung für eine vollendete halte, weil ich ihr eine entscheidende Wichtigkeit für eine bestimmte Geschichtsepoche beilege, eben so wenig finde ich in den staatsrechtlichen Formen überhaupt, noch in der Nationalität eine endliche und befriedigende Lösung der ökonomischen Fragen. Derjenige müßte mit Vorsatz die Lehren der Geschichte unbeachtet gelassen haben, dem nicht die ernsten Versuche der französischen Revolution, sowie der Pauperismus Englands das Ungenügende rein staatlicher Reformen bewiesen, und die Illusion eines s. g. Staats- und Nationalreichthums zerstört hätte.

Je weiter die geschichtliche Entwickelung der Menschheit fortschreitet, desto

deutlicher tritt die Nothwendigkeit von Socialreformen im Gegensatze zu rein politischen hervor. Sollen wir aber deßhalb den Einfluß der letzteren auf den Gang der Geschichte, sollen wir überhaupt die nothwendigen Beziehungen zwischen beiden leugnen? Eben weil die Nothwendigkeit von Socialreformen jetzt überall schon anerkannt wird, können wir uns nicht genug vor Aeußerungen hüten, welche die Ausbeutung der neuen Bewegung zu Gunsten einer pfäffischen oder staatlichen Hierarchie begünstigen könnten. Vollständig freie Ausbildung der Individualität, dieses Ziel ist die einzige Berechtigung des Socialismus; hierin allein liegt das Recht seiner Opposition gegen die Hohlheit reiner Staatsformen, hierin zugleich sein Einklang mit der Freiheit auf allen Gebieten des Lebens!

Ich glaube dieß wird genügen, meine Auffassung der Verhältnisse klar hervortreten zu lassen. Ich wende mich jetzt der geschichtlichen Darstellung der einzelnen Thatsachen zu. Die Beschreibung der Handelswege, welche besonders für das Alterthum und die ihm zunächst folgende Zeit von besonderem Interesse ist, kann ich von nun an in vielen Fällen als bekannt voraussetzen. Um so mehr Zeit bleibt mir, bei der vollständigeren, selbstbewußten Ausbildung der Handelsoperationen zu verweilen, welche dieses Zeitalter charakterisirt.

1) Portugal und Spanien.

Der Tag, an welchem zuerst ein portugiesisches Geschwader in den Hafen von Calicut einlief, der 19. Mai des Jahres 1498, war eben so verhängnißvoll für den Handel der Italiener im mittelländischen, als für die Herrschaft der Araber im indischen Meere. Denn die Entdeckung Vasco de Gama's war der Anfang einer Reihe glücklicher Unternehmungen, in deren Folge der ostindisch-europäische Handel den Portugiesen als Monopol zufiel. Was half es damals Italien, daß seine Seefahrer die tüchtigsten waren, und im Dienste der Portugiesen und Spanier die Erdkunde erweiterten. Geschwächt durch seine staatliche Zersplitterung mußte es den materiellen Gewinn dieser Entdeckungen Fremden überlassen.

Vergebens suchten die Italiener in Verbindung mit den Arabern die alte Handelsstraße über Aegypten und Syrien offen zu halten. Sie konnten es nicht verhindern, daß portugiesische Flotten und Festungen die Straße Bab-el-Mandeb und den persischen Meerbusen sperrten.

Rasch nach einander setzten sich die Portugiesen in Besitz von Ceylon (1506), von Goa (im Jahre 1810) und von der Stadt Malakka auf der Halbinsel gleiches Namens (1511). Sie eroberten 1515 Ormuz, im persischen Meerbusen; erhielten schon 1518 von China die Erlaubniß eines freien Handelsverkehres und gelangten später von der Insel Macao aus, die ihnen von den Chinesen überlassen worden war, nach Japan, wo es ihnen ebenfalls glückte, schon bald nach ihrer Ankunft (1542) ergiebige Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihre europäischen sowohl als indischen Waaren umzusetzen.

Diese und andere Niederlassungen bildeten ihre Halt- und Stützpunkte für die Monopolisirung des ganzen indischen Handels. Es ist bekannt, daß später die Holländer dieses Monopol den Portugiesen zu entreißen wußten. Die kraftlose, fanatische Regierung in Portugal gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts und die damit zusammenhängende Demoralisation der indischen Statthalter reizte selbst die indischen Fürsten, sich der drückenden Herrschaft und dem Handelszwange der Portugiesen zu entziehen. Doch gelang es noch im Jahre 1581 der Besonnenheit und Tapferkeit des Vicegouverneurs Ataida, den Sturm zu beschwören und Portugal seine indischen Besitzungen zu retten. Es geschah dieses ein Jahr später, nachdem Portugal mit Spanien vereinigt worden war. Um

einen Begriff von der Ausdehnung des Handelsgebietes zu geben, über welches diese vereinigten Königreiche, wenn auch nur auf kurze Zeit, disponiren konnten, muß ich jetzt auch noch die Entdeckungen der Spanier erwähnen.

Als Vasco de Gama am 29. August 1499 von seiner Seefahrt nach Ostindien wieder nach Lissabon zurückkam, war bereits die „Neue Welt" entdeckt worden. Columbus war schon auf seiner dritten Reise nach den westindischen Inseln begriffen.

Allein weder die Spanier noch Columbus wußten schon, daß sie einen neuen Welttheil betreten hatten. Sie hatten ihre Westfahrten in derselben Absicht unternommen, welche die Portugiesen zu immer neuen Entdeckungsreisen längs der afrikanischen Westküste trieb. Sie wollten einen neuen Seeweg finden nach dem alten, paradiesischen Asien, nach dem reichen, märchenhaften Indien. Länderbeschreibungen italienischer Reisenden hatten in Columbus die Meinung erzeugt, daß sich Asien viel weiter, als es wirklich thut, nach Osten erstrecke und der europäischen Westküste nähere. Columbus nämlich, wie manche andere seiner Zeitgenossen, war schon völlig überzeugt von der Kugelgestalt der Erde. Ueberdieß schienen ihm die Prophezeihungen des alten Testaments auf eine solche Lage von Asien hinzudeuten. Daher der Name „Westindien", welchen man der neuentdeckten Inselgruppe gab. Daher die Eifersucht der Spanier, als sie hörten, daß Vasco de Gama bereits einen neuen Seeweg nach Indien gefunden habe; daher erhielt endlich Columbus noch zum vierten Male den Auftrag zu einer Entdeckungsreise, um hinter die schon aufgefundenen Inseln, welche man für die östlichen Vorposten Asiens hielt, bis nach dem alten Indien vorzudringen.

Diese letzte Reise (von 1502—1506) hatte die Entdeckung von Jamaica und die Auffindung der Mosquitoküste zum Resultat. Der Irrthum indeß, daß Westindien zu Asien gehöre, ward erst später beseitigt. Aber auch dann noch, als man nicht mehr an der Verschiedenheit beider Welttheile zweifeln konnte, als schon Nunnez de Balboa am 25. September 1513 vom Gipfel der Sierra de Quarequa aus den „Großen Ocean" erblickt und ihn für Spanien in Besitz genommen hatte, als er endlich dem Geschwader, welches anfangs Magalhaen und nach dessen Tode Pigafetto befehligte gelungen war, nicht blos eine südliche Durchfahrt in den „stillen Ocean" (die später s. g. Magalhaens-Straße) zu finden, sondern auf diesem Westwege am 8. November 1521, auch die (schon 1511 von den Portugiesen von Osten her aufgefundenen) Molukken zu erreichen und von hier aus dann weiter die erste Umschiffung der Erde zu vollenden, auch dann noch blieb das alte Indien, mit seiner betriebsamen Bevölkerung, mit seinen in Europa so geschätzten Spezereien und kostbaren Stoffen, das gewünschte Ziel der Spanier und bald auch der anderen handeltreibenden Nationen Europa's. Nach allen Richtungen strebten die Völker dahin, sich das Monopol des günstigsten Seeweges nach Indien zu verschaffen. Was die Portugiesen durch ihre Umschiffung von Afrika erreicht hatten, dasselbe suchten die Spanier im Südwesten; dasselbe hofften beständig die Holländer und Engländer durch die Entdeckung einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt zu ihrem ausschließlichen Vortheile zu erlangen.

Gewann gleich Spanien durch die Entdeckung des mittleren und südlichen Amerika's, durch die Auffindung der reichen Silbergruben Mexico's (1532) und Peru's (1545) unermeßliche Schätze edler Metalle, so kam es doch für das Heil des spanischen Volkes vor Allem darauf an, diesen Reichthum in Spanien zu fixiren, ihm eine sichere Basis zu geben und zu bewirken, daß er nicht zu ent-

nervenden Verschwendungen, sondern zu einer ihm entsprechenden Vermehrung der Arbeitskraft und einsichtsvollen Verwendung der Capitale führe.

War es der spanischen Regierung unmöglich, in den reichgewordenen Spaniern die Lust zur Arbeit wach zu halten und zu steigern; lag in den Verhältnissen der neuen Welt kein Anreiz zur gewerbfleißigen Beschäftigung, der den Reiz zur bloßen Plünderung und Anhäufung von Geld paralysirte, so mußten die amerikanischen Besitzungen für die spanische Monarchie und die ihr unterworfenen Völker eine raschwirkende Ursache des Verderbens werden.

Vergleichen wir von diesem Gesichtspunkte aus das spanische Amerika mit dem portugiesischen Ostindien! Sehen wir zuvörderst in Amerika neben unerschöpflichen Quellen edler Metalle eine hilf- und harmlose Bevölkerung, noch unbekannt mit den Resultaten des civilisirten Lebens und deßhalb in ungleichem Kampfe gegen die europäische Kriegskunst, so wie gegen die gemeinen Intriguen katholischer Priester; denken wir uns die amerikanische Bevölkerung noch ungeübt im Großhandel, und stellen wir uns den amerikanischen Boden noch entblößt von einem geordneten Anbau der Colonialwaaren vor, ohne Producte, durch welche rasch ein großartiger und gewinnbringender Waarenaustausch mit Europa hergestellt werden konnte, so lag es allerdings in der Natur der menschlichen Habsucht, daß der Glanz der Silbergruben die Hilfsquellen, welche Amerika einer arbeitsamen und einsichtsvollen Industrie zu bieten im Stande war, verdunkeln mußte, und es läßt sich nicht verkennen, daß Spanien durch seine Entdeckungen in eine gefährliche Lage gerathen war.

Einen ganz anderen Anblick gewährte der Schauplatz der portugiesischen Entdeckungen. An den asiatischen Küstenländern des indischen Oceans herrschte ein reges, gebildetes Leben. Hier war der Kunst und Industrie vom frühesten Alterthume an eine Stätte bereitet worden; hier hatten kriegsgeübte Schaaren einander beständig den Länderbesitz streitig gemacht; hier hatten die Araber den Glauben Mohameds, ihre Poesie und ihre Bildung bis über die Inseln des indischen Archipels verbreitet. Ihre Kriegs- und Handelsflotten durchkreuzten noch immer die Meere und war auch ihr Gestirn im Untergehen begriffen, so leuchtete doch schon am Horizont unheilverkündend der Halbmond der Türken.

Nachkommen jener kriegerischen Mongolen, welche einst ganz Europa in Schrecken gesetzt hatten, unternahmen noch im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, neue und glückliche Eroberungszüge von Persien aus nach Vorderindien. Hier also konnten nicht einzelne Abenteurer ganze Städte und Länder erobern. Die Portugiesen waren anfangs froh, wenn man sie ungehindert wieder abreisen ließ, wenn sie den Nachstellungen der handeltreibenden Bevölkerung entgangen waren. Sie mußten ihre ganze diplomatische Kunst aufwenden, um sich hier Eingang zu verschaffen, mußten die kleineren Fürsten gegen die mächtigeren aufzuwiegeln suchen; und so oft es ihnen durch List oder Tapferkeit gelang, Handelsvortheile zu erringen, oder Niederlassungen zu gründen, so sahen sie sich genöthigt, diese Vortheile beständig mit bewaffneter Hand zu vertheidigen und durch starke Festungen zu schützen.

Ueberdieß war die asiatische Bevölkerung, was Ausbildung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels betrifft, den Europäern in mancher Beziehung vorangeeilt. Die Bewohner der Küstenstädte waren mit den Künsten und Betrügereien des Handels nicht weniger bekannt als die Portugiesen. Hier war es also nicht möglich, wie in Amerika, Reichthümer durch bloße Erpressungen anzusammeln; hier mußten Waaren mit Waaren, oder, da die Asiaten sehr wenig von den europäischen Producten brauchen konnten, zum großen Theile mit Geld bezahlt werden.

Das Monopol des Zwischenhandels zwischen Europa und Ostindien, welches zunächst den Portugiesen zufiel, war, wie wir sehen, von ganz anderer Natur als die Herrschaft der Spanier über ihre amerikanischen Besitzungen. Der Verkehr mit Ostindien spornte unmittelbar zur commerciellen Thätigkeit an. Die Eroberungen, welche in Amerika mit Erpressungen und der Folter endigten, mußten hier zum Handel, wenn auch zu einem monopolistischen führen.

Kein Wunder also, daß für Portugals Handel unter Emanuel des Großen Regierung eine glänzende Zeit begann, während die Thätigkeit der Spanier erschlaffte. Die Portugiesen brachten die Gewürze Indiens, sowie die indischen Seiden- und Baumwollenstoffe zum Theil nach Lissabon, zum Theil nach Antwerpen. Auf diesen Verkehr blieb indeß der Hauptsache nach ihre Schifffahrt beschränkt. Den weiteren Umsatz der Waaren überließen sie den Niederländern, sowie den Deutschen und Engländern, welche den Hafen von Lissabon und Antwerpen besuchten. Dadurch entgingen den Portugiesen freilich wieder manche Vortheile, und auch das darf man bei der Beurtheilung ihrer Handelsverhältnisse nicht außer Acht lassen, daß der ostindische Handel weniger dem Volke als der Regierung zum Vortheile gereichte, die ihn zum großen Theile auf eigene Rechnung trieb.

Auch in Südamerika hatte Portugal Besitzungen erworben. Bald nämlich nach Vasco de Gama's Rückkehr hatte der portugiesische Admiral Pedro Alvarez Cabral auf seiner Expedition nach Ostindien im Jahre 1500 Brasilien entdeckt und für Portugal in Besitz genommen. Der Handel mit diesem Lande blieb indeß sehr gering, so lange dort noch nicht der Anbau des Zuckerrohrs eingeführt war und die Ausfuhr auf Farbehölzer beschränkt blieb. Auch hier haben wir wieder das entgegengesetzte Verhältniß, wie in Spanien. Die Spanier, während sie ihre Schätze aus Amerika bezogen, hatten wenig Nutzen von einer Colonie im ostindischen Archipel, nämlich von den Philippinen, die sie unter Philipp's II. Regierung, 1564, occupirt hatten. Es lag dieß freilich an der schlechten Verwaltung.

Alle diese Colonieen Portugals und Spaniens zusammengenommen, dieser immense Besitz in beiden Hemisphären, kam nun im Jahre 1580 unter das eine Scepter des fanatischen Königs Philipp II. von Spanien. Es war dieß ein furchtbarer Schlag für Portugals Handel. Spanien, mit seiner durch die Schätze Amerika's beschleunigten Demoralisation, mit seinem arbeitverachtenden Adel und seinem nichtsnutzigen Pfaffenthum, mit seinem Religionshasse gegen die gewerbfleißige Bevölkerung der Mauren und Juden, mit seinen unheilvollen Kriegen endlich gegen die holländische Republik und England; alles dieß lastete nun plötzlich wie ein beengender Alp auf Portugal. Auch in seinen Folgen noch schwächte dieser Zustand das portugiesische Volk. Denn gelang es auch im Jahre 1640 dem Herzoge von Braganza, das spanische Joch abzuschütteln, so mußten die Portugiesen doch, um die Unabhängigkeit ihres Königshauses gegen Spanien zu behaupten, sich immer mehr und mehr an England anschließen, ein Verhältniß, welches England geschickt dazu benützte, die spanische Industrie von Grund aus zu zerstören. Der Methuen-Vertrag vom Jahre 1703 ist einer der Beweise, daß Portugal durch seine Befreiung von Spanien und sein Schutzverhältniß zu England im eigentlichen Sinne des Wortes vom Regen unter die Traufe gerathen war.

Dieser Vertrag ist einer der denkwürdigsten und entscheidendsten Thatsachen in der Geschichte des portugiesischen Volkes, in ihm spiegelt sich die englische Handelspolitik, sowie der Zustand der portugiesischen Nationalwirthschaft vollkommen deutlich ab. Beständig haben die Engländer in ihrer Handelspolitik den Grundsatz

befolgt, die Märkte der anderen Nationen mit ihren Manufacten zu versorgen und die Einfuhr in England so viel wie möglich auf Rohstoffe und auf Geld zu beschränken. Es war ihnen daher höchst ungelegen gekommen, daß der portugiesische Minister Ereceira die Wollmanufactur, wofür Portugal einen ganz vorzüglichen Rohstoff lieferte, durch das Herbeiziehen fremder Tuchmacher und später, im Jahre 1684, durch das Verbot fremder Tuche ungemein gehoben hatte. Dadurch verlor England nicht bloß den Markt in Portugal, sondern auch den Absatz nach den portugiesischen Colonien. Es verlor damit zugleich die edlen Metalle, welche es in Portugal für seine Manufacte erhalten und die es dann weiter in Ostindien zum Ankauf jener Baumwollenwaaren verwendet hatte, mit denen es Europa überschwemmte und für welche es wieder Rohstoffe und Geld einkaufte.

So lange Ereceira lebte, war an einen Systemwechsel in Portugal nicht zu denken. Aber kaum war dieser Staatsmann gestorben, so gelang es der diplomatischen Schlauheit des englischen Ministers Methnen, die portugiesische Politik zu ändern. Portugals feindliche Stimmung gegen Spanien machte es den Engländern leicht, bei den Portugiesen Gehör zu finden. Ueberdieß wandte der englische Minister das Mittel an, welches die Engländer seitdem so häufig angewendet haben, um die anderen Völker über den ihnen verursachten Schaden zu täuschen. Methuen versprach für den Fall, daß die Portugiesen das Verbot Ereceira's in Beziehung auf England aufheben wollten, die Einfuhr portugiesischer Weine in England um $1/3$ des Zolles von Weinen anderer Nationen zu begünstigen. Das heißt mit andern Worten, er versprach, zum augenblicklichen Vortheil der portugiesischen Landaristokratie, die portugiesischen Manufacturen zu ruiniren.

Der englische Historiker Anderson berichtet über diesen Vertrag in seiner Geschichte des Handels folgendermaßen:

„Im Jahre 1703 schloß Johann Methnen, von Seiten der Königin von Großbritannien, einen berühmten, wiewohl kurzen, Handelsvergleich mit Peter, König von Portugal, der sehr zum Vortheile beider Nationen gereichte.

Art. I. Der König von Portugal versprach seinerseits, sowohl in seinem als seiner Nachfolger Namen, die wollenen Tuche und alle übrigen Wollmanufacte von Britannien, sowie es üblich war, ehe sie durch Gesetze verboten wurden, allezeit in Portugal einzulassen: doch unter dieser Bedingung:

Art. II. Daß die Königin von Großbritannien sich in ihrem und ihrer Nachfolger Namen, verpflichten soll, künftig allezeit die in Portugal wachsenden Weine in Britannien einzulassen; so daß zu keiner Zeit, es mag zwischen den beiden Reichen Britannien und Frankreich Krieg oder Friede sein, für diese Weine, weder unter dem Namen Zoll und Abgabe, noch unter sonst einem andern Namen, sie mögen in Pipen oder Oxhoften, oder in andern Gefäßen eingeführt werden, mehr gefordert werden soll, als was für dieselbe Quantität französischer Weine, nach Abzug eines Drittheils des Zolls oder der Abgabe, gefordert werden wird. Wenn aber, zu irgend einer Zeit, dieser erwähnte Abzug der Zölle, auf irgend eine Weise beeinträchtigt werden sollte, so soll es dem Könige von Portugal frei stehen, die wollenen Tuche und die übrigen brittischen Wollmanufacte abermals zu verbieten.

So geschehen zu Lissabon den 27. December 1703."

Dazu fügt Anderson nun noch folgende naive Bemerkung:

„Herr King, der Herausgeber des „British Merchant" in seiner Zueignungsschrift an den Ritter Paul Methuen, den Sohn des Gesandten, der

den Vergleich geschlossen hatte, sagt: durch diesen Vergleich gewinnen wir eine größere Bilanz von Portugal, als von irgend einem andern Lande."

Was bedeutet aber diese für England günstige Bilanz anders, als daß die Hauptindustrie der Portugiesen, die Wollmanufactur, zerstört wurde, daß Portugal sich nun wieder wie früher genöthigt sah, die Manufacte, welche es für sich selbst und seine Colonien brauchte, von England für Gold und Silber zu kaufen; daß durch diese anhaltend ungünstige Bilanz die portugiesischen Industrie-, Handels- und Geldverhältnisse allmälig von England abhängig wurden und daß endlich heut zu Tage auch das portugiesische Weingeschäft, der Hauptsache nach, in den Händen englischer Kaufleute ist.

Mit diesem Vertrage war der portugiesischen Industrie das Testament gemacht worden. Die Portugiesen haben sich seitdem nicht wieder von dem englischen Einflusse erholt. Nur auf eine kurze Zeit gelang es später dem energischen Minister Josephs I. (1750—1777), dem Marquis von Pombal, die nachtheilige Handelsbilanz mit England bedeutend zu verbessern. Er rief zur Hebung der Industrie tüchtige Arbeiter in's Land, schützte die einheimischen Manufacturen durch Verbote ausländischer Producte und hemmte damit zugleich die Ausfuhr des Goldes und Silbers. Er versuchte den Weinbau in ein richtiges Verhältniß zum Ackerbau zu setzen, befreiete den Handel des Mutterlandes mit den Colonieen von lästigen Beschränkungen und suchte diesen Handelsverkehr zugleich dadurch zu heben, daß er die Auflagen in den Colonieen einer strengen Ordnung unterwarf. Allein das Gebäude seiner kühnen Reformen hatte in den Staats- und Gesellschaftsverhältnissen Portugals eine zu unsichere Basis. Sein System scheiterte an der Macht derer, welche von Privilegien und Pensionen zu leben und bei einer ungeregelten Finanzverwaltung im Trüben zu fischen wünschten; es scheiterte an den Intriguen der Jesuiten, an der Bigotterie und Geistesschwachheit der Könige und endlich wesentlich daran, daß das Volk sich schon zu lange an solche Zustände gewöhnt und die Energie verloren hatte, welche nöthig ist, um mit dem hergebrachten Schlendrian zu brechen und sich zu einem neuen Leben emporzuraffen: — Nur im Einklange mit entsprechenden Staats- und Gesellschaftsreformen überhaupt können Handelsreformen einen dauernden Erfolg haben.

Liefert uns dafür nicht ebenfalls Spanien den Beweis? Man macht noch jetzt häufig dem Mercantilsystem, als dessen Erfinder häufig Carl V. und Philipp II. betrachtet wird, den Vorwurf, daß es die Spanier verdorben und zu Grund gerichtet habe. Ich sprach mich über die Bedeutung des Mercantilsystems und die Zeit seiner Entstehung schon in dem Abschnitte über die Handelssysteme aus. Was aber obigen Vorwurf betrifft, so möchte ich eher das Gegentheil behaupten, nämlich, daß die Spanier das Mercantilsystem verdorben haben. Wenn Carl V. und seine Nachfolger es für höchst bedenklich hielten, daß ihre Unterthanen beständig Gold und Silber ausführten und fast alle Manufacturwaaren, deren sie für sich und für die spanischen Colonien bedurften, dem Auslande abkauften, statt sie selbst zu produciren, so wurden sie von einem Gefühle getrieben, dessen Richtigkeit sich, wie ich schon gezeigt habe, durch die Grundsätze der politischen Oekonomie nachweisen läßt.

Daß ferner Schutzzölle und selbst Einfuhrverbote gegen fremde Manufacturwaaren bisweilen unerläßlich sind, um die Manufacturen eines Volkes und durch diese den Landbau und den Handel zu heben, auch dagegen läßt sich Nichts einwenden.

Eben so gewiß aber ist es, daß diese Maßregeln an dem Religionsfanatismus der Spanier, sowie an ihrer Abneigung gegen die Arbeit, wie sie in Folge der plötzlichen Bereicherung durch Amerika's Schätze hervorgerufen war,

unüberwindliche Schranken fanden. Die Arbeit allein ist im Stande, das Geld im Lande zurückzuhalten und es auf gewinnbringende Weise zu verwenden. Ist aber eine solche Arbeitskraft im Volke nicht vorhanden, oder ist sie noch nicht so weit entwickelt, daß die Anlegung von Manufacturen etwas nützen kann; dann allerdings helfen Verbote der Geldausfuhr nichts, um das Geld im Lande zu behalten, und unter solchen Umständen werden auch die Verbote fremder Manufacte nur den Schleichhandel begünstigen.

Man muß ein Handelssystem nicht als etwas Absolutes betrachten, man muß es stets nach der bestimmten Bildungsstufe eines Volkes beurtheilen und geschieht dieses, so läßt sich nicht leugnen, daß der geringe Erfolg des Mercantilsystems in Spanien der Demoralisation der Spanier zuzuschreiben ist.

Die Engländer und Franzosen befanden sich vortrefflich bei ihrem Schutzsysteme und der für sie günstigen Handelsbilanz. Ihnen hat das amerikanische Gold und Silber, welches sie von den Spaniern erhielten, nichts geschadet, weil sie es durch Arbeit kaufen mußten und es zur Befruchtung der Arbeit wieder verwendeten. Es war den Engländern von großem Nutzen, daß sie in ihrem Handel mit Spanien bedeutend mehr Waaren aus- als einführten; sie konnten das amerikanische Geld, welches die Differenz decken mußte, trefflich zum Waarenankaufe in Ostindien brauchen.

Ich kann es daher nicht, wie Herr Blanqui in seiner Geschichte der politischen Oekonomie, für durchaus abgeschmackt halten, daß ein spanischer Schriftsteller, Ustariz, noch im Jahre 1740 und „selbst nachdem er schon Minister gewesen war," äußerte: „Es ist nothwendig, mit Strenge sämmtliche Mittel anzuwenden, welche uns dahin führen können, an das Ausland mehr von unsern Erzeugnissen zu verkaufen, als es uns von den seinigen verkaufen wird. Wenn wir rücksichtlich des Tauschhandels wenigstens gleichstehen könnten, so wäre dieses noch hinreichend, um den größten Theil des Reichthums in Spanien zu behalten, welcher aus Westindien nach Cadix strömt, statt daß er gegenwärtig uns von gar keinem Nutzen sein kann! Dagegen werden diese Schätze der Monarchie schädlich, wenn sie schon am Hafen, in welchem sie landen, in die Hände der mit dieser Krone concurrirenden Völker übergehen, welche sie in großer Menge in die Länder unter türkischer Oberherrschaft bringen." *)

Ich glaube vielmehr mit Ustariz, daß es im höchsten Grade nothwendig war, strenge Maßregeln gegen ein solches Verhältniß Spaniens zu den concurrirenden Völkern zu ergreifen. Damit ist aber nicht gesagt, daß Schutzmaßregeln und Verbote der Geldausfuhr die industrielle Arbeit ersetzen können.

Diese Arbeitskraft der Industrie war Spanien abhanden gekommen, und die Gesetze hatten allmälig den Müssiggang der Aristokratie und des Klosterlebens durch Privilegien sanctionirt, während der Religionshaß den größten Theil der gewerbfleißigen Bevölkerung vertrieben hatte. Das ist die wahre Ursache des wirthschaftlichen Verfalles der spanischen Nation.

Daher konnte auch ein Schutzsystem, welches in allseitiger Weise das industrielle Leben der Nation zu fördern suchte, in Spanien nicht von demselben glänzenden Erfolge, wie in Frankreich und England sein.

Ein solches Schutzsystem fand auf Spanien nach der Succession der Bour-

---

*) Théorie et pratique du commerce et de la marine de Don Geronimo de Ustariz. Paris 1753—54 (in's Französische übertragen v. Forbonnais). Außer diesem Werke ist besonders noch die Schrift v. Bernardo de Ulloa: Rétablissement des manufactures et du commerce d'Espagne, Amsterdam 1753 in 12 (aus dem Spanischen übersetzt), über den Verfall der Manufacturen und die damit zusammenhängende Ausfuhr der edlen Metalle nachzulesen.



bons seine Anwendung. Es zeigte sich schon seit der Mitte der Regierung Philipps V. erfolgreich und führte auch unter Ferdinand II. (1746—1759), sowie unter Carl III. (1759—1788) zu glücklichen Resultaten.

Die jetzt beginnende Reform der politischen Oekonomie in Spanien hatte mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Gegen sie trat der Geist des Monopols und Kastenwesens, der die Zeit beherrschte, die Privilegien adeliger und geistlicher Besitzungen, die Privilegien der Dorfgemeinden und der Handelsstädte in die Schranken.

Dazu kam, daß Spanien damals keineswegs stark bevölkert war, und daß der Müssiggang der Bevölkerung in dem Klosterleben und in den zahlreichen Sinecuren eine ihm schwer zu entreißende Stütze fand.

Auf dem Landbau lastete der Druck der sogenannten Mesta, eine Verbindung von Klöstern, sonstigen Corporationen und auch Privaten, die das Recht besaß, ihre Schaafheerden in einem großen Theile des Landes weiden zu lassen. Die Communication war durch schlechte Landstraßen erschwert, die Circulation der Waaren im Innern des Landes durch Provincialdouanen und königliche Zölle in den Städten vertheuert, der industrielle Gewinn überhaupt durch ein schlechtes Abgabensystem erschwert, und unsicher gemacht.

Der auswärtige Handel mit den amerikanischen Colonieen war bis zum 18. Jahrhundert dadurch gelähmt, daß er das Monopol einer einzigen Stadt, zuerst Sevilla's, später Cadix' war. Die Versorgung der Colonieen durch spanische Manufacte verminderten die Engländer, die durch den berüchtigten Assiento-Vertrag 1713 sich das scheinbar unschuldige Recht verschafft hatten, den Hafen von Portobello jährlich mit einem Schiffe zu besuchen und eine Anzahl Neger in das spanische Amerika einzuführen. Dieses Vorrecht benutzten sie vorzugsweise zum Einschmuggeln ihrer Manufacte.

Man sieht, hier waren viele Hemmnisse fortzuschaffen und nach diesen Schwierigkeiten muß man den Erfolg jener Maßregeln beurtheilen, durch welche die Bourbons die inländische Industrie zu kräftigen suchten. Die Volkswirthschaft der neuen Dynastie hatte viele Aehnlichkeit mit derjenigen, welcher Frankreich, unter Colbert, und welcher auch England seine industrielle Größe verdankte. Befreite sie in Spanien die inländische Industrie nur unvollständig von der Fremdherrschaft, so lag die Ursache davon theils in rein politischen Verhältnissen, theils in dem Geiste, den die Spanier von ihren Vätern geerbt hatten.

Daß durch die Dynastie der Bourbons der englische und holländische Einfluß auf Spanien geschwächt wurde, kann für dieses Land nur als ein Glück betrachtet werden, und der neue Aufschwung, den die spanische Industrie diesem neuen Königshause verdankte, überwog während des 18. Jahrhunderts bei Weitem die Nachtheile und Verlegenheiten, in welche die Nation durch ihr zu nahes Verhältniß zu Frankreich gerieth.

Dem Schleichhandel der Holländer nach Caraccas und Cumana ward durch die Gründung der „Caraccasgesellschaft" im Jahre 1728 entgegengewirkt, und auch die Engländer sahen sich im Aachener Frieden 1748 genöthigt, die Vortheile des Assiento-Vertrages aufzugeben. Sodann wurde der Colonialhandel von seiner alten Beschränkung auf Sevilla befreit. Im Jahre 1765 wurde der Handel nach Westindien und 1778 auch der Verkehr mit Louisiana, Yucatan, Campeche, St. Marta und Rio de la Hacha allen Einwohnern von Spanien freigegeben. Paketboote unterhielten schon seit 1764 einen regelmäßigen Verkehr zwischen den Colonieen, unter einander und mit dem Mutterlande; und eine „ostindische Handelsgesellschaft," die an die Stelle der 1778 aufgehobenen Caraccasgesellschaft trat, besorgte seit 1785 den directen Verkehr mit den Philippinen

und mit Südamerika. Rechnen wir dazu die Verbesserung des Schiffbaues, den Schutz der inländische Fabricate, die Vereinfachung und Regelung der Steuern durch die Junta de la unica Contribucion, die Verbesserung der Landstraßen und Posten, die Anlegung von Canälen, die Erleichterung der Getreideausfuhr, die Verwendung der Bettler zum Landbau, die Achtung, welche dem Handwerkerstande erwiesen wurde, die Gründung von Volksschulen, die Beschränkung der Inquisition und die Vertreibung der Jesuiten: — so müssen wir allerdings gestehen, daß es Spanien unter Ferdinand II. und Carl III. nicht an der Allseitigkeit einer Colbert'schen Politik, wenn auch an der Energie des französischen Volkes fehlte.

2) Die Niederländer.

Portugal und Spanien waren, in Folge ihrer Entdeckungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, plötzlich zu einer Rolle in der staatswirthschaftlichen Entwickelung der Völker berufen worden, welche zu vertreten und durchzuführen sie durch den Mangel an einer gewerbfleißigen Bevölkerung nicht weniger als durch die Erbschaftsverhältnisse, die Despotie und den Fanatismus ihrer Könige verhindert wurden.

Der Regierung standen hier die Unterthanen und den Unterthanen wiederum die Regierung bei allen Maßregeln im Wege, welche in anderen Staaten zur Gründung einer einheitlichen, kräftigen Nationalwirthschaft geführt haben. Den Schätzen, welche diesen Ländern aus ihren Colonieen zuflossen, fehlte zum segensreichen Wirken eine entsprechenden Vermehrung der wirthschaftlichen Arbeit. Die Arbeitskraft ward sogar vermindert durch die Vertreibung Millionen gewerbfleißiger Mauren und Juden. Ist es daher bei dem sinnlich-abenteuerlichen, dem fanatisch-ritterlichen Charakter der Spanier und dem Absolutismus ihrer Könige zu verwundern, daß die immensen Reichthümer trotz aller Schutzmaßregeln eben so rasch wieder verloren gingen, wie sie gewonnen wurden, wenn sie schon im Hafen, wo sie landeten, in die Hände der mit Spanien concurrirenden Völker geriethen und statt der Industrie, bloß der Verschwendung des Volkes und der Kriegslust bigotter, rachesüchtiger Könige Vorschub leisteten?

Zu der Zeit, als die Spanier die neue Welt entdeckten und die Portugiesen den neuen Weg nach Ostindien fanden, waren die Niederlande das Terrain, wo sich der ganze europäische Handel concentrirte. Von Brügge in Flandern, wo sich seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schon die Italiener einfanden, und welches damals den Hauptmarkt der Niederlande bildete, der außer von Italienern auch von Holländern, Deutschen, Engländern und Spaniern besucht ward, zog sich allmälig der Verkehr immer mehr nach Antwerpen in Brabant. Handelsbelästigungen von Seiten der Grafen von Flandern gaben hierzu die erste Veranlassung, und entschieden ward endlich diese Uebersiedelung gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch jenen Krieg, in welchen die Flandrer im Jahre 1482 mit ihrem Fürsten, dem Erzherzoge Maximilian, über die Vormundschaft seines Sohnes geriethen. Brügge fühlte sich anfangs kräftig genug, um die Gefangennehmung Maximilians zu wagen. Allein es unterlag, weil es nicht bloß mit der Kriegsmacht des kaiserlichen Hauses, sondern zugleich mit der Handelseifersucht von Antwerpen und Amsterdam zu kämpfen hatte, welche dem Kaiser Friedrich zur Sperrung des Brügge'ner Hafens Schluys während des fast zehenjährigen Krieges hilfreiche Hand boten. Mit der Verwüstung Flanderns hob sich die Industrie, der Ackerbau und der Handel Brabants, und Antwerpen ward nun, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nach dem Falle

seiner Rivalin der erste Handelsplatz. Hierher brachten auch die Portugiesen, seit der Umschiffung Afrika's, die indischen Producte.

Diese Feindschaft zwischen Brügge, Antwerpen und Amsterdam ist charakteristisch für die Handelsverhältnisse der Niederlande. Jede Provinz stand der andern und in den Provinzen wieder die einzelnen Städte mit besondern Interessen und Vorrechten einander eifersüchtig gegenüber. Hier sehen wir noch Antwerpen und Amsterdam gemeinschaftlich operiren. Nach Brügge's Fall konnte es nicht ausbleiben, daß auch sie sich den Vorrang streitig machten; aber ihre Feindschaft fiel später mit dem Kampfe der holländischen Republik gegen die spanische Monarchie zusammen, so daß der spießbürgerliche Streit der Kaufleute bei dem Waffengetöse der Soldateska überhört wurde und die Schließung der Schelde im westphälischen Frieden als ein Sieg der Freiheit über den Despotismus gelten konnte. Noch 1785 gelang es den Holländern gegen Joseph II., die Schließung der Schelde zum Ruin des Handels von Antwerpen durchzusetzen. Erst zehen Jahre später, während des Revolutionskrieges, nachdem Amsterdam von den Franzosen erobert worden war, erhielt der Handel auf der Schelde wieder seine Freiheit.

Schon von dem frühesten Mittelalter an war die Verschiedenheit der Erwerbsinteressen in den Niederlanden durch die Erbschaftsverhältnisse der Fürsten befördert und zu einer unheilbaren Wunde erweitert worden. Aus fränkischen Beamten hatten sich allmälich erbliche Herzoge und Grafen gebildet, und wir wissen aus der Geschichte der Hansa, wie sehr der Herzog von Brabant bemüht war, dem Grafen von Flandern die Vortheile des hanseatischen Comptoirs in Brügge zu entreißen. Während so die vielen Grafen und Herzoge eine einheitliche Regierung der gesammten Niederlande verhinderten, standen wiederum der einheitlichen Regierung der Provinzen die vielen verschiedenen Rechte und Freiheiten im Wege, welche die einzelnen Städte, eine jede ohne Rücksicht auf die andern, ihren Fürsten abgezwungen hatten.

Es läßt sich nicht verkennen, daß durch diese unabhängige Stellung der einzelnen Theile des Landes der Freiheitssinn seiner Bewohner eine mächtige Anregung erhielt, aber eben so gewiß ist es, daß darüber den Niederländern der Sinn und die Befähigung für ein großartiges Gesammtleben verloren ging, und daß dasjenige, was sie Freiheiten nannten, oft nichts Anderes war, als die Monopole von Krämern und Kaufleuten. Welche Kämpfe kostete es nicht selbst dem geschmeidigen Carl V., um nur einigermaßen Ordnung und die Einheit einer Staatsregierung in die Anarchie der niederländischen Interessen und s. g. Rechtsgewohnheiten zu bringen! Schon unter seiner Regierung ließ sich voraussehen, daß dasjenige, was er mühsam zusammenhielt, wieder auseinanderfallen würde.

Es stand zu befürchten, daß die niederländischen Staatsverhältnisse einer ähnlichen Zersplitterung, wie das deutsche Reich verfallen, und daß die niederländische Handelsgröße eben so rasch, wie die der Hansa abnehmen würde, als Philipp's II. Despotismus im Bunde mit dem Religionsfanatismus plötzlich die vielen kleinlichen Stadt- und Provinzialfeindschaften in zwei mächtige Heerlager theilte.

An der Republik der „sieben vereinigten Provinzen", die ihre Entstehung (1579) der Reaction gegen den energischen Despotismus des Herzogs von Alba verdankte, erhielt der Handel von Amsterdam den nöthigen Rückhalt für eine siegreiche Concurrenz mit den Portugiesen in Indien. Zugleich ward mit dem Emporblühen dieses kräftigen Staates auch der deutschen Hansa die Möglich-

keit einer erfolgreichen Concurrenz gegen die holländischen Seestädte genommen, und so erhob sich Holland zur ersten Handelsmacht und zur Beherrscherin der Meere, bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Staatsleben der kleinen Republik vor dem Staatsleben mächtiger Nationen, wie Frankreich und England, die Segel streichen mußte.

Die südlichen Provinzen der Niederlande verdankten ihren gewinnreichen Handel hauptsächlich dem frühzeitigen Emporkommen der Manufacturen und besonders der Wollwebereien, wofür sie den Rohstoff, wenigstens die feine Wolle, aus England und Spanien bezogen. Sie bedurften, in Folge der Fortschritte ihrer Industrie, keiner Schutzzölle, und bei der günstigen Lage ihres Landes waren sie klug genug, den Zwischenhandel aller handeltreibenden Nationen Europa's auf ihren Märkten durch ein möglichst freies Handelssystem zu befördern. Dem Gewerbfleiße und dem Wohlstande ihrer Städte entsprach der blühende Zustand ihrer Landwirthschaft. Besonders Flandern lieferte den belgischen und auch den holländischen Leinenmanufacturen ausgezeichneten Flachs, und auch der Getreidebau gedieh in vielen Gegenden Belgiens vortrefflich.

Anders waren die Verhältnisse in den nördlichen, holländischen Provinzen der Niederlande. Diese waren, da die Beschaffenheit ihres Bodens anfangs nur Wiesenbau und Viehzucht zuließ, schon frühe, der Hauptsache nach, auf Fischfang und Rhederei angewiesen. Sie mußten sich durch Frachtfuhren die ihnen fehlenden Manufactur- und Agriculturproducte zu erwerben suchen. Schon früh, im vierzehnten Jahrhundert, zeichneten sich daher holländische Seefahrer durch ihre Geschicklichkeit im Fischfange, sowie durch einen regen Zwischenhandel aus. Sie besuchten die englischen und belgischen Küsten. Auch in den nordischen Gewässern der Ostsee erschienen damals ihre Schiffe, anfangs im Bunde mit der Hansa, aber schon in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts als die gefährlichen Concurrenten der deutschen Kaufleute für den Zwischenhandel zwischen dem europäischen Nordosten und Südwesten.

Die mit steter Gefahr verbundene Küstenschifffahrt, der active Zwischenhandel, der ewige Kampf mit dem Meere, dem sie ihr Land und ihr Vermögen abzuringen hatten, zeichnete den Holländern die Bahn ihrer künftigen Größe vor und gab ihnen das Mittel an die Hand, sich gegen die Anmaßungen ihres mächtigen Feindes zu vertheidigen. Die Flotte der Holländer ward das sicherste Bollwerk gegen die Angriffe der Spanier, die Caperei der „Wassergeusen" ward die zerstörendste und erfolgreichste Waffe gegen die Landarmee des Herzogs von Alba.

Als der Krieg mit Spanien ausbrach, war Antwerpen schon seit längerer Zeit der bedeutendste Handelsplatz in den Niederlanden gewesen. Mit dem Verfalle von Brügge hatte die Größe Antwerpens begonnen und um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte sie ihren Culminationspunkt erreicht. Hier concentrirte sich jetzt der Zwischenhandel von fast ganz Europa. Die Umschiffung Afrika's, in Folge deren die Italiener so rasch ihren indischen Handel an Portugal verloren, that dem Verkehre der Niederländer keinen Abbruch. Die Portugiesen nämlich beschränkten ihre Schifffahrt hauptsächlich auf den außereuropäischen Verkehr; sie brachten die indischen Waaren nicht weiter als bis Antwerpen. Der Schwerpunkt des europäischen Zwischenhandels ward also nicht verändert; während der Handel Antwerpens zugleich dadurch bedeutend zunahm, daß ihm nach dem Verfalle der italienischen Städte ein großer Theil der Versorgung Deutschlands mit den Producten des Orients zufiel.

Im Jahre 1555 bestieg **Philipp II.** den spanischen Thron. Ihm war die rücksichtsvolle Politik seines Vaters zuwider. Es ging ihm zu langsam mit

der Unterwerfung der Niederlande unter eine despotisch monarchische Regierung. Er wollte die Staats- und Religionsfreiheit daselbst mit einem einzigen Schlage vernichten und übertrug daher die Ausführung seines Planes dem Cardinal Granvella, der den Protestantismus durch eine geschärfte Inquisition und die bürgerliche Freiheit durch einen geheimen Staatsrath zu vernichten hoffte. Die dadurch erregten Volkstumulte zu dämpfen ward dem Herzoge von Alba übertragen.

Von jetzt an begann in Belgien jene blutige Politik, in Vergleich mit welcher die Sicherheitsmaßregeln des französischen Convents als eine wahre Wohlthat erscheinen. Ackerbau und Industrie unterlagen den Verwüstungen und Zügellosigkeiten des Kriegszustandes, und der Handel Antwerpen's ward durch die Plünderung der Stadt furchtbar erschüttert. Jetzt mußte es zur Entscheidung kommen, wenn die Industrie und der Handel der Niederlande nicht auf immer zu Grunde gerichtet werden sollten. Einen Augenblick wollten fast sämmtliche Provinzen gemeinsam der spanischen Politik entgegentreten. Da gelang es Alexander v. Parma, die katholische Partei der südlichen Provinzen von der protestantischen der nördlichen zu trennen. Dieser von ihm angefachte Religionshaß gab den Ausschlag: die südlichen Provinzen blieben bei Spanien, die nördlichen schloßen 1579 die Utrechter Union und sagten sich zwei Jahre später von Spanien los.

Die gewaltsamen Maßregeln des Herzogs v. Alba, sowie die Belagerung und Plünderung Antwerpen's durch den Herzog von Parma, 1585, bewogen eine bedeutende Menge gewerbfleißiger Bürger, Belgien zu verlassen und sich in Holland anzusiedeln. Die Natur des Landes, die vielen Schleusen, der geringe Getreidebau, machten Holland zum Kriegsschauplatze weniger geeignet, als die südlichen Provinzen der Niederlande. Mit dem Protestantismus zugleich hatte sich im Norden Toleranz verbreitet und der Geist der Bevölkerung ließ einen energischen und glücklichen Widerstand gegen die Willkür der spanischen Regierung hoffen. Ein Theil der belgischen Flüchtlinge ging nach England; die Meisten indeß zogen den freieren Verkehr in Holland der größeren Sicherheit in England vor (Anderson b. J. 1585).

Neunzehn tausend Menschen sollen auf einmal von Antwerpen nach Holland und zum großen Theile nach Amsterdam ausgewandert sein. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen und bei den glücklichen Seekriegen der Holländer diese Stadt bald der erste Handelsplatz von ganz Europa wurde. Die Manufacturen Hollands, welche bisher im Vergleich zu seiner Schifffahrt und Fischerei unbedeutend gewesen waren, erhielten jetzt plötzlich durch die Betriebsamkeit und die Capitalien der flüchtigen Belgier einen unerwarteten Aufschwung. Von den Wollmanufacturisten ließen sich viele in Leyden nieder, während die Leinenweber sich vorzugsweise nach Harlem und Amsterdam wandten.

Der Krieg, in welchen die Holländer auf diese Weise mit Spanien geriethen, ward für sie zugleich ein mächtiger Reiz, ihre Schifffahrt, die bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf Europa beschränkt geblieben war, bis nach Ostindien und Amerika auszudehnen. Die reiche Beute ihrer Caperschiffe, ihre Seesiege, die Vernichtung der „unüberwindlichen Flotte" (1588), mit welcher Philipp II. verzweiflungsvoll va banque spielte; das Verbot, welches schon 1580 gegen sie erlassen worden war, keine Waaren des Orients aus spanischen oder portugiesischen Häfen zu holen, ihr Bekanntwerden mit den Wegen um die Südspitze Afrika's (1595), welche bis dahin die Portugiesen ihnen so eifersüchtig verschlossen hatten; die vielen Capitalien endlich, welche sich in Holland anhäuften und ungeduldig auf gewinnreiche Verwendung warteten: Alles dies

zusammen mußte in ihnen den Entschluß zur Reife bringen, der spanischen Monarchie den Colonialhandel zu entreißen. Sie fühlten bald, daß ihre Unabhängigkeit gesichert und daß es nun an ihnen sei, die Friedensbedingungen zu stellen. Erweiterung des Colonialhandels, das ward fortan die Bedingung, unter welcher sie Waffenstillstand bewilligten, und die Ursache, weshalb sie ihn wieder brachen.

Zunächst bezogen sich ihre Unternehmungen auf Ostindien. Sollte bei den Feindseligkeiten der Spanier und der vorauszusehenden Concurrenz anderer Völker der Handel dorthin nicht jeden Augenblick wieder unterbrochen werden, so mußte man auf mächtige Niederlassungen daselbst bedacht sein. Dafür reichten natürlich die Kräfte vereinzelter Kaufleute nicht aus, und es bildete sich daher im Jahre 1602 eine „ostindische Compagnie“ mit einem Fonds von circa 6½ Millionen Gulden. Ihre Ausbreitung in Ostindien auf Unkosten der Portugiesen, welche durch ihre Vereinigung mit Spanien (seit 1580) ebenfalls in den niederländischen Krieg verwickelt worden waren, ging so glücklich und rasch von Statten, daß Spanien schon im Jahre 1609 auf einen zwölfjährigen Waffenstillstand antrug. — Die Holländer bewilligten ihn unter der Bedingung der freien Schifffahrt nach Ostindien.

Der Krieg ward im Jahre 1621 erneuert, und zwar wieder zum Nachtheil der Portugiesen. Diesen gelang es endlich 1640, sich von der spanischen Herrschaft, die wie ein Fluch auf ihnen lastete, loszureißen; und kaum war dieses geschehen, so trugen sie den Holländern den Frieden an. Dieser kam freilich im Jahre 1641 zu Stande; allein bei der schon entschiedenen Uebermacht der Holländer in Ostindien konnte er kaum etwas Anderes sein, als eine bloße Form. Letztere setzten, trotz desselben, ihre Eroberungen fort; sie nahmen Ceylon, Malabar und Coromandel, sie legten zugleich (1656) eine befestigte Niederlassung auf dem Cap *) der guten Hoffnung an und der Freundschafts- und Handels-Tractat, den sie endlich 1669 im Haag mit den Portugiesen schlossen, ließ diesen Nichts mehr von ihrem einst so ausgedehnten Colonialbesitze in Ostindien, als Diu und Goa übrig.

Auch im Westen waren die Holländer nicht unthätig. Um auch dort ihren Kaufmanns- und Kriegsunternehmungen gegen Portugal und Spanien mehr Nachdruck zu geben, hatten sie beim Wiederausbruche des Krieges im Jahre 1621 eine der „ostindischen Compagnie“ entsprechende, westindische Gesellschaft gegründet. Sie besetzten Berbice, sie nahmen 1634 den Spaniern die Insel Curaçao; sie erwarben St. Martin, St. Eustach, ja sie bekamen selbst während der Jahre 1625—1638 das portugiesische Brasilien in ihre Gewalt.

Allein der ganze Krieg hatte hier doch einen anderen Charakter und einen andern Zweck, als der in Ostindien geführte. Brasilien hatte damals noch nicht die Bedeutung, welche es später durch seine Colonialwaaren erlangt hat. An ähnliche Niederlassungen, an einen ähnlichen Waarenumsatz wie in dem producten-reichen und industriösen Ostindien war hier noch nicht zu denken. Die „westindische Gesellschaft“ verwendete daher ihre Kräfte hauptsächlich auf die Ausrüstung von Caperschiffen und benutzte die besetzten westindischen Inseln vorzugs-

*) Jetzt sind die Engländer Herren des Caplandes, sowie aller Hauptstationen des europäisch-ostindischen Handels um ganz Afrika herum. Sie besitzen den Hafen von Portendik, das Fort James, die Inseln Ascension und St. Helena, das Capland, Mauricius u. s. f. Die Bedeutung dieses längeren Seeweges nach Asien im Verhältnisse zu dem projectirten über Suez habe ich schon oben in den Betrachtungen „über den gegenwärtigen Welthandel“ besprochen.

weise zum Schleichhandel nach dem französischen und englischen Westindien. Schon im Jahre 1645 gelang es indeß den Portugiesen ohne große Anstrengungen, Brasilien wieder zu nehmen; der Caperkrieg hörte nach dem Frieden, 1648, auf; und der Schleichhandel mit den englischen und französischen Besitzungen ward durch Cromwell's Navigationsacte (1651), sowie durch die Maßregeln Colbert's vernichtet. Damit verlor natürlich die westindische Gesellschaft ihre Bedeutung.

Die Zeit des westphälischen Friedens oder die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bildet überhaupt für Hollands Handelsgröße den Culminationspunkt. In dem Frieden zu Münster (30. Januar 1648) erkannte auch Spanien die Souveränetät der holländischen Republik, sowie den ferneren Besitz ihrer in Amerika und Ostindien gemachten Eroberungen an. Mit Mastricht ward den Holländern die Beherrschung der Maas und mit der Schließung der Schelde ward dem Handel von Amsterdam ein dauerndes Uebergewicht über Antwerpen eingeräumt.

Aber schon drohte Frankreich ihm durch sein Uebergewicht über Spanien ein gefährlicher Nachbar zu werden. Diese Gefahr sollte noch auf eine bedenkliche Weise für Hollands Handel durch die nationale Handelspolitik Colbert's vergrößert werden, und auch England zeigte bald nach dem Erlasse seiner Navigationsacte, daß es die Herrschaft der Meere nicht bloß wolle, sondern daß es auch die Macht besitze, sie zu erringen.

Hier bei jener Epoche angelangt, wo das Glück sich von dem Handel der holländischen Republik abwendet, wo der Gang der Weltbegebenheiten Frankreich und England den Vorrang unter den Völkern einräumt, um auf der sicheren Basis eines gewaltigen Nationallebens die Befreiung der Völker vorzubereiten — kann ich, ohne den geschichtlichen Zusammenhang störend zu unterbrechen, einige Worte über die in der Handelswelt so berühmt gewordene Bank von Amsterdam einflechten.

Die Stiftung dieser Bank fällt in die Blüthezeit des Handels von Amsterdam. Sie ward im Jahre 1609 gegründet, also zu einer Zeit, da in Folge der Unruhen in Belgien der reiche und rege Geschäftsverkehr der Stadt Antwerpen auf Amsterdam überging und im Verein mit dem schon früher dort weitverzweigten Handel diese Hafenstadt zum Weltmarkt erhob. Die Industrie war durch die Einwanderer aus Belgien zu einem neuen Leben angefacht worden, und die „ostindische Compagnie" hatte bereits den directen Verkehr der Holländer mit außereuropäischen Ländern eingeleitet.

Dieser vervielfachte und vergrößerte Waarenumsatz in Amsterdam machte natürlich die Unbequemlichkeit und das Zeitraubende, welches mit der Auszahlung großer Geldsummen in Silbermünze verbunden ist, fühlbarer als früher. Man ward aufmerksamer auf die Gefahr, welche mit dem Aufbewahren großer Geldvorräthe in Privatcassen, sowie mit dem Herumtragen derselben von einer Stadtgegend in die andere verbunden ist. Ueberdieß cursirten damals in Amsterdam in Folge des weiterverzweigten Völkerverkehrs eine solche Menge verschiedener, verfälschter und abgenutzter Münzen, daß das Umlaufende oder Courant-Geld schon 9 Procent unter dem Werthe der neugeprägten, guten Münze stand. Die Folge davon mußte sein, daß letztere, so wie sie in den Verkehr kam, entweder rasch außer Landes ging, oder eingeschmolzen wurde, daß es den Kaufleuten immer schwieriger ward, das zur Berichtigung ihrer Handelseffecten nöthige Geld aufzutreiben, und daß also der Werth der Wechsel oder Creditpapiere in ein, sowohl für den Empfänger als Aussteller, höchst nachtheiliges Schwanken gerieth. Mit einem Worte, die betriebsamen Kaufleute der großen Handelsstadt fühlten sich in ihrem Geschäftsgange durch die Auszahlung

großer Summen in baarer Münze belästigt, und der Privatcredit lief bei dem schwankenden Werthe des Courant-Geldes Gefahr, erschüttert zu werden.

Die Kaufleute und Obrigkeiten von Amsterdam beschlossen daher, unter Garantie der Stadt eine Anstalt zu gründen, wo jeder Kaufmann, der viele Geschäfte mit größeren Geldsummen zu machen habe, seine Hauptcasse deponiren, und dann durch bloßes Ab- und Zuschreiben in den Büchern dieser Anstalt seine Zahlungen machen oder empfangen könne! Das deponirte Geld ward in einem der Gewölbe des Rathhauses aufbewahrt, und vier Magistrate, welche jährlich erneuert wurden, mußten unter eidlicher Verpflichtung für die treue Aufbewahrung desselben sorgen. Die Sicherheitsmaßregeln dieser Bank waren also aufs Höchste getrieben. Der Credit der Bank durfte nicht über die Summe der deponirten Baarschaft hinaus erweitert werden, und überdieß haftete die Stadt mit ihrem Vermögen für die Deposita. Als Beispiel für die gewissenhafte Verwaltung dieser Anstalt wird gewöhnlich angeführt, daß, als im Jahre 1672 beim Heranrücken feindlicher Truppen den Gläubigern der Bank ihre Einlage zurückgegeben wurde, die aus den Gewölben geholten edlen Metalle noch die Spuren einer vor mehreren Jahren ausgebrochenen Feuersbrunst an sich trugen.

Die Verwaltungskosten dieses Institutes wurden dadurch gedeckt, daß Jeder, dem zum ersten Male eine Banko-Rechnung eröffnet wurde, 10 Gulden zu zahlen hatte. Jede Uebertragung von einer Rechnung auf eine andere kostete 1 Stüber, und für die Erlaubniß, eine geringere Summe als 300 Gulden bezahlen oder empfangen zu dürfen, mußten 6 Stüber entrichtet werden. Auch das Herausnehmen des hinterlegten Geldes aus der Bank war mit Kosten verbunden. Ueberstiegen diese Einnahmen die Verwaltungskosten, so wurde der Ueberschuß den Armen der Stadt zugewiesen.

Somit waren also zuvörderst Zeitverlust, Mühe und Gefahr, welche mit dem Herumtragen und Auszahlen großer Geldsummen verbunden sind, vermieden. Durch die Beweiskraft der Eintragungen in die Bankbücher, oder des Ab- und Zuschreibens wurde zugleich vielen Streitigkeiten und Processen in Handelsgeschäften vorgebeugt, und indem endlich das Courant-Geld von der Bank nur seinem gesetzlichen Feingehalte nach angenommen und berechnet ward, so brauchten von nun an die Zahlungen der Kaufleute nur in Bankgeld bedungen zu werden, um sie gegen die Nachtheile des schwankenden und verschlechterten Courant-Geldes zu schützen. Der Handel also mußte dadurch bedeutend an Credit gewinnen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Bankgeld einen nicht unbedeutend höheren Preis erlangte, als das Courantgeld. Man nannte diese zu Gunsten des Bankgeldes sich herausstellende Differenz „Agio". Die Höhe des Agios veränderte sich natürlich, je nachdem die Nachfrage nach Bankgeld ab- oder zunahm, und je nach der Art und der Güte der Münzen, gegen welche man das Bankgeld kaufen wollte. Diese Preisdifferenz zwischen Bank- und Courant-Geld ward zu einem sehr einträglichen Geldgeschäfte, welches man „Agiotage" nannte, von den Zwischenhändlern oder Mäklern benutzt, die sich in der Nähe des Bankhauses ansiedelten, und Bankgeld, d. h. Credit in den Bankbüchern, kauften oder verkauften.

Sehen wir von diesem Zwischenhandel ab, der sich in alle Zweige des Handels eingenistet hat und, je nachdem ihm ein größerer oder geringerer Spielraum durch die Natur seiner Objecte gelassen wird, beständig durch künstliche Bestimmung des Angebotes und der Nachfrage zu gewinnen sucht, und in Verbindung mit dem Börsenspiele das Geld ohne alle Rücksicht auf die Arbeit und die Bedürfnisse der Individuen vertheilt; — so müssen wir, um die Bank von Amsterdam

von andern Bankanstalten zu unterscheiden, hauptsächlich beachten, daß sie die Summe des circulirenden Geldes nicht vermehrte.

Ueber den Betrag der in ihre Gewölbe gelegten Baarschaften hinaus durfte in ihr kein Geldgeschäft gemacht werden. Sie hatte keinen andern Zweck, als dem Großhandel Sicherheit, Bequemlichkeit und rasche Abfertigung seiner Zahlungen zu verschaffen. Die Kaufleute erlaubten dieser Bank nicht, das bei ihr deponirte Geld als Fonds zu benutzen, um einer Emission von Papiergeld Credit zu verschaffen. Das Geld der Bank sollte zu nichts Anderem dienen, als der Bezahlung der Wechsel und Waaren jede Unsicherheit zu nehmen. Es sollte nicht dem Bankier, sondern den Kaufleuten Credit verschaffen. Man nennt Banken dieser Art, insofern sie bloße Niederlagen des Geldes sind, Depositenbanken.

Ihnen gegenüber stehen die Zettelbanken, welche mehr Geld in Scheinen ausgeben, als die Summe der bei ihnen einkommenden Baarschaften beträgt. Sie rechnen darauf, daß die Scheine nicht auf einmal sich zur Einlösung einstellen. Da sie nun ihre Scheine hauptsächlich gegen Wechsel ausgeben, so suchen sie ihr Geschäft so einzurichten, daß die Verfallzeit der erhaltenen Wechsel beständig im Einklange mit der Anzahl von Bankscheinen steht, die während einer bestimmten Zeit zur Einlösung präsentirt werden. Dieß Verhältniß läßt sich indeß nur im Allgemeinen berechnen, und der Reiz des Discontgeschäftes oder des Zinses, den sie von ihren Scheinen bis zum Verfalltage der Wechsel nehmen, hat überdieß die Banken nicht selten verleitet, die Emission von Bankscheinen unverhältnißmäßig zu steigern.

Solche Banken können also einen Discontgewinn von einem drei bis vier Mal größeren Capitale beziehen als sie wirklich besitzen. Sie können zugleich auf Gold- und Silberbarren u. s. w. Vorschüsse machen. Sie können auch dadurch noch einen gemischten Charakter annehmen, daß sie, wie die Bank von England, zugleich ein Finanzinstitut, ein Büreau der Schatzkammer werden, daß sie also zu gleicher Zeit die Privatindustrie zu immer größeren Unternehmungen durch Vermehrung des circulirenden Geldes anspornen, und dem Staate seine Einnahme und seine Anleihen erleichtern.

Diese Vortheile der Zettelbanken für viele Privatleute und für die Staatscasse sind zu offenbar, als daß sie sich leugnen ließen. Die Depositen- und Zettelbanken, beide sind treffliche Anstalten für Geschäftsmänner, welche schon Credit besitzen oder durch ihr Vermögen in den Stand gesetzt sind, Creditpapiere auszustellen; allein sie bereiten nicht, wie viele National-Oekonomen noch immer vorgeben, die Emancipation der Arbeit vor, es sei denn, daß man diese Vorbereitung so auffasse, wie wohl vom Freihandel gesagt worden ist, er beschleunige den Augenblick, wo man das Bedürfniß nach allgemeiner Ordnung empfinden werde, und wo aus der Allgemeinheit des socialen Uebels der Entschluß entspringe, das Mittel außerhalb der bisher angewandten Wege aufzusuchen.

Allerdings befördern die Leihbanken die Industrie, aber man muß bedenken, daß die Industrie aus zwei Kräften besteht, aus Capital und Arbeit. Allerdings befördern sie den Volkswohlstand; aber der Volkswohlstand besteht heut zu Tage aus einer bloßen Aggregation von Armen und Reichen. Welchem von beiden Theilen dient die Emission der Zettelbanken? Dem Arbeiter? Aber was besitzt er, falls es ihm an Capital fehlt, worauf er borgen könnte? Seine Arbeit? Aber die vom Capital entblößte Arbeit mit ihrer Hinweisung auf Producte, die erst geschaffen werden sollen, ist etwas so Unsicheres, sie bietet bei der heutigen Isolirtheit der Arbeiter und bei dem geringen Grade geistiger, moralischer Aus-

bildung, welche die Mehrzahl von ihnen besitzt, eine so geringe Garantie für ihren Erfolg, daß man sie wohl aus Barmherzigkeit durch Arbeitshäuser unterstützen und durch Pfennigcassen nothdürftig am Leben erhalten, aber ihr nur Ausnahmsweise Geldvorschüsse machen kann, durch welche es dem Arbeiter möglich gemacht würde, sich eine anständig sociale Stellung zu verschaffen.

Law faßte einst den großherzigen Gedanken, durch eine Zettelbank nicht bloß die Speculationen der Reichen zu befördern, sondern auch den Wohlstand des Volkes herzustellen. Er dehnte den Credit so weit als möglich aus und wollte ihn zugleich der Willkür der Privaten entziehen und dem Staate zur Vertheilung überlassen. Allein er übersah nicht allein den heutigen Dualismus zwischen dem Staate und dem Einzelnen, er übersah zugleich, daß die Arbeit noch keine so gesicherte und geregelte Kaufkraft wie das Geld besitzt, und daß es viel schwieriger ist, das entsprechende Geld für Arbeit, als Arbeit für Geld zu kaufen. Seine Crediterweiterung konnte daher den Arbeiter wohl mit in das Börsenspiel hineinziehen; sie konnte ihn zufällig bereichern, aber nicht nach seiner Arbeit belohnen. Das ist der wahre Grund, weßhalb sein edles und oft verkanntes Unternehmen scheiterte und die furchtbarste Anarchie der Vermögensvertheilung hervorrief. In so fern freilich, als diese gewaltsame Veränderung der Vermögensverhältnisse den Ausbruch der französischen Revolution nicht wenig förderte, kann man behaupten, daß seine Zettelbank in der Geschichte der Emancipation der Arbeit einst ihre Stelle finden werde.

Anmerkung zur Bankfrage.

In der Bank von Amsterdam haben wir das erste, geschichtlich festgestellte Beispiel einer im rein mercantilem Interesse errichteten Depositenbank. Bei allen früheren Bankinstituten war, wie ich schon bei Gelegenheit des italienischen Handels erwähnte, das Streben des Staates, Anleihen zu machen, zu vorherrschend, als daß sie als eigentliche Handels-Institute betrachtet werden können. Von solchen Staatsanleihen-Anstalten, die man oft mit Unrecht Staats-Credit-Anstalten genannt hat, finden sich schon Spuren im Alterthume. Auch abgesehen von den spärlichen Nachrichten, welche sich über sie erhalten haben, gehören sie natürlich nicht zur Geschichte des Handels, sondern in die Geschichte der Staatsschulden. Auch die Bank von Amsterdam erhielt sich nicht immer als rein kaufmännisches Institut, und eben so wenig hat sie jene Ehrlichkeit bewahrt, von der sie im Jahre 1672 beim Einrücken der Franzosen einen so glänzenden Beweis ablegte. Als später im Jahre 1797 die Franzosen wieder Holland mit Krieg überzogen hatten, zeigte es sich, daß die Directoren der Bank ohne Vorwissen der Kaufleute einen Theil der ihnen anvertrauten Schätze zu Vorschüssen an die Regierung und an die ostindische Compagnie verwendet hatten. Die Bank verlor seit dieser Zeit ihre Wirksamkeit. Als rein kaufmännische Depositenbank, ähnlich der Amsterdamer Bank zur Zeit ihrer Entstehung, existirt jetzt nur noch die im Jahre 1619 gegründete Bank von Hamburg. Als besondere Abtheilung ist mit ihr eine Leihanstalt verbunden.

Für die Geschichte der Banken will ich gleich hier auf ein Werk des Herrn James Gilbart, Verwalters der Bank von England, aufmerksam machen:

The history and principles of Banking; 2 edition. London 1835 in-8 (besonders für die Geschichte der „Bank von England" wichtig).

Die Literatur über die wissenschaftliche Begründung, oder über die Principien der Creditanstalten, werde ich in den folgenden Abschnitten über Englands und Frankreichs Handel angeben. Die Creditanstalten, in so weit sie sich speciell auf Staatsanlehen, auf den s. g. öffentlichen Credit beziehen, gehören, wie gesagt, nicht zur Handelsgeschichte. Wer sich mit ihnen näher bekannt machen will, dem ist die, wenn gleich mehr pikant und übersichtlich, als ausführlich gehaltene Schrift Marie Augier's „Du crédit public et de son histoire depuis les temps anciens jusqu'à nos jours, Paris, Guillaumin, Libraire 1842," zu empfehlen.

Dadurch indeß, daß ich auf diese Weise die Creditanstalten je nach ihrem Zwecke oder nach ihren Tendenzen unterscheide und den Staatscredit dem Handelscredit gegenüberstelle, will ich nicht das Finanzwesen des Staates von dem industriellen Leben seiner Bürger in absoluter Weise getrennt aufgefaßt wissen. Existirt auch noch kein harmonisches Ineinandergreifen des Staatsvermögens und des Vermögens der Einzelnen, so berechtigt uns dieß doch nicht, die unharmonische Wechselwirkung beider außer Acht zu lassen. Es ist bekannt, wie sehr die Fiskalanleihen dazu beitragen, die s. g. Geldherrschaft zu befördern, wie sehr sie dazu mitwirken, das

Geld, ohne Beziehung auf den Waarenaustausch und ohne Rücksicht auf eine gerechte Belohnung oder Werthbestimmung der in den Waaren incorporirten Arbeit, in den Händen Weniger zu concentriren. Der Credit überhaupt, für welchen Zweck und durch welche Mittel er auch immer das Geld vermehrt, ist eben als bloße Geldvermehrung indeß nicht im Stande, der Arbeit als solcher Kaufkraft zu verleihen, oder was dasselbe sagt, einen gerechten Waarenaustausch herzustellen. Er befördert nur den heutigen Handel, der nichts Anderes als die Illusion eines geordneten Waarenaustausches ist, der den Geldumlauf immer mehr von dem Waarenumlaufe trennt und beiden ihre sittliche Beziehung zu dem Kraftaufwande und den Bedürfnissen der Producenten nimmt.

3) Frankreich.

Als Holland den Gipfel seiner Macht erreicht hatte, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, ward Colbert unter Ludwig's XIV. Regierung General-Controleur der Finanzen (1661). Von dieser Zeit an beginnt Frankreichs thatkräftige, geschichtliche Stellung in dem Handelsverkehre der Völker.

Hatte auch schon Sully, der Minister Heinrich's IV., Vieles gethan, um Einheit und Ordnung in das wirthschaftliche Treiben der französischen Nation zu bringen, so waren doch seine staatswirthschaftlichen Maßregeln durch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes verhindert worden, tiefe Wurzeln zu schlagen. Der Kampf der Vasallen gegen und um die Krone, welcher, wie in Deutschland, in den Religionsunruhen neue Nahrung gefunden hatte, mußte damals noch jedes Wirthschaftssystem, welches das Wohl der ganzen Nation bezweckte, erfolglos machen. Sollte ein geordnetes Abgabensystem mehr als eine bloß ephemere Erscheinung sein, so mußte erst der Bürgerkrieg beendigt werden. Sollte überdieß, wie Sully es wünschte, die Landwirthschaft zum Wohle des Staates und als eine sichere Finanzquelle gedeihen, so mußte erst die Macht der Landaristokratie gebrochen werden.

Der glückliche Erfolg national-ökonomischer Systeme hängt nicht bloß von der Rechenkunst eines Finanzministers ab. Staatsrechtliche Schranken lassen sich nicht durch eine rein staatswirthschaftliche Taktik beseitigen; vielmehr ist der ökonomische Fortschritt eines Volkes zum großen Theile durch seinen politischen und socialen Fortschritt bedingt. Das haben wir bei Deutschland, das haben wir bei Italien gesehen, und diese Wahrheit, für welche die Geschichte so viele schlagende Beweise liefert, erhält auch in der national-ökonomischen Entwickelung Frankreichs eine glänzende Bestätigung.

Wenn wir die Finanzoperationen Sully's überblicken und seine Grundansichten mit denen Colbert's vergleichen, so ist es nicht die Geschicklichkeit des Financier, welche diese beiden Staatsmänner unterscheidet und welche uns zu der Behauptung berechtigt, daß erst mit Colbert die Glanzperiode der französischen Nationalwirthschaft beginnt. Sully kämpfte mit derselben Energie und Einsicht wie Colbert gegen die Erpressung der Steuerpächter, gegen die Monopole des Adels und die Willkür des Regenten. Schon Sully erklärte sich entschieden gegen die schrankenlose Gewalt der Staatsbeamten; er verlangte eine rasche und unparteiische Rechtspflege und drang zugleich darauf, alle Staatsämter eingehen zu lassen, welche statt dem Staate Dienste zu leisten, bloß den Müssiggang beförderten. Schon Sully endlich ward bei seinem heftigen Widerstande, welchen er jeder Willkür und Unordnung in der Bestimmung der Steuern und der Zölle entgegensetzte, von dem richtigen Grundsatze geleitet, daß die sicherste Quelle für den Staatsschatz der Wohlstand der Bürger sei.

Aber kein Richelieu hatte ihm wie Colbert für die Durchsetzung seines Willens Bahn gebrochen. Sein König hatte noch einen harten und kostspieligen Kampf gegen die mächtigen Statthalter und Großen des Reiches zu bestehen,

welche, unterstützt durch den Religionsfanatismus der Bevölkerung, Frankreichs Einheit zu zerstören drohten. Die Ligue der Katholiken mußte noch gesprengt und die Festungen der Reformirten noch geschleift werden. Dazu reichten aber die Künste der Finanzwissenschaft nicht aus; es bedurfte, um die Nationaleinheit Frankreichs zu retten, entweder einer uneigennützigen Begeisterung, wie sie einst die Jungfrau von Orleans erregte, oder jener machiavellistischen Politik, durch welche Richelieu dem Könige die Gegenwart und dem dritten Stande die Zukunft sicherte.

Das Terrain also, auf welchem Sully, und dasjenige, auf welchem Colbert zu operiren hatte, war in Folge der politischen Ereignisse ein verschiedenes. Die höhere Stufe der politischen Entwickelung, auf welcher das französische Volk zur Zeit Colbert's stand, verschaffte den Unternehmungen dieses Staatsmannes, im Vergleiche zu den Finanzoperationen seiner Vorgänger, einen glänzenderen Ruhm und eine umfassendere Bedeutung für die Geschichte der Staatswirthschaft.

Die politische Macht der Aristokratie war schon unterminirt, als Colbert das Staatsruder erfaßte. Für den Finanzmann, falls er der Aufgabe seiner Zeit genügen wollte, kam es nun noch darauf an, das politische Werk Richelieu's zu ergänzen. Der Adel war erst in politischer Beziehung gestürzt; er mußte es auch auf dem Gebiete der Wirthschaft werden. Colbert hat für diesen Kampf dem dritten Stande den Weg gezeigt und ihm die Waffen geliefert. Hierin liegt sein eigenthümliches, sein persönliches Verdienst. In dieser glücklichen Benutzung der politischen Verhältnisse seiner Zeit liegt zugleich für die Weltgeschichte sein Vorrang vor Sully. — Sully suchte das alte Gebäude so wohnlich als möglich zu machen; Colbert legte den Grund zu einem neuen.

Sully war bei der Ethik seiner Weltanschauung nicht dazu gemacht, ein Vorfechter jenes Standes zu werden, dem die Zukunft gehörte und von dessen rascherem oder langsamerem Emporkommen die Stellung Frankreichs im internationalen Verkehre abhing. Er wollte, wie er sich ausdrückte, keine Vermischung der Stände und keine Erniedrigung der Leute von Stand. Er haßte freilich die Uebergriffe des Adels, unter denen der Landbauer zu leiden hatte; aber er haßte nicht weniger den Glanz und den Luxus gewerbreicher Städte. Er war nahe daran, sich mit Heinrich IV., der durch Pflanzung von Maulbeerbäumen die Seidenmanufacturen begünstigen wollte, auf's Heftigste zu erzürnen. Er hinderte durch Luxusgesetze den Absatz der Manufacturwaaren und suchte den Innungen der Gewerbtreibenden zugleich dadurch ihre Kraft zu nehmen, daß er durch Verkauf von Meisterrechtsbriefen die Arbeiter von ihrer Lehrzeit und von den nöthigen Prüfungen entband.

Der Ackerbau, meinte er, liefere die kräftigsten Soldaten, das Städteleben dagegen befördere den Müssiggang und die Weichlichkeit. Sein Charakter war überhaupt der eines biederen Landedelmannes, der den auf Grundbesitz basirten Adel für eine durchaus nothwendige und dem Vollblute der Pferde analoge Erscheinung in der Schöpfung hält, und dem es unmöglich scheint, mit höherer Bildung Kraft zu verbinden. Daher liebte er die Derbheit der Bauern so ungemein, mochten sie auch roh sein, wie das Vieh, und als Wahlspruch für die politische Oekonomie wählte er den Ausspruch: „labour et pâture sont les deux mamelles de l'état."

Man darf hinter diesem Ausspruch nicht, wie es wohl geschehen ist, eine Theorie der National-Oekonomie suchen, etwa die Behauptung, daß allein der Ackerbau productiv, Handel und Gewerbe dagegen steril seien. Sully sagte in einer dem Könige überreichten Denkschrift: „Eine der Ursachen, welche den Untergang oder die Schwächung mächtigen Monarchieen herbeiführen, sind Vernach-

lässigung des Handels, des Landbaues, der Künste und Handwerke." Man sieht, die Bevorzugung des Landbaues vor den Manufacturen, war bei ihm nicht Theorie, sondern Gesinnung oder Caprice.

Da aber die Macht des Adels im Gegensatz zum dritten Stande hauptsächlich auf Grundbesitz beruht, so war die Caprice Sully's natürlich wenig geeignet, dem dritten Stand zu seiner Emancipation zu verhelfen.

Ganz anders Colbert! Mochte er auch darin mit Sully viele Aehnlichkeit haben, daß er ein geordnetes, festes Abgabensystem zur Basis seiner staatswirthschaftlichen Praxis machte und vor Allem dahinstrebte, dem Staatsschatze die Kräfte wiederzugeben, welche ihm auf Unkosten der Nation von den vielen überflüssigen Beamten und wuchertreibenden Pächtern öffentlicher Einnahmen entzogen worden waren, so beseelte ihn doch nicht die aristokratische Vorliebe für den Landbau. Seine Sympathieen wandten sich vielmehr entschieden dem regen, glänzenden Treiben städtischer Gewerbe zu.

Man hat sich wohl darüber gestritten, ob die Landwirthschaft oder die Manufacturen der wichtigere Zweig der Volkswirthschaft sei. Die Frage, so allgemein gestellt, so abstract, so leer, so ohne alle Berücksichtigung bestehender Verhältnisse aufgefaßt, kann man nur antworten, daß nicht nur diese beiden, sondern daß alle Theile der Volkswirthschaft gleich wichtig, gleich unentbehrlich seien. Landwirthschaft, Manufacturen und Handel sind, um einen Lieblingsausdruck der Schule zu gebrauchen, gleich productiv, sie sind gleich nothwendig und vortheilhaft für das Gedeihen der Menschen. Praktische Staatsmänner haben sich diese Frage nie so abstract aufgeworfen. Je nach der besonderen Lage des Staates oder nach ihren persönlichen Interessen und Neigungen gaben sie bald dem einen oder dem andern Zweige der Oekonomie den Vorzug. So Sully und Colbert: so später Turgot und Necker. Allein sie bedurften zur Vertheidigung ihres Systems oft allgemeiner Betrachtungen, welche ihrem speciellen, praktischen Interesse den Anschein einer allgemeinen Maxime gaben. Theoretiker, welche an der Praxis keinen Geschmack fanden und auch nicht den Scharfsinn besaßen, sie zu durchschauen, haben solche allgemeine Betrachtungen mit Heißhunger aufgefangen und sie mit einer Wichtigkeit besprochen, welche die Staatsmänner weit entfernt waren, ihnen beizulegen. Daher denn noch in manchen Lehrbüchern und Systemen der politischen Oekonomie so abstracte Fragen, wie die eben angeführte.

Der Landbau, sagen die Einen, trägt ungemein viel zur Kräftigung des Körpers bei und erhebt zugleich die Seele durch beständigen Umgang mit der Natur. Um dieser Meinung ein gewisses Ansehen zu geben, werden wohl auch Schriftsteller des Alterthums citirt. Die Producte der Manufacturen und Fabriken, sagen die Andern, sind eine nothwendige Bedingung einer höheren Gesittung. Der Handel, fügt wohl ein Dritter hinzu, macht erst die Theilung der Arbeit möglich, ohne welche weder Ackerbau, noch Fabriken gedeihen. Gewiß, das ist richtig; aber wo existiren diese Industriezweige in solcher Reinheit und in vollständigem Einklange? Was ist, mit andern Worten, durch diese Behauptung für die Praxis gewonnen?

Die Beschaffenheit des Bodens und des Klima's schreibt mit Nothwendigkeit die Art der Beschäftigung vor, und auch unter denjenigen Staaten, in welchen Landwirthschaft, Ackerbau und Handel gleichmäßig gedeihen können, herrscht noch eine große Verschiedenheit der industriellen Ausbildung. Der praktische Staatsmann hat daher mit Rücksicht auf den auswärtigen Handel der einander feindlichen Nationen bald die Industrie, bald den Ackerbau vorzugsweise in Schutz zu nehmen.

Aber hierauf ist die Aufgabe des Staatsmannes nicht beschränkt. Er hat

bei seinen wirthschaftlichen Operationen nicht bloß den Wetteifer der Nationen unter einander, sondern zugleich auch den Kampf der Stände innerhalb der Nation zu berücksichtigen. Der politische Kastengeist ist mit der Verschiedenheit der Gewerbe eng verschwistert. Besonders in den Ländern daher, in welchen die Aristokratie ihre Hauptkraft aus dem unbeweglichen Vermögen schöpft, muß der Finanzmann, welcher dem Fortschritte huldigt, durch Beförderung der Industrie die Wirksamkeit und die Bedeutung des beweglichen Vermögens zu erhöhen suchen.

Gegen eine besondere Begünstigung der Manufacturen und Fabriken haben sich indeß nicht bloß die Stimmen derer erhoben, welche den Bauernstand in Verbindung mit der Landaristokratie für die sicherste und unbeweglichste Basis des Staatslebens halten; auch Männer von liberaler Gesinnung, denen es um den Fortschritt zu thun ist, haben sich nicht selten gegen Wirthschaftssysteme erklärt, welche für die Manufacturindustrie eine besondere Vorliebe an den Tag legten. Sie haben sich durch das Elend zurückschrecken lassen, welches besonders seit der Anwendung der Maschinen das Gefolge städtischer Gewerbe bildet. Allein die Ursachen dieses Elends sind nicht die städtischen Gewerbe und nicht jene Maschinen, welche dem Menschen die Arbeit erleichtern; — die Ursache hievon liegt tiefer, sie liegt in der Anarchie der Vermögensvertheilung, in dem ungleichen Kampfe des Capitals mit der Arbeit und der ungenügenden Belohnung der letzteren. Das Heilmittel gegen jenes Elend muß daher auch in etwas Anderem gesucht werden, als in der Beschränkung städtischer Gewerbe und der Abschaffung der Maschinen.

Uebrigens zeigt sich das Proletariat nicht bloß in den Städten und in der Umgebung großer Fabriken. Reiche Grundbesitzer und wohlhabende Bauern bilden leider noch immer die Ausnahme unter der von der Landwirthschaft lebenden Bevölkerung. Auch in der Landwirthschaft ist, wie genaue Beobachtungen immer mehr zeigen, eine Organisation der Vermögensverhältnisse für die Zukunft unvermeidlich. Der Zustand des Landmannes ist in der Regel kein beneidenswerther und einer großen Anzahl Krankheiten, von denen heut zu Tage der Bauernstand heimgesucht wird, könnte leider schon durch eine kräftige Nahrung vorgebeugt werden.

Befördern wir also, könnten nun Manche bei dem Anblicke des über alle Erwerbszweige verbreiteten Elends ausrufen, weder die Industrie, noch den Landbau in ihrer heutigen Gestalt! Suchen wir vielmehr nach einer vernünftigen Organisation der Vermögensverhältnisse! Gewiß, ich gebe es zu, wäre eine solche Organisation das einzig sichere und gründliche Mittel gegen die Krankheit des Proletariats. Allein bis jetzt noch ist nur eine sehr geringe Anzahl Besitzender geneigt, für eine gründliche Aufhebung des Proletariats Opfer zu bringen. Almosen, Leihhäuser, Sparkassen und eine Menge ähnlicher Anstalten, die alle in Beziehung auf die Gesammtheit der Armen den Charakter des Lotteriespiels haben, das lassen sich Viele schon gefallen, aber eine wirklich gerechte Belohnung der Arbeit, welche verhindert, daß sich das Capital in den Händen weniger concentrirt, gilt den Meisten noch immer, ich will nicht sagen für eine Utopie, sondern für etwas wahrhaft Abschreckendes.

Dieses Mißverhältniß zwischen der, in Folge der freien Concurrenz, immer steigenden Noth und dem guten Willen, sowie der Einsicht einer kleinen Anzahl wohlhabender Leute, ihr gründlich abzuhelfen, darf ein praktischer Staatsmann, der seine Maßregeln nicht bloß für den Augenblick, sondern mit Voraussicht auf die Zukunft treffen will, nie aus den Augen verlieren. Er muß, selbst wenn er für Socialreformen ist, die Schwierigkeit, dieselben in ruhiger, friedlicher Weise zu verwirklichen, nicht verkennen. Er muß sich für den weiteren Verlauf

der Geschichte, fern oder nahe, wenigstens die Möglichkeit von einer gewaltsamen Erhebung der niederen Classen denken.

Nehmen wir an, solche Aufstände brächen aus, entweder unmittelbar durch das Elend der Arbeiter oder zugleich durch politische Verhältnisse hervorgerufen. Und nun fragen wir die Erfahrung, die Geschichte! Welche Classe der arbeitenden Bevölkerung hat sich in ihren Revolutionen, in ihren Aufständen der Gesittung am Gefährlichsten und dem Fortschritte der Menschheit am Hemmendsten gezeigt, sind es die Arbeiter der Manufacturen, die Arbeiter städtischer Gewerbe oder die Bauern? Ich brauche als Antwort hierauf nur an den letzten Aufstand in Gallizien zu erinnern; ich kann auf die Auftritte in Irland hinweisen und die Schreckensscenen in's Gedächtniß rufen, von denen Deutschland zur Zeit des Bauernkrieges der Schauplatz war.

Bleiben wir einen Augenblick bei dem letzten Beispiele stehen! Die Gerechtigkeit der Sache, welche die Bauern in Deutschland verfochten, wird nicht mehr bezweifelt; aber der Kampf, welcher sich damals zwischen den Bauern und der Landaristokratie entspann, war ein furchtbarer, die Gesittung gefährdender. Er gewährt uns ein lebhaftes Bild von der Rohheit des auf Landwirthschaft und Landbesitz basirten Bauern- und Ritterthumes. Wie ganz anders erscheint dagegen der Kampf der Fabrikarbeiter in Lyon gegen das Bürgerthum und der Aufstand in Manchester.

Es ist keine Frage, das Proletariat der Städte ist dem Sitze der höheren Bildung näher und dadurch zugleich für den Fortschritt empfänglicher, als das Proletariat auf dem Lande. Wo soll der Taglöhner auf dem Lande oder der Bauer in der Regel seine Bildung hernehmen? Von der Landaristokratie oder von den bürgerlichen Gutsbesitzern, die sich von ersterer der Mehrzahl nach nur dadurch unterscheiden, daß ihnen die Glätte der Umgangsformen fehlt; die mit den Ideen, welche die Zeit bewegen, wenig vertraut sind, und wenig andere Vergnügungen kennen als Jagd, Kartenspiel und wilde Gelage? Oder sind die Bildungselemente der Landbevölkerung etwa in den Beamten und Pfarrern zu suchen, von denen es bekannt ist, daß sie nach kurzer Zeit selbst verbauern? Oder endlich soll der Bauer seine Bildung der Natur entnehmen, zu deren ästhetischer Betrachtung ihm Zeit und Stimmung fehlt, und die, falls ihr Einfluß nicht durch die Kunst des gesellschaftlichen Lebens ergänzt wird, den Geist stabil macht, wie ihre eignen Gesetze?

Ja, wären die Widersprüche des gesellschaftlichen Lebens ausgeglichen; wäre an die Stelle der Zersplitterung eine Association, an die Stelle der Anarchie eine Organisation getreten; herrschten überall Wohlstand und Bildung, Wissenschaft und künstlerisches Leben; wäre der Unterschied der Stände nicht bloß der Rechtsform, sondern auch dem Wesen nach ausgeglichen; dann allerdings wäre es Unsinn, von einem Vorzuge der Manufacturen vor der Landwirthschaft, und von dem des Städtelebens vor dem Landleben zu sprechen. Allein diese Zeiten sind noch nicht da.

Bis jetzt wird noch Bildung und Freiheit von dem dritten Stande repräsentirt, dessen Herrschersitz die großen Städte sind und dessen Herrschaft durch die Ausbildung der Manufacturkraft bedingt ist. Der Geldaristokratie dieses Standes zunächst aber steht der niedere Bürgerstand und das städtische Proletariat, um in der wenigst schroffsten Form den Uebergang zu einer besseren Gesellschaftsform zu bahnen.

Um wie viel wichtiger noch und entscheidender für den Fortschritt, als heut zu Tage, mußte aber zu Colbert's Zeiten die Begünstigung der Manufacturen und des Städtelebens sein! Wie gefährlich und hemmend, nicht bloß für Frank-

reich, sondern für ganz Europa, wäre es gewesen, hätte der Minister Ludwig's XIV. sich von einer ähnlichen Sympathie für das Landleben, wie sie Sully beherrschte, bei seinen Finanzoperationen leiten lassen! Damals hatte noch die dem Fortschritte und der Humanität abholde Partei einen mächtigen Halt an dem unbeweglichen Vermögen der Landaristokratie und an der Einfalt der Bauern. — Colbert legte die Axt an die Wurzel.

Statt daß Sully beständig den Wahlspruch im Munde führte „Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Brüste des Staates" — faßte Colbert das Programm der politischen Oekonomie in folgende Worte zusammen: „Es ist nöthig, die Ausgangszölle von Bodenerzeugnissen und Manufacten herabzusetzen; die Eingangszölle von Allem, was den Fabriken dient, zu ermäßigen und durch Erhöhung der Zölle die Erzeugnisse fremder Manufacturen zurückzudrängen" (réduire les droits à la sortie sur les denrées et les manufactures du royaume; diminuer aux entrées les droits sur tout ce qui sert aux fabriques; repousser par l'élévation des droits les produits des manufactures étrangères).

Man muß indeß nicht glauben, daß Colbert seine Beförderung der Manufacturen auf ein bloßes Zollsystem beschränkte. Wohl selten hat ein Staatsmann mit mehr Umsicht der Idee, welche ihn beseelte, nach allen Seiten hin Bahn gebrochen. Nicht zufrieden damit, die erst im Entstehen begriffene Manufacturkraft seiner Nation durch Zölle gegen die Concurrenz des Auslandes zu schützen, verwendete er bedeutende Summen zur Unterstützung und Aufmunterung verschiedener Gewerbe, lauschte er dem Auslande die Geheimnisse seiner Industrie ab, und machte sich selbst mit den Verfahrungsweisen der Fabrication bekannt, um darnach seine Verordnungen einzurichten. Und in entsprechender Weise, wie er die Arbeit durch Geld, durch Vorrechte der verschiedensten Art und durch Unterricht anfeuerte, verordnete er scharfe und entehrende Strafen gegen nachlässig gearbeitete oder verfälschte Producte. Dadurch mußte der Credit der französischen Waaren im Auslande ungemein steigen.

Es würde ermüdend für den Leser sein, wollte ich alle Verordnungen aufzählen, welche Colbert zu Gunsten der Manufacturen erließ, wollte ich alle jene verschiedenen Arten des Kunstfleißes nennen, welche durch ihn in Flor kamen. Denken wir uns ihn aus einer Kaufmannsfamilie stammend und erzogen auf dem Comptoir eines Handlungshauses in Lyon, wie er auch dann noch die Vorliebe für seinen Stand bewahrte, nachdem er unter Mazarin's Leitung in die Staatsgeschäfte eingeweiht worden war und endlich, unter Ludwig XIV., Fouquet's Stelle eingenommen hatte. Wie vertraut war er damals mit Allem, was in der Praxis den Handel hemmte und förderte; und zugleich, welchen Ueberblick hatte er sich verschaffen können über das Ineinandergreifen der verschiedenen Industriezweige und Particularinteressen eines ganzen Staates! Diese Vereinigung der Privatpraxis mit der Staatspraxis trug nicht wenig zu der Lebensfülle und Fruchtbarkeit bei, welche die Ordonnancen Colbert's auszeichnen.

In der Praxis hatte er selbst gekämpft mit den Hemmnissen einer schlechten Verwaltung, und in der Verwaltung hatte er sich später die Allseitigkeit des Urtheils verschafft und sich vor der einseitigen Bevorzugung eines einzelnen Geschäftszweiges bewahrt.

So beförderte er den Handel nicht bloß in allgemeiner Weise, sondern mit steter Rücksicht auf bestimmte Manufactur- und Agriculturverhältnisse. Je nach dem Reichthume der Ernten beschränkte oder beförderte er die Ausfuhr des Getreides und suchte durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel die Manufacturen so viel als möglich zu unterstützen. Was der Ackerbau bisweilen verlor durch Beschränkung der Ausfuhr, gewann er durch die Verminderung und Regelung

der Abgaben und ward ihm, wenn auch erst nach einiger Zeit, durch das Emporkommen der Fabriken und die dadurch vermehrte Consumtion ersetzt. Sah Colbert sich genöthigt, Schutzmaßregeln für die französische Manufacturkraft und Rhederei zu ergreifen, so entschädigte er zugleich den Zwischenhandel durch Errichtung zollfreier Entrepots an den Häfen, und erlaubte den Transit ausländischer Waaren durch Frankreich. So deckte er in jeder Beziehung, in Folge der Vielseitigkeit seiner Operationen, beständig durch Gewinn auf der einen Seite die bei der Förderung der Staatswirthschaft im Ganzen nicht zu vermeidenden Verluste auf der andern; und das Resultat solcher sorgfältigen Ausgleichungen und mancher Verluste war endlich das Uebergewicht der französischen Manufacturkraft, ein vielseitiger, reger Verkehr im Innern und eine mächtige Marine. Solche Resultate, ein solcher Gesammtgewinn, der einen Staat groß und mächtig macht auf Unkosten mancher Privatinteressen, läßt sich freilich nur mit Sicherheit durch Ausbeutung eines einheitlichen Nationalgebietes erzielen. Nationen, die in einige dreißig Staaten zersplittert sind, haben es, mächtigen Nationen gegenüber, bis jetzt nur zu dem verwickelten und intriguanten Räderwerk einer Zollvereinsregierung ohne eine bedeutende Manufacturkraft, ohne Flotten und ohne allen Respect im ausländischen Verkehre gebracht. Höchst charakteristisch für solche Zollvereine ist die Freude des sehr schlauen und perfiden journal des débats bei der Nachricht des so eben in Italien eingeleiteten Zollvereins. Nun habe doch endlich, ruft der Berichterstatter aus, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der vielen kleinen Staaten Italiens — eine gesicherte und geordnete Basis erhalten, und aller Wahrscheinlichkeit nach werde auch dieser Zollverein dem Freihandel seine Huldigung bringen. —

Doch schwächen wir in diesem Augenblicke, durch Betrachtung der kleinlichen Verhältnisse in Italien und Deutschland, uns den Eindruck der großartigen Politik Colbert's und seiner mächtigen Nation nicht!

Es war die höchste Zeit für Frankreich, daß ein Mann wie Colbert das Staatsruder ergriff. Der Binnenhandel war durch Provincialmauthen und durch eine schlechte Gerichtsbarkeit gehemmt; die Manufacturen lagen danieder, und zugleich belästigte ein höchst unbestimmter und verwickelter Zolltarif den auswärtigen Verkehr. Dazu kam, daß Holland, England und selbst Spanien sich nicht scheuten, Frankreichs Seehandel durch Differenzzölle zu benachtheiligen. Colbert hob die Provincialmauthen auf und verlegte den Zoll an die Gränze des Landes. Er regelte die Handelsgerichtsbarkeit und verwandelte zugleich den rein finanziellen Charakter der Zölle in ein Schutzsystem für die Manufacturen. Er paralysirte die Zurücksetzung französischer Schiffe im Auslande durch strenge, ausschließende Differenzzölle und benutzte zugleich die sich nun bildende Handelsmarine zu einer Vorschule für den Dienst auf den Kriegsschiffen. Die Handelsmarine sollte die Kriegsmarine vervollständigen und letztere der ersteren Respect verschaffen. Das war in der That und ist noch jetzt der einzig praktische Weg, um bei der feindlichen Concurrenz des internationalen Handels einer Nation, wenn auch nicht immer den Vortheil, so doch das Gleichgewicht zu sichern.

Die Wage des internationalen Verkehrs hatte sich aber um die Zeit, als Colbert seine Verwaltung antrat, zum Nachtheile Frankreichs sehr bedenklich nach Holland hinübergesenkt. Aus einer Depesche, welche Colbert damals an den Botschafter in Holland, Herrn v. Pomponne, sandte, und in welcher er seinen Willen ausspricht, daß Frankreichs Marine nicht hinter der fremden Seemacht zurückbleiben solle, erfahren wir, daß die Holländer 16,000, die Franzosen dagegen nur 600 Schiffe besaßen. Die französische Kriegsmarine bestand damals aus dreißig ziemlich unbedeutenden Schiffen. Wahrhaftig hier

war Viel zu thun übrig, und Colbert hat dieses Viele geleistet. Bei seinem Tode besaß Frankreich eine bedeutende Seemacht und konnte nun selbst einen großen Theil des Gewinnes machen, welchen bisher holländische, englische und deutsche Schiffe aus seinen auswärtigen Handelsverbindungen gezogen hatten.

Eine fernere Quelle des Reichthums, eine fernere Gelegenheit, die Rhederei zu erweitern und die Manufacturenwaaren-Ausfuhr zu vergrößern, suchte Colbert in der Ausbildung des Colonialhandels. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte er sich als kühner und rascher Experimentator. Im Gegensatze zu so vielen neueren Staatsmännern glaubte er in seiner Erfahrung und in der Geschichte die Aufforderung zu finden, daß der Fortschritt der Völker rasch vor sich gehe. Er zog nicht aus der Thatsache, daß sich Vieles langsam entwickelt hat, den Schluß, daß sich Alles langsam entwickeln müsse. Er glaubte nicht, daß man Jahrhunderte lang die unglücklichen Folgen einer verkehrten Maßregel zu erdulden brauche, um das Recht zu haben, die Maßregel wieder abzuschaffen. Anfangs hielt er es für das Gedeihen des Handels nach Westindien vortheilhafter, denselben einer Compagnie zu überlassen; so wie er indeß aus dem Privilegium dieser Compagnie bedeutende Nachtheile für den Handel der ganzen Nation sich herausstellen sah, kaufte er das Privilegium zurück und gab den Handel wieder frei (1674).

Erst während Colbert's Verwaltung ward der Handel Frankreichs mit Westindien bedeutend. Bis zum Jahre 1660 waren die Antillen wohl im Besitze von Franzosen gewesen, welche sie eben so wie die englischen Privatleute durch glückliche Abenteuer erworben hatten; aber diese Inseln bildeten damals der Hauptsache nach noch nicht einen Theil des französischen und englischen Staates. Es bedurfte erst einer förmlichen Theilung, eines förmlichen Uebereinkommens zwischen beiden Ländern, bevor in Beziehung auf die Antillen von einem Staatsgebiete und einer den Handel fördernden Colonialpolitik die Rede sein konnte. Diese Theilung geschah 1660. Frankreich erhielt Guadeloupe, Martinique, Grenada und einige andere kleinere Besitzungen. Zuerst, wie gesagt, versuchte Colbert den westindischen Handel durch eine Compagnie zu organisiren, welcher er zugleich das Monopol des Handels nach dem nördlichen Amerika und einigen Besitzungen, die er für den Sklavenhandel in Afrika zu erwerben hoffte, ertheilte. Allein bald erkannte er, daß die privilegirte Compagnie nicht allein durch Nachlässigkeit den Anbau der Colonieen hemmte, sondern zugleich durch ihre willkürliche Preisbestimmung französischer Manufacturwaaren den holländischen Schleichhandel zum Nachtheil der französischen Rhederei und Industrie beförderte. Nach der Aufhebung der westindischen Compagnie im Jahre 1647 nahm der Schleichhandel der Holländer bedeutend ab, und von jetzt an gediehen auch die Zuckerplantagen auf den Antillen hinlänglich, um den brasilischen Zucker zu verdrängen, welchen Frankreich seither über Portugal bezogen hatte.

In Nordamerika hatten die Franzosen schon im Jahre 1608 eine Colonie am Lorenzflusse angelegt. Beständige Kämpfe indeß mit den Eingebornen, den Huronen und Irokesen, hatten lange Zeit das Emporkommen und die weitere Ausbreitung dieser Niederlassung gehindert. Colbert, um diesem Schneckengange ein Ende zu machen, schickte im Jahre 1668 reguläre Truppen den Colonisten zu Hilfe. Seitdem dehnten sich die französischen Anlagen an der Hudsonsbay in Canada, auf Neufundland (Terre neuve) und in Acadien (Neu-Schottland und Neu-Braunschweig) zu jenem bedeutenden Reiche aus, welches den Namen „Neu-Frankreich" erhielt und in den Kriegen zwischen den Franzosen und Engländern eine wichtige Rolle spielte.

Eine „ostindische Compagnie" erhielt im Jahre 1665 von Colbert auf 50 Jahre die Erlaubniß zur Gründung eines Etablissements auf Madagascar. Die Insel war durch ihre Lage und Fruchtbarkeit ganz besonders für eine Hauptstation des ostindischen Handels geeignet. Das Gedeihen der Compagnie ward indeß so sehr durch die Veruntreuung und die schlechte Verwaltung ihrer Agenten gehemmt, daß sie ihre Vorrechte schon im Jahre 1670 der französischen Regierung zurückgab. Ueberdieß stand dem Handel mit Ostindien die Begünstigung der inländischen Seiden- und Baumwollenmanufacturen im Wege, und Colbert verstand sich zu gut auf Staatswirthschaft, um dem Colonialhandel die heimische Manufacturkraft zu opfern.

Nur so weit es die inländischen Manufacturverhältnisse zuließen, förderte er zu Gunsten der französischen Rhederei den Colonialverkehr. Seine Hauptaufgabe war, der französischen Nation durch eine kräftige Ausbildung der Manufacturkraft auf die Dauer eine sichere wirthschaftliche Basis zu verschaffen; und daß er hierfür die geeigneten Maßregeln traf, zeigte der zunehmende Verbrauch französischer Kunsterzeugnisse im Auslande.

Zu den schon angeführten Mitteln, welche Colbert wählte, den inländischen Verkehr zu heben, muß ich noch auf den Eifer aufmerksam machen, mit welchem er zu einer durchgreifenden Verbesserung der Communicationsmittel in Frankreich beitrug. Der „Süd-Canal" oder der „Canal von Languedoc," welcher den atlantischen Ocean mit dem mittelländischen Meere verbindet, ward 1681 vollendet. Zwei andere Canäle, der von Orleans und der von Briare, stellten die Verbindung zwischen der Seine und der Loire her. Letzterer ward erst im Jahre 1717 dem Verkehre übergeben; ersterer schon im Jahre 1692.

Beachten wir nun noch den Sinn Colbert's für Wissenschaft und Kunst; die großartigen Anstalten, durch welche er das Studium derselben unterstützte, die verschiedenen Academieen für Mathematik und Naturwissenschaften, für Baukunst, für Musik, für Sculptur, für Malerei und Alterthumskunde, welche er in's Leben rief, so müssen wir in der That bekennen, hier die Wirksamkeit eines Mannes vor Augen zu haben, der im höchsten Sinne des Wortes den Namen eines Staatsmannes verdient; welcher das Leben im Großen und Ganzen aufzufassen und zu leiten verstand und dem dritten Stande seine Laufbahn mit eben so viel Kühnheit als Genialität vorzeichnete.

Als Colbert den Schauplatz seiner Wirksamkeit verließ (1684), war Frankreich in wirthschaftlicher Beziehung zu einer Nationalkraft gelangt, welche den Handel der Holländer bedeutend beschränkte und für eine glückliche Concurrenz mit England Aussichten genug bot. Auf allen Seiten waren der französischen Industrie Hilfsquellen eröffnet, nach allen Seiten hin war ihr ein hinlänglicher Schutz gewährt worden. Ganz Europa beneidete Frankreich um den Vorzug, um den Reichthum und den Geschmack seiner Kunsterzeugnisse; und die politische Stärke Frankreichs, seine Kriegsmarine, sowie die glückliche Erweiterung seines Territoriums unter den gefeierten Marschällen Ludwig's des Vierzehnten entsprach dem Luxus seiner Industrie.

Der politische Zustand Frankreichs um die Zeit des Nimweger Friedens (1680) schien dem Lande eine schöne Zukunft zu versprechen; aber eben die Politik, welche damals so viel Glanz über Frankreich und so viel Verderben über die anderen Länder ausbreitete, sollte in ihrer ferneren Entwickelung verderbenbringend in die französische Volkswirthschaft eingreifen.

Der Staatswirthschaft des dritten Standes, um welche sich Colbert so große Verdienste erworben hatte, fehlte noch die politische oder staatsrechtliche

Form. Es war in Frankreich nicht so leicht, wie in England, die Prärogativen aller Stände auszugleichen: jedem sein Recht und sein Unrecht zu lassen und ein Balancirsystem aller Monopole einzuführen. Alle politischen Formen bilden sich in Frankreich kristallhell und scharf aus; denn der französische Charakter ist zu energisch, als daß diejenige Partei, welche zur Herrschaft gelangt, es auf die Dauer verstände, ihre Gewalt und die Benutzung ihrer Hilfsquellen vorsichtig zu beschränken. Dem Sturze der Aristokratie durch Richelieu folgte das absolute Königthum mit all seinem Glanze und all seiner Despotie. Alles hing jetzt von der Laune des Monarchen und dem zufälligen Talente seines Ministers ab. Colbert war 1684 gestorben; — im Jahre 1685 widerrief der bigott gewordene König das Edict von Nantes.

Damit ward die glückliche und normale Fortbildung des von Colbert begonnenen Werkes mit einem Schlage und für lange Zeit gehemmt. Mehr als 50,000 Protestanten verließen in Folge dieses Widerrufs das Land. Frankreich verlor dadurch nicht nur einen großen Theil seiner geschicktesten Arbeiter und seiner Capitalien; es hatte neben diesem Verluste bald auch den verminderten Absatz seiner Manufacturwaaren besonders nach England und den Niederlanden zu beklagen, wohin auf Unkosten ihres Vaterlandes die flüchtigen Protestanten viele Zweige jener blühenden Industrie verpflanzten, welche Colbert mit eben so viel Kostenaufwand als Mühe großgezogen hatte. Man kann sagen, es sei ein Glück für die Civilisation gewesen, daß sich die fruchtbaren Keime der französischen Industrie so rasch über halb Europa verbreiteten; man kann das Schicksal Frankreichs bewundern, welches in so vieler Beziehung die Initiative für den Fortschritt der Menschheit ergriffen hat und dessen geistige Errungenschaften beständig die Runde um die Welt machen; — der Widerruf des Edictes von Nantes indeß, das läßt sich nicht leugnen, war bei der Feindschaft der Nationen einer der härtesten Schläge für Frankreichs Industrie.

Dazu kamen die unglücklichen Regierungsjahre, mit denen Ludwig XIV. seine glänzende Laufbahn schloß; der Krieg mit England gegen das Ende des siebzehnten, der Kampf um die spanische Krone zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Bei Ludwig's XIV. Tode war die Staatscasse durch die vielen Kriege erschöpft; eine Staatsschuld von mehr als zwei Milliarden lastete auf der Nation. Der Religionskrieg in den Sevennen hatte 100,000 Menschen gekostet. Die Landwirthschaft, so weit sie nicht den Verwüstungen des Krieges erlegen war, seufzte nach Colbert's Tode wieder unter der Last der Abgaben und der Willkühr von Finanzpächtern. Handel und Manufacturen hatten viele Capitalien verloren. Der auswärtige Verkehr war durch die Verluste der Marine geschwächt worden. Ueberdieß hatte Frankreich im Utrechter Frieden (1713) viele seiner, für Rhederei und Fischfang so wichtigen, Niederlassungen in Nordamerika an England abtreten müssen. Diese Verluste wurden nicht aufgewogen durch den zunehmenden Gewinn des westindischen Verkehrs. Woher also sollte unter solchen Umständen der Staat das Geld nehmen, um die erschöpfte Arbeits- und Capitalkraft des Landes wieder zu stärken und vor Allem, wie sollte er es anfangen, die immer dringender werdenden Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen? Man schlug dem Regenten einen Staatsbankerott vor: — war es Klugheit, war es Zartgefühl für die Regierung seines großen Vorgängers — er verweigerte ihn auf's Entschiedenste.

Während der Herzog von Orleans die Ansprüche der Staatsgläubiger ihrer rechtlichen Giltigkeit nach prüfen ließ, erschien ein junger Schotte am Hofe, der es für die leichteste Sache von der Welt erklärte, einem ruinirten Staatsschatze und einer ruinirten Nation zu gleicher Zeit Credit zu verschaffen.

Der Plan Law's bestand der Hauptsache nach darin, eine allgemeine, sich über ganz Frankreich ausdehnende Commandite zu gründen, eine Commandite, welche allmählig die Capitalkraft des ganzen Landes repräsentiren oder deren Fonds das bewegliche sowohl, wie das unbewegliche Capital sämmtlicher Franzosen werden sollte. Diese enorme Capitalkraft sollte die Grundlage und Garantie einer Zettel- und Discontobank, und zwar unter der Leitung der höchsten und sichersten Staatsbehörden bilden. Der auf diese Weise dem Staate gewährte Credit, die bedeutenden Gewinnste, welche er nach Abzug des verhältnißmäßig geringen Reservefonds mit dem associirten Capital zu machen im Stande wäre, würden ihn bald befähigen, nicht nur die Abgaben der Unterthanen zu verringern, sondern zugleich, was für den Augenblick so wichtig war, die Renten der Staatsgläubiger vortheilhaft zurückzukaufen.

Aber nicht allein der Staatsverwaltung könnte eine solche Nationalbank Credit verschaffen, nicht allein den Staatsregenten sollte sie aus einer fatalen Lage retten, sondern auch in directer Weise beabsichtigte Law durch sie die Privatindustrie zu unterstützen. Eine Staatsbank, indem sie das Geld, vermöge ihrer Papieremissionen, den Bedürfnissen des Verkehrs gemäß vermehrte und gewissenhaft und bereitwillig Jedem, der für das Gedeihen seiner Unternehmungen eine sichere Garantie bieten könnte, hinlängliche Vorschüsse machte, würde das beste Mittel sein, den Wucher des Privatcredits zu beseitigen und die Industrie des Landes zu befördern. Durch diese Beförderung der Industrie würden natürlich die Capitalien der Privatleute sich vermehren. Ueberdieß würde die Bank durch weitausgedehnte, im Interesse der ganzen Nation zu unternehmende Handels- und Colonisationsunternehmern allen Capitalisten eine eben so ergiebige, als für den Staat nützliche Anlage ihres Vermögens bieten. Eine solche Anlage der Privat-Capitalien in den Actien einer mit der Staatsbank in Verbindung stehenden Handelscompagnie würde dann den Credit der Staatsbank wieder vermehren und so würde sich in einer höchst einfachen Weise der öffentliche und der Privatcredit unaufhörlich unterstützen. Die Staatsbank sollte, um es kurz zu sagen, der Cassirer der ohne Arbeit von ihren Renten lebenden Capitalisten und zugleich der Bankier derjenigen Capitalisten sein, welche einen ihrer Capitalkraft entsprechenden Credit oder Geldvorschuß zur Betreibung irgend einer Privatindustrie wünschten. — Das war die Ausgleichung der Privat- und Staatswirthschaft, welche Law beständig vorschwebte.

Diese Idee einer Ausgleichung der Privat- und Staatswirthschaft hatte Law schon durchdacht, bevor er nach Frankreich kam; sie hatte ihn verfolgt, wie eine fixe Idee, sie hatte ihn beunruhigt und begeistert zugleich, während seiner vielen Reisen, während seines langen Aufenthaltes in den bedeutendsten Handelsplätzen Europa's. Bald schilderte er sie in ihrer Vollendung, als sei jene Ausgleichung schon vor sich gegangen, als wären die einzelnen Capitalisten schon zu einer universellen Commandite zusammengetreten, als besäße die Zettelbank des Staates schon sämmtliche Capitalien der Nation zu ihrer Disposition. Er schilderte dann die Segnungen eines solchen Zustandes, bald den Staat als Gesammtheit in's Auge fassend, bald die Vielheit des Privatverkehrs. Verminderung der Abgaben und Beseitigung der Staatsschuld, großartige Nationalunternehmungen der Bank zu Gunsten des Handels und der Marine, oder auch Beförderung der Privatindustrie durch Vervielfältigung und erleichterte Circulation des Tauschmittels pflegte er als die Zukunft seines Systems zu preisen.

Ein anderes Mal richtete er ausschließlich auf die für den Augenblick zu beseitigenden Hindernisse sein Augenmerk und entwarf mit dem Scharfblick eines

Bankier Pläne, die den Verhältnissen seiner nächsten Umgebung angemessen und darauf berechnet waren, die für die Gründung oder Erhaltung seiner Bankanstalten nöthigen Capitalien erst herbeizuziehen.

Law's Schriften und Verordnungen sind noch immer nicht so bekannt, wie sie es verdienen. Seine Schriften gehören zu den klarsten und besten Betrachtungen über das Bank- und Geldwesen, und doch mag es noch immer viele National-Oekonomen geben, welche sie nie gelesen haben. Der Erfolg, welchen er sich von der vollständigen Ausführung seines Planes versprach, wird selten scharf von seinen einzelnen Verordnungen, von seiner praktischen Wirksamkeit getrennt, und durch banale Phrasen, wie: Law sei seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausgeeilt u. s. w., erhält sein ganzes Streben häufig einen völlig utopischen Charakter.

Law's Betrachtungen über die Bedeutung des Geldes sind allerdings von der Art, daß man sich beim Lesen derselben oft zu dem Gedanken veranlaßt fühlen kann, der berühmte Schotte habe wahrscheinlich hundert Procent mehr Verstand gehabt, als sein Zeitgenosse, der französische Finanzminister d'Argenson; allein damit ist nicht gesagt, daß er den Verhältnissen seiner Zeit fremd blieb, oder wie Einige wollen, daß er schon Socialist gewesen sei.

Gesetzt auch, die Finanzoperationen Law's wären nicht durch die Verschwendung und den Leichtsinn des französischen Hofes, durch den Haß des in den Hintergrund gedrängten Finanzministers, durch den Neid der Gebrüder Pâris (welche den Versuch machten, die Law'sche Bank durch ein Capital von hundert Millionen zu stürzen), durch die Schurkereien endlich des Abbé Dubois paralysirt worden: sie hätten doch kein anderes Endresultat haben können, als die Gründung einer im großartigsten Stile entworfenen Zettelbank. Auf nichts Anderes weisen die Verordnungen Law's, auf nichts Anderes seine Betrachtungen über das Geldwesen hin, mögen letztere auch durch ihre Schärfe und Klarheit mehr als die meisten anderen Schriften über denselben Gegenstand dazu geeignet sein, das Ungenügende der heutigen Geldcirculation an's Licht zu stellen und den Wunsch nach einer gerechteren Vermögensvertheilung als die bestehende rege zu machen.

Es ist eben so über Law, wie über so viele Andere, welche die Geldcirculation nicht dem Zufalle überlassen wollten, die Meinung geäußert, er habe den Werth des Geldes überschätzt, er habe geglaubt, Geld allein sei Reichthum. Von dieser Ansicht findet sich Nichts in seinen Schriften. Und wie sollte auch gerade der Gründer einer Zettelbank, der den inneren Werth des Metallgeldes durch ein bloßes Papier, durch Creditgeld ersetzen zu können hoffte, auf diese Ansicht gekommen sein? Das Geld sollte nach Law's Ansicht nicht als ein Werth an sich betrachtet werden, nicht als ein Gegenstand, wofür, sondern als ein Mittel, wodurch der Waarenaustausch vor sich gehe. La monnaie, sagte er, n'est pas la valeur pour laquelle les marchandises sont échangées, mais la valeur par laquelle les marchandises sont échangées. Daher seine Vorliebe für das Papiergeld; daher seine Entrüstung gegen Alle, welche das Geld bloß als das bequemste Mittel, Wucher zu treiben und vom Nichtsthun zu leben, benutzten.

Law hatte recht gut begriffen, daß das Geld das unentbehrliche Medium für den Waarenaustausch ist. Wie wäre ohne Geld bei der bestehenden Theilung der Arbeit der Austausch der Producte oder der Handel möglich? Wodurch anders als durch Geld kann der Arbeiter sich die Mittel zur Fortsetzung seiner Production verschaffen? Vermehrt daher das Geld, sagte Law, je nach dem Bedürfnisse des Verkehrs, je nach der Nachfrage! Hebt die hohen Zinsen des

Privatcredites durch eine Staatsanstalt auf, welche so viel Geld fabricirt, als nöthig ist, welche Jedem, der Geld zur Fortsetzung seiner Arbeit braucht und eine sichere Garantie, eine entsprechende Hypothek für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, so wie für seine Rechtlichkeit bieten kann, die nöthigen Vorschüsse macht. Gebt Allen, welche Credit brauchen, Credit! Der Credit ist das beste Mittel, Allen, welche Lust zur Arbeit haben, die Möglichkeit der Arbeit zu verschaffen; der Credit ist das beste Mittel, den Handel zu mehren; denn er befördert die Production und erhält der Arbeit unaufhörlich die Absatzwege offen. Vergessen Sie nie, schrieb er daher noch nach seinem Sturze dem Regenten, daß die Einführung des Credits eine größere Veränderung in Europa hervorgerufen hat, als die Entdeckung Indiens, und daß es an dem Staatsherrscher ist, ihn zu geben, statt ihn zu empfangen.

Wir sehen, Law war weit davon entfernt, das Geld als ein Mittel, todte Schätze anzuhäufen und ohne Arbeit bloß von Renten oder wucherischen Geschäften zu leben, zu empfehlen. Er wollte gerade, daß das Geld aufhöre, eine Prämie für den Müssiggang, für sinnlose Verschwendung und Unterdrückung des Arbeiters zu sein. Es sollte die Capitalkraft des Landes mit der Arbeitskraft vermitteln. Unter der Leitung einer Staatsbank sollte die Privatindustrie durch Papiergeld unterstützt, und überdieß sollten durch Gründung einer vom Staate geleiteten Handels-Compagnie die Rentner zu einer Anlage ihres Capitals veranlaßt werden, die nicht bloß ihnen, sondern zugleich der ganzen Nation reiche Zinsen trüge. Wollte Gott, sagte Law, das Geld würde nur so verliehen, daß der Darleiher und Empfänger den Gewinn des dadurch unterstützten Unternehmens theilten; aber nur zu oft sind die Geldgeschäfte reine Wuchergeschäfte, welche unter dem Scheine der Wohlthat den wohlthätigen Capitalisten bereichern und den, welcher die Wohlthat empfängt, an den Abgrund des Verderbens führen.

Viele Stellen solcher Art finden sich in Law's Schriften, und nicht bloß diese, sondern auch seine Handlungen, sein ganzes Benehmen bei der Leitung der ihm anvertrauten Bank zeigten, daß er außer der Routine eines Bankier auch Empfänglichkeit für hohe Ideen besaß.

Seine Bank, anfangs nur eine Privatbank, ward anderthalb Jahre nach ihrer Gründung, am 4. Dec. 1718, zu einer Staatsbank erhoben; mit ihr in Verbindung setzte Law eine Handels-Compagnie. Man muß sich indeß nicht unter der Law'schen Bank etwas wesentlich Anderes, als die heutigen Staats-Zettelbanken vorstellen. Sie hatte eine ähnliche Wirksamkeit und anfangs auch einen ähnlichen Erfolg wie diese. Sie vermehrte das Geld, verminderte den Zinsfuß, erleichterte die Anleihen gegen solide Werthe und trug nicht wenig dazu bei, das unbewegliche Vermögen flüssig zu machen und den Sieg des dritten Standes über die Landaristokratie zu beschleunigen. Sie ließ sich, wie dieses auch den neueren Zettelbanken passirt ist, zu einer Vermehrung des Papiergeldes verleiten, die mit ihrem Reservefonds und dem Waarenaustausche des Landes in keinem Verhältnisse stand, steigerte dadurch den Preis der Waaren und unterlag endlich 1720 den Intriguen der Feinde Law's, den gewissenlosen Maßregeln d'Argenson's und dem Leichtsinn des verschwenderischen Regenten, dessen Einfluß auf die Bankgeschäfte entschieden zurückzuweisen Law nicht den Muth besaß. Eine Krisis, welche die zu große Vermehrung des Papiergeldes hervorrief, hätte seine Bank eben so gut wie die heutigen Zettelbanken glücklich überstehen können, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke die genannten Verhältnisse hinzugetreten wären.

Welche Stelle, müssen wir nun fragen, nehmen die Law'schen Operationen

und überhaupt die Zettelbanken in der Geschichte des Handels ein? In wie fern tragen sie zur Erweiterung, zur Fortentwickelung des Handels bei? Um ihre Bedeutung klar hervortreten zu lassen, muß ich Einiges über den Credit überhaupt sagen, von dem sie eine Phase bilden.

Die Creditinstitutionen, soweit sie den Handel betreffen, bezwecken im Allgemeinen, den Waarenaustausch durch eine möglichst sichere, wohlfeile, leichte und rasche Circulation des tauschfähigsten Gegenstandes, d. h. des Geldes, zu befördern. Wir haben im Verlaufe unserer Geschichte außer der Zettelbank schon zwei solcher Creditinstitutionen kennen gelernt, nämlich die Wechsel und die Depositenbanken. Daß die Wechsel den Transport des Metallgeldes auf eine rasche und wohlfeile Weise ersetzen, ist eine bekannte Sache. Daß die Depositenbanken ein treffliches Mittel gegen die Verschlechterung und Verfälschung des Geldes sind, daß sie die Abrechnungen der Kaufleute erleichtern und den Credit der Kaufleute unter einander erhöhen, haben wir bei Gelegenheit der Amsterdamer Bank gesehen. Welchen Vortheil fügen nun die Zettelbanken zu diesen bereits erlangten hinzu?

Bei den Wechseln eben so wie bei den Papieren der Depositenbank wird verlangt, daß ihr Betrag wirklich in Baarschaften vorhanden sei; so sehr sie daher auch den Umlauf der Zahlungsmittel erleichtern, den Auszahlungen die Unsicherheit benehmen und in diesem Sinne das Vertrauen auf Handelsgeschäfte befestigen, so kann man doch nicht sagen, daß sie auf Vertrauen beruhen. Im Gegentheil, sie beruhen auf Mißtrauen; sie machen keine Geldvorschüsse, sie beziehen sich nicht auf erst zu schaffende Werthe; sie repräsentiren nur das wirklich vorhandene baare Geld. Wie steht es nun mit dem Vertrauen bei den Zettelbanken? Bei der Zettelbank tritt das eigenthümliche Verhältniß ein, daß der Bankier von seinen Kunden, daß die Bankanstalt vom Publikum Credit erhält, über den Werth der in der Bank vorhandenen Baarschaften hinaus die Bankscheine zu vermehren. Die Kaufleute, welche dem Bankier ihre Handelspapiere zum Discontiren übergeben und dafür ein Bankbillet erhalten, wissen recht gut, daß die Bank nur immer einen Theil der den Papieren entsprechenden Baarschaften vorräthig hat; sie wissen recht gut, daß die Bankscheine das Geld nicht bloß vertreten, sondern zugleich vermehren; sie erwarten indeß von der Bank, daß dieselbe das Geld nicht über die Bedürfnisse des Verkehrs hinaus erweitere und die Emission der Bankscheine mit der Verfallzeit der discontirten Wechsel in Einklang setzte. Wie leicht kann hier nicht das Maaß überschritten werden, und wie oft ist es überschritten worden! Welch eine Gelegenheit ist hier gegeben, das Geld weit über die reellen Werthe, weit über die Bedürfnisse des Verkehrs hinaus zu vermehren! Denn nicht nur der Bankier kann in Folge des ihm vom Publikum geschenkten Vertrauens eine bedeutend größere Summe von Werthen in Papier emittiren, als er Baarschaften besitzt; auch die Kaufleute und Industrieunternehmer können ihrer Seits zur Creirung von fingirten Werthen durch Emittirung von Handelspapieren, denen keine Waare und kein Geld entspricht, beitragen. —

Doch sehen wir hier von dem Mißbrauche, welcher mit der Geldvermehrung getrieben werden kann, ab; nehmen wir an, die Banken beschränken ihre Emissionen auf das gehörige Maaß: beachten wir also als Gegensatz der Zettelbanken zu den Discontobanken bloß die Geldvermehrung. Was ist die Folge derselben? Werden dadurch wirklich, wie Law meinte, der Arbeit wohlfeile Capitale geliefert, und wird mit Hilfe der Bankscheine der Arbeiter vor den Netzen der Wucherer geschützt? Man muß, um diese Frage richtig beantworten zu können, die Arbeit ohne Capital von der Arbeit, welche durch Capital

unterstützt wird und dadurch Credit besitzt, unterscheiden. Man muß bedenken, daß, um in der heutigen Geschäftswelt Credit zu erhalten, man schon Credit besitzen muß, und daß derjenige, welcher für die Wiederbezahlung eines Vorschusses weder durch sein eignes Vermögen, noch durch das seiner Freunde eine Garantie leisten kann, auch nicht im Stande ist, Papiere auszustellen, wofür eine Zettelbank ihre Noten hergeben kann. Der s. g. Geldwucher wird also ganz gewiß nicht durch die Zettelbanken, wie Law meinte, aufgehoben. Denn worin besteht das Geschäft der Geldwucherer? Darin, daß sie einer Menge von Leuten Geldvorschüsse machen, die nicht im Stande sind, ein sicheres Pfand vorzuweisen. Was der Darleiher an einigen dieser Schuldner verliert, vertheilt er auf die anderen. Daher die hohen Zinsen, von denen ein Theil eine s. g. Sicherheitsprämie bildet, der Rest übersteigt in der Regel nicht sehr den gewöhnlichen Zinsfuß. Es ist freilich schlimm genug, daß die Sache sich so verhält, und das zu hohen Zinsen geliehene Capital bringt in der Regel den Schuldner immer tiefer in's Unglück. Allein man muß die Schuld in diesem Falle nur nicht ganz allein auf denjenigen werfen, welcher es riskirt, einer Menge armer Teufel Geld zu leihen. Der Grund des Uebels liegt tiefer, er liegt darin, daß der vereinzelte, besitzlose Arbeiter in keiner Weise Sicherheit für den Erfolg seiner Arbeit, für den sicheren Absatz seiner Producte und für seine Ehrlichkeit bieten kann. Heutzutage ist bloß das Capital creditfähig, und es bedarf erst einer Organisation der Arbeit, um auch die Arbeit eben so tauschfähig oder preiswürdig zu machen wie das Capital.

Bei denen allerdings, welche schon Credit besitzen, befördert die Geldvermehrung der Zettelbanken die Production und den Austausch der Producte oder den Handel, aber auch hier befördert sie die Production oder das Schaffen tauschfähiger Gegenstände auf's Gerathewohl, ohne die Consumtionsbedürfnisse genau zu kennen, ohne das Recht der Arbeit und das des Capitals vorher bestimmt zu haben, ohne Rücksicht auf den Kampf des größeren Capitals gegen das schwächere, des Arbeiters gegen den Capitalisten und der Arbeiter untereinander. Der Credit, kann man sagen, befördert die Production und den Productenaustausch im Innern, wie der Freihandel ihn nach Außen befördert. Beide aber setzen, um der Arbeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, d. h. um ihr eine beständige Fruchtbarkeit und einen belohnenden Productenabsatz verschaffen zu können, schon eine Organisation der Arbeit voraus. Ich glaube hiermit eine Ergänzung zu dem gegeben zu haben, was ich früher über die Handelssysteme sagte, eine Ergänzung in so fern, als die s. g. Handelssysteme durch ihren Inhalt mich zwangen, vorzugsweise auf den Absatz nach Außen Rücksicht zu nehmen, während die Creditoperationen mir erlaubten, den Productenaustausch ohne besondere Beziehung auf die Staatsgränzen in's Auge zu fassen.

Auch die Law'schen Unternehmungen haben durch ihren Erfolg bewiesen, daß die Zettelbanken wohl im Stande sind, die Production und den Productenaustausch zu vermehren, aber nicht den Markt und die Arbeit in der Weise zu ordnen, daß die Arbeit als solche creditfähig wird. Es ist ein großer Unterschied, die Summe tauschfähiger Werthe dadurch vermehren, daß man den Fonds, welchen der Arbeiter in seiner Arbeit besitzt, tauschfähig, verkaufbar macht, wie das Geld, oder ob man bloß die Summe des Geldes vermehrt. Letzteres ist die Bedeutung des Credites, den die Zettelbanken gewähren. Vermehrung des Geldes unter den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen heißt aber nichts Anderes, als Vermehrung des bestehenden Kampfes zwischen dem Capital und der Arbeit, Begünstigung eines Zustandes, der verhindert, daß der Arbeiter seinen gerechten Lohn empfange, eines Zustandes, der bewirkt, daß

der Arbeiter durch eine bloß mechanische Theilung der Arbeit immer mehr an Intelligenz und moralischer Kraft verliere, und daß die Capitalien sich mit immer größerer Leichtigkeit in den Händen Weniger concentriren. Wer daher diese Anarchie des Verkehrs und das Monopol des Capitals durch eine Zettelbank aufzuheben versucht, fängt wenigstens seinen Organisationsbau vom verkehrten Ende an. Die Organisation des Credits setzt offenbar die Organisation der Gesellschaft voraus. Law, behaupten Einige, hätte Letzteres beabsichtigt; allein aus seinen Schriften und Verordnungen geht nichts Anderes hervor, als daß er eben so sehr die Unterthanen wie den Staat zu bereichern wünschte. Zu der Idee einer Gesellschaft, welche den Zwiespalt des Polizeistaates und der Unterthanen beseitigt, hat er sich nie erhoben; eine Vermögensvertheilung, welche den Kampf des Capitals und der Arbeit durch eine Belohnung der Arbeit, als solcher, aufhebt, hat er nie beabsichtigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er auf Mittel und Wege dachte, den Wohlstand über ganz Frankreich zu verbreiten; aber er nahm die Zustände wie sie waren, den Polizeistaat und die Herrschaft des Capitals über die Arbeit. Von dieser Grundlage wollte er nicht abweichen. Was konnte daher seine Staats-Zettelbank für ein anderes Resultat haben, als die Willkür der Regierung und die Herrschaft des Capitals, wenn auch des beweglichen, zu steigern?

In der That, dieß war der Erfolg der Law'schen Operationen. Sie verschafften der Industrie und dem Handel, mit einem Worte, dem beweglichen Vermögen eine gefährliche Angriffswaffe gegen die Herrschaft der Landaristokratie; und der furchtbar rasche Eigenthumswechsel, welcher eine unausbleibliche Folge der Agiotage und des Börsenspiels war, die das Papiergeld der Bank in's Leben rief, nahm dem Adel eben so seine Kraft wie sein Ansehen beim Volke. Das Volk hatte erkannt, daß der Adel der Geburt im Untergehen und der Adel des Vermögens im Aufgehen begriffen sei. Der dritte Stand hatte in der Herrschaft des Geldes seine Kraft gefühlt und seine Zukunft vorhergesehen. Es blieb ihm nur noch übrig, die Willkür der absoluten Monarchie zu stürzen und die Schranken des Feudalrechtes zu durchbrechen, um auch auf dem Gebiete des Rechtes die Freiheit für die vollständige Entwickelung einer Macht zu erlangen, welche auf dem Gebiete der Wirthschaft bereits errungen worden war.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir daher die politische Literatur in Frankreich mit Begeisterung sich für Verfassungsformen aussprechen, welche dem dritten Stande, dem Stande der bürgerlichen Eigenthümer, einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Verwaltung und der Politik überhaupt sichern. Mit Neid und Sehnsucht betrachtete man die politische Macht und Freiheit des englischen Bürgerthums.

Es ist bekannt, daß um dieselbe Zeit die Volkswirthschaft in Frankreich in systematischer Weise formulirt ward. François Quesnay, der Leibarzt Ludwig's XV., gab im Jahre 1758 sein berühmtes Werk „Tableau économique" heraus. Es führte die Aufschrift: Arme Bauern, armes Reich; armes Reich, armer König! Dürfen wir aus diesem Wahlspruche schließen, daß Quesnay das Königthum, das absolute Königthum des damaligen Frankreichs für den Endzweck des Staatslebens oder für die beste Verfassungsform betrachtete; — und wenn er es that, woher dieser Widerspruch mit den Bestrebungen seiner Nation?

In der That, Quesnay und seine Schüler, die Physiokraten, schwärmten für eine patriarchalische Regierung. Mercier de la Rivière behauptete geradezu, daß die absolute Monarchie die einzige Regierungsform sei, welche

ein Volk glücklich machen könne. Aber erklärt sich diese Vorliebe der Physiokraten für eine väterliche, vormundschaftliche Regierung nicht ganz natürlich aus der patriarchalischen Einseitigkeit ihres absoluten Landbausystems? Quesnay war von einer ähnlichen Caprice, von einer ähnlichen Sympathie für reiche Grundbesitzer und für jenes aristokratische Landleben, dessen Spitze ein wohlmeinender, väterlicher König bildet, besessen, wie einst Sully. Zwischen Beiden herrschte nur der Unterschied, daß Letzterer praktischer Staatsmann war, während Ersterer seine Sympathieen auf Lehrsätze abzog, die, wenn auch nicht die Gewißheit, so doch die Trockenheit mathematischer Formeln hatten. Quesnay, auf dem Lande geboren, wohnte, während er sein System schrieb, im Schlosse zu Versailles. Er war der Günstling der Madame v. Pompadour und der Liebling Ludwig's XV. An das Land- und Hofleben gewöhnt, mochte er überdieß in seiner Vorliebe für das Landleben durch das heftige Schwanken bestärkt werden, in welches die Industrie durch die Law'schen Bankoperationen eine Zeitlang gerathen war. Hatten doch auch viele Andere damals über dieses Schwanken den Kopf verloren.

Ich kann mich hier auf eine detaillirte Beschreibung des physiokratischen Systems nicht einlassen; ich kann nur in einigen Hauptzügen den Zusammenhang dieser Doktrin mit der damaligen Zeitbewegung hervortreten lassen. Der Geist, welcher die Zeit bewegte, war der Geist der nach Macht und Freiheit strebenden Bourgeoisie. Es bereitete sich die Herrschaft des dritten Standes, die Herrschaft der Capitalisten, vor. Stimmte auch mit den Bestrebungen dieses Standes das politische Glaubensbekenntniß der Physiokraten nicht, so bildete sich doch in der politischen Oekonomie der Letzteren immer mehr und entschiedener ein Grundsatz aus welcher der Begeisterung der Bourgeoisie für Selbstregierung entsprach, ich meine den Grundsatz des „laissez faire." Dieser Grundsatz wurde bald das gemeinschaftliche Feldgeschrei der Schüler Quesnay's und der Anhänger Gournay's, des geistreichen Fürsprechers für den Handel. Auch darin stimmten beide Schulen untereinander und mit ihrer Zeit überein, daß sie die Früchte der freien Concurrenz nicht für die Arbeiter als solche, sondern für die Capitalisten beanspruchten. Diese waren es, welche Quesnay bei seinem „poduit net" und welche Gournay bei seinem Handelsgewinne im Auge hatte. Freie Concurrenz und Herrschaft des Capitals über die Arbeit, dahin ging das Streben beider Schulen, welche in der Geschichte der Volkswirthschaft unter dem gemeinschaftlichen Namen „les Économistes" berühmt geworden sind.

Ihre Grundsätze wurden unter Ludwig XVI. von dessen Minister Turgot *) auf die Verwaltung des Landes angewandt. Freie Concurrenz zu Gunsten der Capitalisten; das war die Maxime dieses Staatsmannes und es läßt sich nicht verkennen, daß sie gegenüber den vielen Verkehrshemmnissen, welche damals auf Ackerbau, Manufacturen und Handel lasteten, eine zeitgmäße war. Der Landbau litt unter dem Drucke der Frohnen und Abgaben; das Gedeihen der Gewerbe war durch das Monopol der Zünfte aufgehalten; Provincialmauthen erschwerten den Absatz der Producte.

Es ist bekannt, mit welcher Energie und zugleich mit welcher Rücksichtslosigkeit Turgot die Axt an alle diese Schranken legte, um der freien Concurrenz Bahn zu brechen. Durch die Schriften der Physiokraten besonders auf die

*) Die bedeutendste und für das Studium seiner Grundsätze wichtigste Schrift sind seine: „Réflexions sur la formation et la distribution des richesses."



Landwirthschaft aufmerksam gemacht, suchte er gleich zu Anfang seiner Verwaltung die Einkünfte der Grundbesitzer durch ein Edict zu vermehren, welches die Freiheit des Getreidehandels im Innern des Landes aussprach. Mißernten indeß, die um dieselbe Zeit eintraten, bewiesen rasch, wie wenig solche Maßregeln, welche den Reinertrag (produit net) wohlhabender Grundbesitzer vermehren, im Stande sind, den Landarbeiter und die Bevölkerung des Landes überhaupt gegen Hungersnoth zu schützen. Ueberall brachen Aufstände aus. Kornböden wurden geplündert, Bäckerläden zerstört; das Volk erschien vor dem Schlosse von Versailles und verlangte wohlfeiles Brod (1775 den 2. Mai), und es dauerte nicht lange, so sah Turgot sich genöthigt, seine Beweise für die Wohlthaten der freien Concurrenz nicht mehr in den Büchern der Oekonomisten, sondern in den Kasernen von Paris zu suchen.

Die schwache Seite der freien Concurrenz trat schon damals so sichtbar hervor, daß die Polemik des Genfer Bankier, Necker, gegen den physiokratischen Freihandel (Sur la législation et le commerce des grains; Paris, 1775) einen bedeutenden und begeisterten Anhang fand. Allein was half's! Freiheit war einmal die Parole der Zeit. Das Volk sah täglich mehr ein, daß dasjenige, was der Volkswirthschaft zunächst Noth thue, nicht rein wirthschaftliche Maßregeln seien; man gelangte täglich mehr zu der Ueberzeugung, daß es vor Allem darauf ankomme, die politische Oekonomie und den Staat überhaupt von der patriarchalischen Willkür und dem dynastischen Interesse einer absoluten Monarchie, von den Vorrechten des Adels und dem Monopole der Innungen zu befreien, mit einem Worte, die französische Revolution, die Freiheit des Bürgerthums, war nothwendig geworden für den Fortschritt der Menschheit.

Ueber die Politik Turgot's haben sich Manche durch sein Edict vom Februar 1776 täuschen lassen, welches die Handwerker vom Meisterrecht befreite. Sie haben in dem „Rechte der Arbeit," welches der Minister damals proclamirte, etwas Anderes als eine bloße Begünstigung der freien Concurrenz zu sehen geglaubt. Allein Turgot war weit entfernt von den Ideen, welche einige Socialisten in seine Worte gelegt haben. Sein „Recht der Arbeit" war eine bloße Protestation gegen die mittelalterliche Ansicht, welche die Arbeit als das Eigenthum von Corporationen ansah. Er wollte dieses Eigenthumsrecht der Arbeit bloß dem Einzelnen als Solchem zurückgeben, unbekümmert darum, ob und wie der Einzelne es bei der Herrschaft des Capitals brauchen könne. Er wollte bloß das Recht der Arbeit, er dachte nicht an das Recht auf Arbeit und noch viel weniger an eine Belohnung der Arbeit nach ihren eigenen Gesetzen. Das Edict von 1776 ward übrigens schon nach drei Monaten wieder aufgehoben und der Sturz der Corporationen erst durch die Revolution vollendet.

Der Streit, welcher sich zwischen Necker und Turgot entsponnen hatte, war durch die Einseitigkeit hervorgerufen worden, mit welcher Letzterer das „laissez faire" in der Staatswirthschaft geltend zu machen suchte. Besonders jenes Edict, welches am 13. September 1774 plötzlich den Getreidehandel im Innern des Landes völlig frei gab, veranlaßte Necker zu seiner eben so geistreichen als energischen Polemik gegen die Turgot'sche Partei und deren Vergötterung der unbedingt freien Concurrenz. Die Freiheit Eurer Concurrenz, entgegnete Necker (in seinem schon erwähnten Werke über den Getreidehandel) den Oekonomisten, ist ein Kampf mit ungleichen Waffen, ein Kampf zwischen Mächtigen und Schwachen; die Mächtigen, das sind die Eigenthümer; die Schwachen, das sind die Arbeiter ohne Vermögen. Necker beabsichtigte indeß eben so wenig wie Turgot eine gründliche Veränderung der Eigenthumsver-

hältnisse; er verlangte bloß, daß man den Kampf der Mächtigen gegen die Schwachen nicht ganz sich selbst überlasse, daß der Vortheil der Majorität und nicht der Gewinn einer Minorität das Ziel der Gesetzgebung sei; er wünschte eine Verbesserung, der Zahl aber nicht dem Wesen nach.

Lassen wir aber nicht die Art und Weise außer Acht, mit welcher jene beiden Vertreter der bürgerlichen Eigenthumsverhältnisse sich gegenseitig bekämpften und ihre Maßregeln vertheidigten. Ihre Schriften, ihre Verordnungen waren Appellationen an das Urtheil des Volkes und die Gründe, mit welchen Beide sich zu rechtfertigen suchten, zeigen uns deutlich, daß in Frankreich, wenn auch nicht bei den Gelehrten, so doch im Volke schon damals jene Bewegung ihren Anfang nahm, welche allmählig der Nationalökonomie eine neue Richtung geben und den abstract mathematischen Formeln „die Bestimmung der Menschen" als Probe der Richtigkeit entgegenhalten sollte.

Dieser Kampf im Innern, dieses Streben, das Staatsleben zur Vollendung zu bringen und der Staatswirthschaft eine den Rechten und Bedürfnissen der Menschen entsprechende Basis zu geben, nahm der französischen Nation seit dem blendenden, aber rasch erbleichenden Glanze der Colbert'schen Verwaltung freilich nicht alle Kraft für eine einflußreiche Wirksamkeit nach Außen, schwächte aber doch diese Wirksamkeit.

Sehen wir uns nach dem auswärtigen Verkehre Frankreichs gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts um, so boten sich der französischen Nation keineswegs glänzende Aussichten für die Zukunft. War auch die Producten-ausfuhr nach Deutschland, Belgien, nach der Levante und den westindischen Colonieen im Zunehmen begriffen, so hatte der französische Handel im Ganzen doch durch das Emporkommen der Manufacturen Spaniens und durch die Concurrenz der Engländer in Portugal bedeutend an Ausdehnung verloren. Der kräftige Aufschwung der brittischen Industrie besonders war es, dem Frankreichs auswärtiger Handel zu unterliegen Gefahr lief. Erhöht ward diese Gefahr noch durch den berüchtigten Handelsvertrag von 1786, den s. g. Eden-Vertrag, in welchem Frankreich, dem Freihandel huldigend, der mächtigeren englischen Manufacturkraft die Concurrenz mit der eigenen erlaubte. Je nach den verschiedenen Interessen ist dieser Vertrag beurtheilt worden. Die Weinhändler, die durch ihn einen erweiterten Absatz nach England fanden, sowie die Fabrikanten französischer Mode- und Luxuswaaren haben ihn vertheidigt; die Producenten französischer Wollen- und Baumwollenzeuge, französischer Eisen- und Stahlwaaren dagegen haben sich bitter über ihn beschwert; im Allgemeinen aber hat sich das Urtheil herausgestellt, daß Frankreich durch diesen Vertrag bedeutend mehr verloren als gewonnen hat, und seiner Manufacturkraft der englischen gegenüber Blößen gab, welche zu benutzen die Engländer nicht unterließen.

Frankreichs Politik für den auswärtigen Handel war, wie gesagt, damals unbedeutend und wenig glücklich im Vergleich zu den gewaltigen Anstrengungen, mit denen es in seinem Innern jene Reformen des Staatsrechtes und der Staatswirthschaft vorbereitete, welche einst die Runde durch die Welt machen sollten.

Zur Literatur des Law'schen Systems und der Banken.

Ueber Law und sein System ist hauptsächlich die Abhandlung des Herrn Thiers: De Law et de son système de Finances, welche in der „Encyclopédie progressive" erschien,

beachtenswerth. Louis Blanc, welcher ebenfalls eine eben so geistreiche als interessante Beurtheilung Law's in dem ersten Bande seiner „Histoire de la révolution française“ geliefert hat, macht Herrn Thiers mit Recht den Vorwurf, daß derselbe zu sehr die rein finanzielle und zu wenig die politische und sociale Bedeutung des Law'schen Systems berücksichtigt habe. Allein Louis Blanc begeht seinerseits den Fehler, Law zu sehr als den Vertreter einer Arbeitsorganisation darzustellen, und zwar einer Arbeitsorganisation, wie sie von Louis Blanc selbst in seiner „Organisation du travail“ im Jahre 1841 empfohlen wurde. Wir dürfen beim Lesen der anziehenden Schriften des berühmten französischen Historikers nie vergessen, daß, wieviel er auch von dem Socialismus gelernt hat, seine Reformpläne sich doch zunächst auf die Staatsverfassung beziehen. Daher seine Begeisterung für die großartigen Finanzoperationen Law's, welche darauf berechnet schienen, den Staat zu einem einzigen großen Handels- und Bankhause umzugestalten.

Durch den Vorschlag einer Arbeitsorganisation vermittelst Staatsbanken (abgesehen davon, daß Law an das „Recht auf Arbeit“ im heutigen Sinne des Wortes gar nicht gedacht hat) wird indeß das Problem, welches der Socialismus zu lösen hat: Befreiung der Menschheit aus der Knechtschaft des Capitals durch eine gerechte Werthbestimmung der Arbeit, nur umgangen oder weiter hinausgeschoben. Ich will hier nicht weitläufig von dem geringen Erfolge sprechen, welchen bisher von Seiten des Staates ausgebeutete Industrieanstalten gehabt haben; ich will nur kurz auf die Gefahr aufmerksam machen, welche der Socialismus läuft, seinen Zweck, die Herstellung der „individuellen Freiheit“ zu verfehlen, wenn er ohne Weiteres dem Staate die Vermögensvertheilung überläßt, ohne vorher die Arbeit organisirt, d. h. ohne die Beziehung des Capitals zur Arbeit, der Production zur Consumtion, des Lohnes zum Genusse geregelt zu haben. Daß der Socialismus sich nicht mit einer willkürlichen Regierungsform verträgt, daß er vor Allem eine unabhängige und allseitige Vertretung der Volksinteressen durch das Volk selbst fordert, ist eine Behauptung, die zwar Jeder, welcher die Corruption des französischen Staatslebens kennt, Louis Blanc gerne zugiebt. Daß überdieß durchgreifende Einrichtungen zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände nur von einem Organe der ganzen Gesellschaft getroffen werden können, läßt sich ebenfalls nicht leugnen. Nur darin geht Louis Blanc häufig zu weit, daß er die freie Staatsform als solche, den guten Willen seiner Republikaner und besonders die Leitung der Socialreformen vom Gipfel des Staates aus schon für die Reform selbst hält, daß z. B. seine Staatscreditanstalten im Grunde nichts Anderes sind, als eine polizeiliche Verwaltung des Credites von Seiten wohlmeinender Republikaner, ohne daß er uns sagt, wie durch diese Creditanstalten die Arbeit als solche Credit erhält, und wie die Freiheit des Arbeiters dem Staatsvermögen gegenüber gesichert bleibt.

Außer den beiden genannten Darstellungen des Law'schen Systems sind noch besonders zu beachten:

Du commerce et de la compagnie des Indes, par Dupont, 1769, 1 vol. 8. 2 edition, augmentée de l'histoire du système de Law.

Mémoires sur la compagnie des Indes, par M. le comte de Lauraguais 1 vol. 8. 1770.

Duverney, Histoire du Système des Finances sous la minorité de Louis XV., pendant les années 1719 et 1720. (Wichtig, um die Agiotage und die Agiospieler zur Zeit der Law'schen Finanzoperationen kennen zu lernen).

Réflexions politiques sur les Finances et le commerce par Dutot. La Haye. 1738 2 vol. in 12.

Examen des réflexions politiques sur le commerce et les finances de M. Dutot; par Duverney. Paris. 1740. 2 vol. 12.

Law's sämmtliche Schriften sind vor Kurzem wieder herausgegeben worden in der bekannten „Collection des principaux économistes;“ sie finden sich in dem ersten Bande dieser Sammlung, der den Gesammttitel führt: „Économistes-Financiers du 18me siècle. In demselben Bande befindet sich das oben angeführte Werk Dutot's, sowie: „Vauban, projet d'une Dîme royale. Melon, essai sur le commerce und die Schriften von Boisguillebert. Preis 13 Fr. 50 C.

Eine Gesammtausgabe in einem Bande sind auch die „Oeuvres de J. Law, contenant les principes sur le numéraire, le commerce, le crédit et les banques. Paris 1790, in 8.“

Die Schriften Law's gehören zu den klarsten und belehrendsten über Credit und Banken. Nimmt man zu ihnen noch die kritische Darstellung der Banken in dem geistreichen Werke des Herrn v. Sismondi: „Nouveaux principes d'économie politique," so wie die Abhandlung Proudhon's über den Credit im zweiten Bande seiner „Contradictions économiques, 1846," so hat man die Literatur, welche nöthig ist, um mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung über das Bank- und Creditwesen vertraut zu werden.

Ich werde auf die Bankfrage wieder in dem Abschnitte über England's Handel zurückkommen, wo ich die Beziehung der „Bank von England" zu der gegenwärtigen Handelskrisis besprechen muß.

4) Die Engländer.

Während Frankreichs Handelsgeschichte uns besonders auf die Entwickelung des innern Staatslebens hinweist, erinnert uns England durch sein vorherrschend nach Außen gerichtetes Streben beständig an die welterobernde Politik der Römer.

Freilich mußte die Idee einer Weltherrschaft, wie sie das Alterthum beseelte, im Mittelalter an der gleichzeitigen Ausbildung gleich mächtiger Nationen scheitern; aber wie unverhältnißmäßig dehnten sich doch trotz des europäischen Gleichgewichtes die Gränzen des englischen Reiches im Vergleich zu dem eigentlichen Vaterlande der englischen Nation aus. Freilich machten die Entdeckungen seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lange Zeit das Uebergewicht einer der europäischen Nationen über die andern von der Ausbildung der Seemacht und dem Besitze überseeischer Colonieen abhängig, während bei der Erdstellung der Länder des alten Continents im Alterthume die Landmacht den Ausschlag gab. Ueberdieß läßt der kriegerische Sinn der Römer keinen Vergleich mit dem Handelsgeiste der Engländer zu. Aber trotz aller Unterschiede, welche die neuere Zeit von der alten und welche den Charakter des einen Volkes von dem des andern trennen — wie oft ruft uns doch wieder die Taktik, mit welcher die Engländer ihre Besitzungen ausbeuteten, die Colonialpolitik der Römer in's Gedächtniß zurück. Bei Beiden das System der unbedingten Unterwerfung und Ausbeutung; bei Beiden zugleich die Methode, die Beherrschung der Colonieen dadurch zu erleichtern, daß man einige ihrer alten Sitten und Rechtsgewohnheiten, die recht gut zu ihrer politischen Unmündigkeit paßten, unangetastet ließ. Bei Beiden dieselben Erpressungen und dieselbe Barbarei. War es nicht, als ob Cicero sich auf's Neue gegen Verres erhoben hätte, als Sheridan vor dem englischen Parlamente seine glänzenden Reden gegen Hastings, Gouverneur von Indien, hielt (1785)? Wie einst die Freunde von Verres, so hatten einige Engländer die Niederträchtigkeiten des indischen Gouverneurs als die Folgen einer nothwendigen Kriegstaktik, als das Zeichen eines großen Feldherrntalentes darzustellen gesucht. „Worin besteht denn, entgegnete Sheridan, die wahre Größe des Talents? Darf man sie in etwas Anderem suchen, als in der Verfolgung eines edlen Zieles durch edle Thaten? Ich weiß wohl, es giebt auch eine andere Art Geistesgröße. Sie besteht darin, eine schlechte That verwegen zu vollbringen und einen schändlichen Zweck kühn zu verfolgen. Aber nicht einmal eine solche Größe hat Hastings durch seine Thaten bewiesen. Ich sehe nichts Großes, nichts Kühnes, nichts Gewaltiges, weder in seinen Maßregeln, noch in seinem Geiste. Er hat die größte Schurkerei mit den kleinlichsten Mitteln verfolgt; er hat Nichts gethan, als tyrannisirt, als gelogen und betrogen. Eher ließe sich der gewundene Gang der Viper mit dem geraden Fluge des Pfeiles, als die niederträchtige Zweideutigkeit und der blutdürstige Ehrgeiz des Gouverneurs mit dem kühnen Edelmuthe eines großen

Herrschers vergleichen." — Und später, von der Persönlichkeit des Gouverneurs auf den Charakter der Compagnie selbst übergehend, äußerte der Redner. „Ich erinnere mich, von einem der Sache kundigen und achtbaren Edelmanne, Herrn Dundas, gehört zu haben, daß die Verfassung und Verwaltung der indischen Compagnie von einem Geiste beseelt sei, der allen ihren Operationen den Charakter einer schmutzigen Gewinnsucht mittheile, von einem Geiste, welcher die politische Verwaltung und selbst die kühnsten Unternehmungen nicht frei halte von der Habsucht eines Schacherers und der Frechheit eines Piraten. Ihre Generäle treiben Handel, ihre Gesandten ergeben sich Bestechungen. Zur Zahlung eines Wechsels wird eine Stadt belagert, zur Berichtigung einer Rechnung ein Fürst entthront. So wird denn dort eine Regierung geführt, deren Majestät eben so lächerlich, als ihr Scepter blutig ist, und die mit der rechten Hand die Taschen ausleert, während sie in der linken Hand den Prügel hält."

Mit dieser Schilderung stimmt freilich nicht die Ansicht unserer für England begeisterten Conservativen, daß die englische Eroberungspolitik besonders vor der französischen den Vorzug habe, daß sie die Freiheit und Eigenthümlichkeit der unterworfenen Völker schone, während die französischen Eroberungen beständig mit einer rücksichtslosen Ideen-Propaganda verbunden seien. In der That, der französische Liberalismus hat am Ende des vorigen Jahrhunderts etwas ungenirt an die Thüren unserer eingeschlafenen Diplomaten geklopft und, eben weil Alles schlief, die Rolle eines Dictators übernommen. Auch wäre es thöricht und feige für die Freiheit eines Volkes, auf eine von Außen kommende Propaganda und nicht auf die eigne Kraft zu rechnen. Allein die oft so arrogante Propaganda der Franzosen hat für den unparteiischen Beobachter etwas viel Edleres, als jene heuchlerischen Reden, mit denen die Engländer in ihren Besitzungen die Erpressungen und Unterdrückungen für eine Emancipation der Völker und für Schutzmaßregeln zu Gunsten eigenthümlicher Sitten und Gewohnheiten ausgeben. Ich habe so eben nur Ostindien erwähnt. Es könnte mich vielleicht Jemand durch Hinweisung auf die nordamerikanischen Besitzungen der Engländer zu widerlegen glauben. Die Geschichte dieser Colonieen indeß spricht nicht weniger laut, als die ostindische Verwaltung gegen die englische Politik. Haben die Nordamerikaner durch die englische Verwaltung oder trotz derselben ihre Freiheit und Eigenthümlichkeit gerettet? Eine Antwort hierauf ist das Bestreben der Engländer, die amerikanische Fabrikthätigkeit zu vernichten und die Forderung Chatam's im Jahre 1770, man solle nicht zugeben, daß in den Colonieen auch nur ein einziger Hufnagel fabricirt werde. Die beste Antwort indeß haben die Amerikaner selbst gegeben, indem sie mit den englischen Theekisten die ganze englische Colonialpolitik über Bord warfen.

Schließen wir hier unsere Betrachtungen über die Moralität jener Maßregeln, durch welche die Engländer sich den Besitz ihrer weitausgedehnten Colonieen sichern zu können hofften. Beachten wir hier hauptsächlich die Thatsache des Uebergewichtes, welches sie im Verlaufe des Mittelalters über den internationalen Verkehr ihrer Concurrenten, der Holländer und Franzosen, erlangten! Beachten wir ihr, im Vergleiche zu der Handelsgeschichte Frankreichs, vorherrschend nach Außen gerichtetes Streben, bewundern wir den glücklichen Erfolg dieses Strebens und fragen wir die Geschichte nach dessen Ursachen!

Der Zeitraum, in welchem Englands Handelssuprematie zur Entscheidung kam, war die letzte Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Viele Ereignisse trafen damals zusammen, Englands heutige Größe vorzubereiten. Als das wichtigste von ihnen, und zwar nicht bloß für Englands Politik im Allgemeinen,

sondern ganz besonders für seine Handelspolitik und Staatswirthschaft, betrachte ich die englische Revolution. Nicht als ob ich hierbei an einzelne Thaten oder einzelne Charaktere dieser gewaltsamen Reform dächte, nicht als ob ich bloß Cromwell vor Augen hätte, dessen Navigationsacte gewöhnlich das Einzige ist, was die National-Oekonomen von jener Revolution gelernt haben. Ich meine vielmehr jene völlige Umstimmung des Staatsorganismus, welche nach Cromwell's Tode und nach der verunglückten Restauration nicht mehr zu verkennen war, jene geordnete und unmittelbare Vertretung des dritten Standes, dessen materielle Interessen bis dahin von der zufälligen Laune und dem dynastischen Interesse der Monarchen abhängig gewesen waren. Je mehr ich mich in der Geschichte umsehe, desto stärker wird in mir die Ueberzeugung, daß die einzig sichere Garantie für das Gedeihen der Staatswirthschaft die staatliche Freiheit der Völker ist. Was halfen die trefflichsten Maßregeln eines Colbert, was halfen alle Finanz-Operationen eines Law bei der Bigotterie und Frivolität des französischen Hofes, bei der Unfreiheit der französischen Verfassung, bei der Schurkerei unverantwortlicher Minister! Eine einzige Laune, ein einziger Wortbruch des Monarchen, der Widerruf des Edicts von Nantes, zerstörte das von Colbert mühsam aufgeführte Gebäude, und kaum war Ludwig XIV. gestorben, so ward Frankreichs auswärtiger Verkehr, der Aufschwung seiner Marine, seine glückliche Concurrenz mit England wieder durch das dynastische Interesse des Regenten, durch den Wunsch Philipp's von Orleans, sich die Thronfolge zu verschaffen, gehemmt. Diese Beispiele stehen nicht vereinzelt da, sie bilden nicht die Ausnahme von der Regel. Bis auf die neueste Zeit ist die Geschichte reich an diplomatischen Verhandlungen, in denen das Handels-Interesse eines ganzen Volkes dem persönlichen Interesse seines Monarchen, dem Bedürfnisse einer Dynastie, sich Bundesgenossen im Auslande zu suchen, der Abneigung eines Königs gegen diese und jene Verfassungsform geopfert worden ist.

Um die Zeit, als in Folge der berüchtigten Dragonaden und der Widerrufung des Edicts von Nantes (1685) eine bedeutende Anzahl tüchtiger Fabrikanten veranlaßt wurden, Frankreich zu verlassen, und zum Theil sich nach England begaben, war freilich schon Manches zur Hebung der englischen Manufacturen geschehen; allein ihre Entwickelung war doch nur gering im Vergleiche zu der durch Colbert gehobenen französischen Industrie. Der glückliche Erfolg der Colbert'schen Maßregeln, seine Unterstützung der inländischen Manufacturkraft, seine Zolltarife von 1664 und 1667, welche englischen Manufacturen, besonders den Tüchern, den französischen Markt verschlossen, der bedeutende Absatz, welchen damals die feinen Wollenstoffe, die Seidenzeuge und Leinenwaaren Frankreichs nicht bloß in England, sondern auch auf dem Continente fanden: Alles dieß, in Verbindung mit dem raschen Aufschwunge der französischen Marine, ließ vielmehr gegen als für ein baldiges Uebergewicht Englands im internationalen Verkehre schließen. Die Navigationsacte ward bekanntlich erst am 9. October 1651 erlassen und nach dem Erlasse derselben verflossen natürlich noch manche Jahre, bis unter ihrem Schutze die englische Rhederei jene Ausdehnung und Macht gewonnen hatte, welche sie befähigte, auf Unkosten der Holländer und Franzosen die Herrschaft der Meere an sich zu reißen.

Noch später als für die englische Rhederei traten für die englischen Manufacturen günstige Verhältnisse ein. Letzteren stand lange Zeit nicht nur die Concurrenz fremder Völker, sondern auch das Privat-Interesse englischer Könige im Wege. Selbst nach ihrer Revolution noch hatten die Engländer diese beiden Feinde zu bekämpfen. Es zeigte sich dieß unter Anderm deutlich im Jahre 1678. Bei Erwähnung einer damals zu Gunsten der inländischen Industrie erlassenen

Parlamentsacte gibt uns Anderson in seiner Geschichte des Handels folgenden sehr guten Ueberblick über die damaligen Verhältnisse:

„Die erstaunliche Einfuhr französischer Waaren in England hatte bisher bei allen vernünftigen Leuten Anstoß erregt, denn hierdurch ward jährlich ein nicht unbedeutender Verlust in der allgemeinen Bilanz des Handels von England verursacht, ein Verlust, der sich nach Einigen wenigstens auf eine Million Pfd. Sterl., nach Anderen aber noch auf weit mehr belief. Während so die Engländer die Producte und Manufacte von Frankreich leichtsinnig und unmäßig einführten und verbrauchten, legte das klügere französische Ministerium immer mehr Auflagen auf fremde Manufacte und Producte, so daß nach und nach durch die Zolltarife von 1664, 1667 u. s. w. der Verbrauch von fast allen auswärtigen und besonders auch von englischen Waaren in Frankreich aufhörte. — Hierdurch gerieth der auswärtige Handel Englands überhaupt in Abnahme; die Zinsen wurden geringer und alle Stände fingen an, die schlimmen Wirkungen davon zu fühlen. Anfänglich schrieb man dieses Unglück einer unrechten Ursache zu, und die Kaufleute fingen schon an, Bittschriften gegen die ostindische und levantische Gesellschaft beim Parlamente einzureichen. Endlich entdeckte man die wahre Ursache, und das Unterhaus erklärte geradezu, „daß der Handel mit Frankreich dem Reiche nachtheilig sei.“ Da die Engländer um diese Zeit zugleich über die Eingriffe und Einfälle des französischen Königs in die spanischen Niederlande im höchsten Grade entrüstet waren, so konnte das Parlament zu Anfang des Jahres 1678 eine Acte durchsetzen, welche die Erhebung einer Geldsumme verordnete, um Carl II. in den Stand zu setzen, sich gegen den König von Frankreich in einen Krieg einzulassen, und welche zugleich die Einfuhr aller und jeder französischen Waaren für die drei folgenden Jahre und bis zum Ende der folgenden Parlamentssitzung verbot. In der That, es war für England die höchste Zeit, sich endlich einmal in's Mittel zu legen, um die in den letzten Zügen liegende Freiheit von Europa zu retten und zugleich einer Ueberschwemmung von französischen Weinen, Branntwein, Seidenzeugen, Leinewand, Papier, Salz und einer unendlichen Mannichfaltigkeit an Putz- und Galanteriewaaren etwas Einhalt zu thun. Dieses Verbot, sowie auch ein anderes gegen das Tragen ostindischer Manufacturwaaren veränderte in einer Zeit von zwanzig Jahren die allgemeine Bilanz sehr zu Gunsten der Engländer.“

„Dieß Gesetz ward indeß gegen den Willen des Königs Carl durchgesetzt, der ein beständiger Kostgänger von Frankreich und ein entschiedener Feind sowohl der Religion als auch der Freiheiten seines eigenen Reichs war. Daß er damals nachgab, veranlaßte die Gährung unter dem englischen Volke, welche durch die Entdeckung der papistischen Verschwörung und manches Andere um diese Zeit bedenklich gesteigert worden war.“

„Die Schriftsteller jener Zeit sagen, daß bis zu diesem Verbote Englands jährliche Ausfuhren nicht über drei Millionen Pfd. St. betrugen, daß sie aber nach zwanzig Jahren beinahe auf sieben Millionen zugenommen hätten. Diese Zunahme seit dem Verbote des Handels mit Frankreich ward ganz besonders durch die Vermehrung und die Ausfuhr unserer eigenen Wollen-, Seiden-, Leinen-, Eisenwaaren und anderer Manufacte verursacht, zum Theil aber auch durch das Verbot, in England ostindische Manufacturwaaren zu tragen. Auch das darf man nicht unberücksichtigt lassen, daß in den englisch-amerikanischen Colonieen damals von allen Gattungen von Manufacten mehr consumirt wurde.“

Beachten wir bei dieser Schilderung Anderson's besonders auch das von ihm beiläufig erwähnte Verbot gegen ostindische Manufacturwaaren. Diese

Maßregel ist zu charakteristisch für die englische Colonialpolitik, als daß wir sie nicht näher in's Auge fassen müßten. Was anders beabsichtigte England bei der Verwaltung seiner Colonieen, als den Handel und die Manufacturen des Mutterlandes auszubilden und zu erweitern? Was auch die Freunde Englands über die Selbstständigkeit seiner Colonieen sagen mögen, die Geschichte lehrt uns, daß die Engländer diese Selbstständigkeit beständig zu Gunsten des Mutterlandes zu verhindern suchten. Sie behielten sich ausschließlich die Versorgung ihrer Besitzungen mit europäischen Waaren vor, und direct durften in der Regel die Erzeugnisse der Colonieen nur nach England ausgeführt werden.

Aber nicht zufrieden damit, durch die Navigationsacte die europäischen Nationen von jedem directen Verkehre mit ihren Colonieen ausgeschlossen zu haben, suchten sie auch den Antheil der Colonieen an dem Verkehre mit dem Mutterlande so passiv als möglich zu erhalten. Sie brachen in laute Klagen aus, als sie das Emporkommen der nordamerikanischen Rhederei nicht gänzlich verhindern konnten, und wohl wissend, daß für die wirthschaftliche Emancipation der Völker die Ausbildung der Manufacturkraft der entscheidende Moment ist, ließen sie, soweit die Verhältuisse es erlaubten, kein Mittel unversucht, um ihre Colonieen auf der niedern Stufe der Agricultur-Staaten zu erhalten.

Das Klima ihrer westindischen Colonieen erleichterte ihnen diese auf ausschließliche Begünstigung englischer Manufacturen gerichtete Politik. Die nordamerikanischen Manufacturen niederzuhalten, gelang ihnen lange Zeit. Wie aber stand es in Ostindien? Die Hauptausfuhrartikel der ostindischen Compagnie aus Indien bestand in Baumwollen- und Seidenwaaren, und noch am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war weder England, noch irgend eine europäische Nation im Stande, dieselben so wohlfeil und gut wie Ostindien zu liefern.

Davon mußte, falls keine Gegenmaßregeln getroffen wurden, die unausbleibliche Folge sein, daß der gemachte Versuch, in England selbst jene Manufacturwaaren zu produciren, vollständig scheiterte. Und in der That waren in Folge der ostindischen Concurrenz gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, nach Anderson's Bericht, eine nicht geringe Anzahl englischer Fabrikanten „den Kirchspielen zur Last gefallen." Es kam damals darauf an, einen entscheidenden Schritt zu thun, und Verordnungen von den Jahren 1700 und 1720 beweisen uns, daß England vor keiner entscheidenden Maßregel zurückschreckte, sobald es galt, sein Princip zu retten, d. h. durch Ausbildung der Manufacturkraft die englische National-Wirthschaft mächtig und unabhängig zu machen und ihr den ersten Rang in dem Handelsverkehre der Völker zu verschaffen.

Die erwähnten Verordnungen befahlen, daß die ostindischen Baumwollen- und Seidenwaaren in England „weder zu Kleidern noch zum Hausschmuck gebraucht werden sollten; bei Strafe des Verlustes derselben und einer Geldbuße von 200 Pfd. St. von demjenigen, der irgend eine derselben hat oder verkauft." Nur zur Wiederausfuhr nach dem Continent ward von nun an ihre Einfuhr in England erlaubt und es wurde strenge darüber gewacht, daß sie in öffentlichen Waarenlagern so lange verschlossen blieben, bis der auswärtige Handel ihrer wieder bedurfte.

Das war, wie Anderson sagt, „ein heilsames Gesetz, welches die niedergeschlagenen Gemüther der englischen Fabricanten ungemein wieder aufrichtete." Allerdings war dieses Gesetz heilsam für England und doppelt heilsam dadurch, daß die Nationen des Continents sich die Ueberschwemmung ihrer Märkte mit jenen Baumwollen- und Seidenwaaren, welche die Engländer trotz ihrer Wohlfeilheit zurückweisen zu müssen glaubten, gefallen ließen. Aber wenig paßt

diese Maßregel zu der Lehre der Freihändler und den hochtönenden Phrasen des Herrn Cobden, welcher noch vor Kurzem einige Berliner und Hamburger überredete, das beste Mittel, eine Nation reich und glücklich zu machen, sei, ihr zu erlauben, alle Waaren dort zu kaufen, wo sie am Billigsten zu haben wären. Hätten die Engländer zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts diese Maxime zur Richtschnur ihrer Handelspolitik gemacht, sie hätten damals freilich wohlfeilere und schönere Stoffe als die englischen tragen können; damit aber zugleich hätten sie einen Zweig der englischen Fabrication zu Grunde gerichtet, welcher im heutigen Welthandel zu den bedeutendsten gehört.

Die Engländer zogen es vor, eine Zeit lang die Unannehmlichkeiten des Prohibitiv- und Schutzsystems zu ertragen, in der gewissen Aussicht, ihrem Lande dadurch eine bleibende Manufacturkraft und ein Uebergewicht über die Manufacturen des Continents zu verschaffen. Sie opferten den augenblicklichen Vortheil auf, welchen ihnen der ostindische Handel durch wohlfeile Waaren zu bieten im Stande war, und benutzten die Operationen der ostindischen Compagnie zugleich, um die Fabrikthätigkeit der übrigen europäischen Staaten im Keime zu ersticken.

Was konnte für die Durchführung einer solchen Handelstaktik zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Engländern gelegener kommen, als die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit? Nehmen wir zuvörderst die auswärtige Politik. Da war es Portugal, das eines mächtigen Bundesgenossen gegen seinen Erbfeind, Spanien, bedurfte. England war bereit, dieser Bundesgenosse zu werden, aber unter der Bedingung, daß ihm Portugal seine Manufacturkraft opfere. Bekanntlich ward durch den berüchtigten Methuen-Vertrag im Jahre 1703 den Engländern das Recht eingeräumt, Portugal und dessen Colonieen mit Wollmanufacten zu versorgen. Die Folge davon war nicht allein, daß nun die portugiesischen Manufacturen zu Grunde gingen und daß der Handel der Holländer und Deutschen mit Portugal gelähmt wurde; England erhielt nun auch aus den portugiesischen Colonieen das Gold und Silber, welches es zum Ankauf jener ostindischen Waaren brauchte, mit denen es den Continent überschwemmte, um sich dafür Rohstoffe oder wiederum Geld zahlen zu lassen. Wie wichtig aber für den englisch-ostindischen Handel die edlen Metalle waren, ist einleuchtend, wenn man bedenkt, daß Asien in Folge seiner blühenden Manufacturen nur wenige Producte des englischen Kunstfleißes brauchen konnte. In den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts betrug nach Macpherson der Werth der Ausfuhren aus England nach Asien zwischen 300,000 und 340,000 Pfd. St., wovon ungefähr der siebente Theil in edlen Metallen bestand.

In Frankreich war Colbert nicht mehr am Ruder. Der Widerruf des Edicts von Nantes hatte das Monopol der französischen Manufacturen in seiner Basis erschüttert. Flüchtige Protestanten hatten außer ihren Capitalien die Geheimnisse der französischen Industrie nach England gebracht und die Engländer sorgten für das Gedeihen der neuen Verfahrungsweisen durch ihre Schutzzölle. Ueberhaupt folgte auf die gewaltigen Anstrengungen der französischen Nation für den Kriegsruhm ihres großen Königs eine entsprechende Schwäche. Das staatliche Leben in Frankreich war noch zu sehr ein monarchisches, als daß die Großthaten des Volkes einen andern als bloß ephemeren Erfolg hätten haben können; und wie das Glück des Königs ein rasch vorübergehendes war, so fand wiederum sein Unglück in der Landesverfassung kein Mittel eines sichern Ersatzes. Die glänzende Siegeslaufbahn Ludwig's XIV. ward mit schmählichen Friedensbedingungen geschlossen. Der spanische Successionskrieg (1702 bis 1714) hatte Frankreich seine Marine gekostet, und wiewohl der Utrechter

Friede den Franzosen die lange gewünschte Thronfolge des Hauses Bourbon in Spanien zugestand, so war doch dieser Friede im Grunde nichts Anderes, als ein Verzichten Frankreichs zu Gunsten Englands auf sein bisheriges Uebergewicht im europäischen Staatensysteme.

England erhielt in diesem Frieden an Minorca und Gibraltar den Schlüssel zum mittelländischen Meere und eine günstige Gelegenheit zum Schleichhandel mit Spanien. Spanien verstand sich überdieß dazu, den Engländern auf 30 Jahre das Monopol der Negerlieferung nach dem spanischen Amerika zu überlassen und ihnen die jährliche Absendung eines Schiffes nach Portobello zu erlauben, ein Zugeständniß, welches in der Handelsgeschichte unter dem Namen „des Assiento-Tractates“ berüchtigt geworden ist, indem die Engländer es hauptsächlich zur Durchführung eines ausgedehnten Schmuggelhandels in die spanischen Besitzungen benutzten. In Nordamerika mußten die Franzosen den Britten das für die Fischerei so wichtige Neufoundland abtreten.

Blicken wir endlich nach Holland. Gegen die holländische Republik hauptsächlich, welche das ihm feindliche Königshaus der Stuarts beherbergte, hatte Cromwell im Jahre 1651 seine vernichtende Schifffahrtsacte erlassen. Wie gut berechnet diese Maßregel war, geht aus den Gesandtschaften hervor, welche die Holländer nach England schickten, um den Protector zur Zurücknahme seiner Verordnungen zu bewegen. Die Verhandlungen zerschlugen sich an den hohen Forderungen Englands, und so kam es zu jenem entscheidenden Seekriege von 1652—1654, in welchem die Holländer außer vielen Kriegsschiffen 700 Handelsschiffe einbüßten und nach vielen unglücklichen Seeschlachten sich endlich zu jenem Frieden vom 5. April 1654 entschließen mußten, dessen Bedingung die Anerkennung der Navigationsacte und die Vertreibung des flüchtigen Königs war.

Zum Unglück für die Holländer kam Carl II., dem sie hiermit die Gastfreundschaft aufkündigten, später wieder auf den englischen Thron, und die empfindlichste Rache, welche dieser König gegen die ihm untreu gewordene Republik nehmen zu können glaubte, war die Bestätigung und Erweiterung der Cromwell'schen Navigationsacte (1660 und 1663).

Welch ein empfindlicher Schlag dieses Schifffahrtsgesetz für Holland sein mußte, geht aus den Verhältnissen des damaligen Welthandels hervor. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, vor dem Erlasse dieser Acte, hatten die englischen Kaufleute hauptsächlich holländische Schiffe für ihren Handel benutzt, weil diese, wie Anderson sagt, sich für die Fracht weniger bezahlen ließen, als die englischen. Die englischen Schiffe verfaulten damals in ihren Häfen und englische Seeleute gingen, weil sie zu Hause keine Arbeit fanden, in die Dienste der Holländer. Die holländische Republik besorgte damals den Zwischenhandel zwischen England und dessen amerikanischen Colonieen; ja England lief Gefahr, die Früchte aller seiner auf diese Colonieen verwandten Anstrengungen und Kosten zu verlieren, indem man dort statt englischer Kaufleute und Factoren gewöhnlich nur Holländer traf. Ueberdieß hatten die Holländer zum großen Theile jenen Verkehr mit dem nordöstlichen Europa an sich gerissen, dem einst die Hansa ihre Größe verdankte, und überhaupt ward der Zwischenhandel von einem Lande Europa's zum andern damals, der Hauptsache nach, von holländischen Schiffen betrieben.

Diese für Holland so günstigen Verhältnisse mußten durch Verordnungen wie folgende wesentlich verändert werden:

I. Keine andere als eingeborne oder naturalisirte Unterthanen dürfen künftig das Geschäft eines Kaufmannes oder Factors in den englischen Colonieen treiben.

II. Keine Producte, die in Asien, Afrika oder Amerika wachsen oder verfertigt werden, dürfen in England anders eingeführt werden, als in solchen Schiffen, die den Unterthanen der englischen Krone zugehören. Auf diesen Schiffen müssen wenigstens drei Viertheile der Matrosen Engländer sein. Die Schiffe müssen überdieß in England oder in englischen Besitzungen gebaut sein. Alle diese Bestimmungen gelten auch für die Waareneinfuhr in die britischen Colonieen.

III. Weder Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, noch Farbehölzer, soweit sie Erzeugnisse der englischen Colonieen in Asien, Afrika und Amerika sind, sollen direct nach einem andern Lande als England und Irland (Irland ward später ausgelassen) ausgeführt werden.

IV. Eine große Anzahl europäischer Waaren, die im Verhältnisse zu ihrem Preise einen bedeutenden Raum einnehmen, dürfen in England nicht anders, als in Schiffen der eben beschriebenen Art oder in Schiffen des Landes, welches diese Waaren erzeugt, und zwar nur aus diesem Lande selbst, eingeführt werden; ja, sogar brittische Schiffe dürfen viele solcher Waaren nur direct aus dem Erzeugungslande holen. (Damit war auch der Zwischenhandel der Holländer zwischen den europäischen Ländern ungemein beeinträchtigt.)

V. Der Küstenhandel zwischen brittischen Häfen ist nur brittischen Schiffen gestattet.

VI. Salzfische, die nicht von Engländern gefangen und zubereitet und auch nicht in englischen Schiffen der beschriebenen Art eingeführt worden sind, sollen in England den Zoll der Ausländer doppelt bezahlen. (Der Härings- und Wallfischfang war damals fast ausschließlich in den Händen der Holländer.)

VII. Von der Verordnung der Waarenausfuhr bloß aus dem respectiven Erzeugungslande waren diejenigen persischen und arabischen Producte, welche aus der Türkei geholt wurden, sowie alle ostindischen Waaren von irgend einem Orte, der dem Cap der guten Hoffnung gegen Morgen liegt, ausgenommen. Sie durften aber nur in brittischen Schiffen in England eingeführt werden.

Dies sind freilich nicht alle, aber doch die wichtigsten Verordnungen der unter Carl II. vervollständigten Navigationsacte. Wären die holländischen Handelsstädte Glieder einer mächtigen Nation gewesen, sie hätten ebenso, wie Frankreich unter Colbert, trotz der Schifffahrtsacte mit England glücklich rivalisiren können. Daß aber auch Frankreichs Handel später vor dem englischen zurücktreten mußte, davon lag der Grund hauptsächlich in der Willkür seiner Monarchen oder in dem Mangel einer freien Verfassung, die es dem dritten Stande möglich gemacht hätte, Handel und Gewerbe im Interesse der Nation zu vertreten.

Beachten wir es wohl, außer den Verhältnissen der auswärtigen Politik, welche sich gegen Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu Englands Gunsten gestalteten, war es vor Allem die rasche Ausbildung einer freien Verfassung, was ihm von jener Zeit an das Uebergewicht seines internationalen Handels sicherte. Ohne kräftige Nationaleinheit freilich hätte ihm ebenso wenig wie Holland selbst eine republikanische Verfassung nicht die Kraft gewähren können, welche den Sieg in dem Kampfe der Völker bedingt; aber die Ausbildung seiner Verfassung erst sicherte ihm die geschickte Verwendung der Nationalkraft.

In sofern betrachte ich, wie ich vorhin sagte, die englische Revolution als den entscheidenden Wendepunkt in der Handelsgeschichte Englands, als die gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wesentlichste Bedingung für Englands

Handels-Suprematie. Bis dahin, das läßt sich nicht leugnen, hatte die englische Regierung nicht selten treffliche Maßregeln zu Gunsten der englischen Industrie und der englischen Schifffahrt erlassen; aber diese Maßregeln wechselten wie die Launen der Könige. Erst seit der Vertreibung der Stuarts (1688) ward es England möglich, eine dem Interesse seiner Bürger vortheilhafte Handelspolitik consequent durchzuführen. Erst jetzt konnte es mit Aussicht auf Erfolg seine Berechnungen auf Jahrhunderte erstrecken.

Was die Handelsgeschichte England's vor dieser Revolution charakterisirt, ist hauptsächlich das Streben nach Nationaleinheit. Auch England hatte damals, wie seine europäischen Nachbarn, sich erst aus der Zersplitterung und Rohheit des Lehnwesens herauszuwinden. Für den Handel zeigte sich der glückliche Erfolg dieses Strebens zunächst in der Concurrenz der sogenannten wagenden Kaufleute von England (die nach ihrem Schutzheiligen sich auch wohl die Gesellschaft des heiligen Thomas Becket nannten) gegen die Hansen. Die Schließung des Stahlhofes zu London am 4. August 1598 ließ keinen Zweifel mehr an dem Gedeihen des englischen National-Handels übrig. Von da an mußte es daher zugleich die Aufgabe des englischen Volkes werden, seinen National-Handel vor der Willkür der Regenten und dem Monopol privilegirter Gesellschaften zu schützen. — Der erste sichere Schritt hierfür war die englische Revolution.

Und was war die Handelspolitik der durch die Revolution zur Selbstregierung gelangten englischen Bourgeoisie? Wir brauchen nur die Schifffahrtsgesetzgebung Cromwell's und Carl's II. von den besonderen Zeitverhältnissen des siebenzehnten Jahrhunderts, von ihrer speziellen Beziehung zu Holland und der damaligen Colonial-Verwaltung Englands loszulösen, und zugleich die Tendenz, welche wir schon in dem Methuen-Vertrage, in dem Assiento-Tractate und in jenen Verordnungen kennen gelernt haben, welche das Tragen ostindischer Seiden- und Baumwollenstoffe verboten, zur allgemeinen Maxime zu erheben, so haben wir eine deutliche Vorstellung von den Grundsätzen, welche der englischen Handelsgesetzgebung das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch und bis auf die neueste Zeit als Richtschnur dienten.

Auf der einen Seite finden wir Schutzmaßregeln zu Gunsten der englischen Rhederei, theils durch völlige, theils durch bedingte Ausschließung fremder Schiffe; — auf der andern Seite: Beförderung der englischen Industrie durch Prohibitiv- und Schutzzölle und, soweit die Verhältnisse es erlaubten, Zerstörung der fremden Industrie durch Schleichhandel, durch Kriegs-Subsidien und ähnliche Mittel. Das waren die praktischen Operationen der Engländer, durch welche sie ihrem National-Handel eine möglichst weite Basis zu verschaffen suchten. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie dieses System, in unbedingter, absoluter Weise anwandten. In der Regel verstanden sie es trefflich, dasselbe den bestehenden Völkerverhältnissen anzupassen. In der Regel gewährten sie ihrer Rhederei und ihrer Industrie nur so lange Schutz, bis sie im Stande waren, mit der auswärtigen Industrie und Schifffahrt zu concurriren. Dann suchten sie durch Verträge, welche dem englischen und fremden Handel die gleichen Rechte gewährten, ihrer erstarkten überwiegenden Kraft einen weiteren Wirkungskreis zu sichern und sie vor Erschlaffung zu bewahren; — dann waren sie voll des Lobes für den Freihandel und priesen Adam Smith als den größten Weisen der politischen Oekonomie.

Brauche ich zu sagen, wohin diese Politik geführt hat? Ist nicht die heutige Macht der englischen Handels- und Kriegsmarine eine glänzende Antwort auf die Klagen jener englischen Kaufleute zu Cromwell's Zeiten, „daß sie

nun nicht mehr die billigeren holländischen Frachtfahren benutzen konnten," und welche meinten, man müsse die Schifffahrtsacte wieder abschaffen, weil kurze Zeit nach ihrem Erlasse der Schiffsbau in England theurer geworden war? Ebenso ließ es sich nicht verhindern, daß viele Privatinteressen durch das Verbot der wohlfeilen ostindischen Seiden- und Baumwollenstoffe zu leiden hatten; und doch wie stolz sind jetzt nicht die Engländer darauf, daß es ihnen mit Hilfe dieser Schutzzölle gelungen ist, nicht bloß Europa, sondern selbst Ostindien mit ihren Baumwollenzeugen zu versorgen!

Was sich nicht mehr verkennen läßt, was so klar ist, daß jeder Beweis dafür fast als eine Trivialität erscheint, das ist die Thatsache, daß für England ein zeitgemäß angewandtes Schutzsystem eine der bedeutendsten Ursachen seiner heutigen Handelsgröße gewesen ist. Und noch jetzt, nach dem Siege der anticornlaw league und während Herr Cobden es für seine Pflicht hält, den Continent zu bereisen, um Englands Freihandel zu preisen und alle Völker zu haranguiren, wie Reinecke Fuchs einst die Hühner, — was thut England?

Wahrhaftig, nach den hochtönenden Reden der englischen Freihändler zu schließen, nach dem lauten Jubel, mit welchem sie den neuen englischen Zolltarif von 1846, das sogenannte Peel'sche System, als das System des Freihandels feierten, sollte man glauben, von einer Navigationsacte und einem Industrieschutze sei in England nicht mehr die Rede. Und in der That gibt es nicht wenige Bierstuben-Politiker in unserm gemüthlichen Deutschland, welche durch dieses Freihandelsgeschrei zum festen Glauben an die wirkliche Existenz eines absoluten Freihandels in England gelangt sind.

„Eau sur feu!" unter diesem Titel gab einst ein französischer Pamphletist eine sehr kalte, wirksame Widerlegung einer Brochüre heraus, die unter der pomphaften, gefahrdrohenden Ueberschrift feu, feu! erschienen war. Ich glaube, für die erhitzten Gemüther unserer Freihandels-Gläubigen thut kaltes Wasser ebenfalls sehr Noth, und als solches empfehle ich das Studium der — englischen Tarifsätze von 1846 und der Gesetze, durch welche England noch immer die Schifffahrt der fremden Nationen erschwert.

Ich werde sogleich einige Bestimmungen des erwähnten Zolltarifes aus der bekannten Schrift von Oehlrich: „Die deutsche Küste und das Binnenland oder Deutschlands Handelslage um das Jahr 1846" anführen. Wir werden daraus sehen, daß England noch sehr weit von einer unbedingten Handelsfreiheit entfernt ist. Noch immer von der Ansicht ausgehend, daß Einfuhr der Rohstoffe und Ausfuhr der Manufacturwaaren eines der besten Mittel sei, den Nationalreichthum zu fördern, läßt es nur solche Waaren zollfrei oder unter geringem Zolle eingehen, welche den englischen Fabricanten dienen oder deren Concurrenz England nicht mehr zu fürchten braucht.

Daher gehen frei mehrere Rohartikel für Gewerbe-Industrie ein, wie rohe Baumwolle, Hanf, Flachs, Wolle, Seide; ferner die nothwendigen Gerbe- und Färbematerialien, und unentbehrliche, thierische Fette, wie Talg. Theilweise aus demselben Grunde, nämlich um die Fabricationskosten zu verringern, wurde im Jahre 1846 der Beschluß gefaßt, daß, vom 1. Januar 1849 an, die Brodfrüchte völlig frei eingehen sollen. Außer den Brodfrüchten werden auch Schlachtvieh, frisches und gesalzenes Fleisch und Speck frei zugelassen.

Dagegen sind die auswärtigen Manufactur- und Fabrikwaaren fast durchweg mit 66 Thlr. 16 Sgr. preuß. Courant per 100 Pfd. Eingangszoll belastet.

Oehlrich führt folgende Zahlen an:

Englische Tarifsätze von 1846.

	Fremde L.,	shl.,	d.	Englische L.,	shl.,	d.		
Aepfel, rohe	0	0	6	0	0	2	per	Bushel.
„ getrocknete	0	2	0	0	2	0	„	„
Baumwoll-Fabricate	10	0	0	5	0	0	„	100 Pfd.
Birnen, rohe	0	0	0	6	0	3	„	Bushel.
„ getrocknete	0	0	2	0	0	2	„	„
Blei in Klumpen	1	0	0	0	5	0	„	100 Pfd.
Butter	0	12	0	0	2	6	„	112 „
Kristall	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Drechslerarbeit	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Eier	0	0	10	0	0	2½	„	120 Stück.
Federn, zugerichtete	10	0	0	10	0	0	„	100 Pfd.
Garn, wollenes	0	0	6	0	0	6	„	1 „
„ baumwoll. dell.	10	0	0	5	0	0	„	100 „
Verarbeitete Häute und Felle	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Bohlen, Bretter, Bauholz	1	12	0	0	2	0	„	50 Cubikf.
Honig	0	10	0	0	5	0	„	112 Pfd.
Irdene Waaren	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Käse	0	5	0	0	1	6	„	112 „
Kupfer, altes	0	7	6	0	3	6	„	112 „
„ unverarbeitetes	0	8	9	0	4	0	„	112 „
„ in Barren	0	10	0	0	5	0	„	112 „
Leinen, mit der Hand gearb., Kissen- oder Bettzeug genannt	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Segeltuch	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Mauersteine	0	15	0	0	7	6	„	1000 Stück.
Messingdraht	10	0	0	10	0	0	„	100 Pfd.
Musikalische Instrumente	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Nadlerarbeit und Stickerei	20	0	0	20	0	0	„	100 „
Porcellain	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Klee-, Hanf- und Grassaamen	0	5	0	0	2	6	„	112 „
Schinken	0	7	6	0	2	0	„	112 „
Schiffstaue	0	6	0	0	3	0		
Seidenwaaren	0	10	0	„	„	„	„	1 „
Stärke	0	5	0	0	2	6	„	112 „
Stahl, verarbeitet	10	0	0	10	0	0	„	100 „
Stiefel	0	6	0	0	6	0	„	12 Stück.
Wollenwaaren	10	0	0	5	0	0	„	100 Pfd.
Zink und Zinkwaaren	10	0	0	10	0	0	„	100 „

Ueber die Leinenausfuhr fügt Oehlrich noch hinzu, daß damascirtes und gewürfeltes Leinen u. s. w. frei eingehen, während diejenigen Leinenwaaren, die nur irgend im Handel in Betracht kommen mit 10 L. per 100 Pfd. Eingangszoll bedacht sind.

So stellt sich denn zuletzt ein Resultat heraus, was allerdings die Freihandelspredigten des Herrn Cobden in einem fast komischen Lichte erscheinen läßt, nämlich: daß unser Zollverein, welcher aufgefordert, den englischen Freihandel nachzuahmen, einen viel freieren Zolltarif besitzt, als die Engländer, und

daß es also, vorausgesetzt, der Freihandel hätte wirklich den absoluten Werth, den ihm Herr Cobden beilegt, eigentlich an uns wäre, Apostel nach England hinüberzuschicken und uns dort durch Zweckessen feiern zu lassen.

Aehnlich, wie mit diesem Zolltarife, sieht's mit dem Liberalismus der englischen Schifffahrtsgesetzgebung aus. Begünstigung der englischen Nation vor der fremden ist auch hier die Regel, und die Mittel, welche man hierzu anwendet, sind theils völlige, theils bedingte Ausschließung fremder Schiffe. Unter bedingter Ausschließung verstehe ich theils die höhere Besteuerung fremder Fahrzeuge durch Tonnengeld, theils die höhere Besteuerung der Ladungen fremder Schiffe, theils endlich die Ausschließung fremder Fahrzeuge, wenn sie nicht die Erzeugnisse ihres Landes bringen. Letztere gegen den Zwischenhandel der fremden Nationen gerichtete Maßregel ist in einigen Fällen noch dadurch geschärft, daß selbst englische Schiffe gewisse Waaren nur aus den Erzeugungsländern holen dürfen. Völlig oder unbedingt ausgeschlossen sind noch jetzt fremde Schiffe:

1) Vom Küstenhandel in Großbritannien.
2) Von dem Verkehre zwischen den Häfen Großbritanniens und den Inseln Guernsey, Jersey, Alderney, Sark und Man.
3) Von dem Verkehr zwischen den britischen Colonieen.
4) Von dem Verkehre zwischen diesen Colonieen und Großbritannien.

Nehmen wir hierzu die strengen Vorschriften über die Bemannung der Schiffe, über die Anzahl der Matrosen und über die vielen andern Eigenschaften, ohne welche die Engländer ein Schiff nicht als einem bestimmten Lande angehörig betrachten, rufen wir uns endlich die lästige und empörende Controle in's Gedächtniß zurück, welche englische Kreuzer sich gegen fremde Schiffe und besonders auch gegen die deutschen erlaubt haben, so liegt uns in der englischen Schifffahrtsgesetzgebung ein würdiges Seitenstück zu dem Liberalismus seines Zolltarifes vor; und es ist für den, dem die Ehre oder Schande seiner Nation nicht gleichgiltig ist, kaum begreiflich, daß man in Berlin und Hamburg sich so weit hat herablassen können, dem Herrn Cobden, als dem Vertreter des englischen Freihandels, öffentlich seine Huldigung darzubringen.

Wir haben jetzt den Anfang und das Ende, den Ursprung und die Gegenwart des berühmten Schifffahrtsgesetzes besprochen; achten wir noch einen Augenblick auf den geschichtlichen Verlauf desselben. Aus den angegebenen Bestimmungen über die unbedingte Ausschließung fremder Schiffe sehen wir, daß von den englischen Schifffahrtsgesetzen auch gegenwärtig noch nicht der Geist Cromwell's gewichen ist. Ebenso bilden für die bedingte Ausschließung die Bestimmungen Cromwell's und Carl's II. noch immer die Regel, wenn gleich einige Völker England zu Modificationen derselben gezwungen haben. Zuerst waren es die Nordamerikaner, welche von den Engländern günstiger als die andern Nationen behandelt wurden.

Durch einen Handelsvertrag vom 3. Juli 1815 erwarben sie sich das Recht, unmittelbar mit den bedeutendsten Niederlassungen der Engländer in Indien in Verkehr zu treten und auf eigenen Schiffen ihre Waaren nach Großbritannien zu bringen. Erkundigen wir uns nach den Ursachen, welche England zu einem solchen Zugeständnisse bewog, so hören wir, daß die Nordamerikaner seit ihrer Revolution angefangen hatten, die englische Navigationsacte nachzuahmen und den festen Willen zeigten, von dieser Nachahmung nicht abzulassen. Sie hatten fremde Schiffe mit Tonnengeldern und die Ladungen derselben mit höhern Zöllen belastet.

Eine ähnliche Ursache hatte die Uebereinkunft mit Preußen vom 2. April 1824. Die Zugeständnisse, welche Preußen damals erhielt, waren die Folge einer Cabinetsordre vom 20. Juni 1822, welche das System der Vergeltungs-

maßregeln adoptirte. Achten wir auf diese Lehren der Geschichte, sie schreiben uns unser Verfahren für die Zukunft vor. Die Geschichte hat bewiesen, daß Bevorzugung der heimischen Schifffahrt ein treffliches Unterhandlungsmittel ist, um England zu liberaleren Maßregeln gegen die fremde Rhederei und dadurch indirect zugleich gegen die fremde Industrie zu bewegen. Gerade in dieser Beziehung, gerade als Unterhandlungsmittel, wäre für uns Deutsche jetzt ein vollständig ausgebildetes Differenzzoll-System so wichtig.

Gestehen doch die Engländer selbst dieses zu.

„Unser Gegenseitigkeitssystem," sagte einst Mac Culloch mit Rücksicht auf eine Rede Huskissons im Mai 1826, „war eine Maßregel nicht der Wahl, sondern der Nothwendigkeit. Bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Gewerbthätigkeit waren wir nicht im Stande, es auf die Ausschließung unserer Waaren von einem Lande, welches jährlich einen bedeutenden Betrag derselben einführt, ankommen zu lassen. So lange die Preußen, Schweden, Dänen u. a. sich unsere Unterscheidungszölle auf fremde Schiffe gefallen ließen, ohne Gegenmaßregeln zu ergreifen, war es nicht unsere Sache, ihnen zu sagen, daß unser Verfahren engherzig und drückend sei. Als sie selbst aber, ohne daß wir es ihnen sagten, dies ausfanden, als sie erklärten, daß sie, falls wir unsere Beschränkungen nicht aufgäben, gleiche Maßregeln gegen unsern Handel ergreifen und unsere Einfuhren von ihrem Markte entweder ganz ausschließen oder doch mit hohen Eingangsabgaben belasten würden, hätten wir da nicht unverantwortlich gehandelt, wenn wir uns geweigert hätten, ein Abkommen mit ihuen zu treffen?"

Ich entnehme dieses Citat einem Aufsatze der Weser Zeitung vom 3. Oct. 1847, den ich hiermit zugleich als lehrreich über die britische Handelsgesetzgebung empfehle. Er enthält ein Referat über eine Abhandlung in „Hunt's Mercantile Magazine" in welcher ein, in den Vereinigten Staaten lebender, Deutscher die Berichte des zur Prüfung der Navigationsgesetze ernannten parlamentarischen Comitees von diesem Jahre übersichtlich mitgetheilt hat.

Der englische Handel, das läßt sich nach den geschichtlichen Daten, welche jetzt vorliegen, nicht mehr leugnen, verdankt einen großen Theil seiner Suprematie einem zeitgemäß angewandten Schutzsysteme, welches Industrie und Rhederei, in steter Beziehung zu einander, der fremden gegenüber bevorzugte. Sollen wir aber deßhalb behaupten, daß dieses Schutzsystem die einzige Ursache der englischen Handelsgröße war? Nichts ist gefährlicher, nichts unfruchtbarer für die Betrachtung praktischer Verhältnisse, als das einseitige Hervorheben einer einzigen Idee. Es gibt Leute, deren Kopf von so geringem Umfange zu sein scheint, daß, wenn eine einzige Idee darin Platz genommen, kein Raum mehr für die andern übrig bleibt. In dieser Einseitigkeit liegt der Grund aller Schulsysteme und alles Streites um bloße Worte. Auf dem Gebiete der politischen Oekonomie wimmelt es nicht minder als in den übrigen Wissenschaften von solchen fixen Ideen. Einseitige Verehrung der Industrie, einseitige Verehrung des Ackerbaues, einseitige Verehrung des Handels u. s. f. u. s. f.; ja einseitige Verehrung der ganzen politischen Oekonomie mit Vernachlässigung aller übrigen Lebensgebiete und Lebensanschauungen.

Wo findet sich eine bessere Widerlegung solcher Schulsysteme, wo eine bessere Heilung solcher Geisteskrankheiten, als in der Geschichte und deren Studium? Und gerade bei dem Lande, mit welchem wir uns jetzt beschäftigen, welchen Aufwand von verschiedenen Mitteln finden wir nicht in seiner Vergangenheit für die Herstellung seiner heutigen mercantilen Größe? Englische Staatsmänner freilich haben diese Wechselwirkung der Kräfte den andern Völkern oft zu verhüllen gesucht. Wie oft ist nicht, was den Waarenaustausch betrifft, der

Freihandel im englischen Parlamente in der einseitigsten Weise von der Welt gelobt worden, sobald gewisse Zweige der englischen Industrie des Freihandels bedurften! Während Englands Volkswirthschaft durch das harmonische Ineinandergreifen der Industrie und der Landwirthschaft und in Folge kräftiger Schutzmaßregeln erstarkte, suchten englische Diplomaten nicht selten jene Lehren des absoluten Freihandels zu verbreiten, daß jedes Land nur einen einzigen Zweig der Volkswirthschaft mit Glück cultiviren könne: — suchten sie selbst Nationen, deren Manufacturen jetzt den Neid der andern Völker erregen, wie unter andern den Nordamerikanern, einzubilden, sie seien bloß für die Agricultur geschaffen und würden deßhalb im Interesse der Menschheit am Besten thun, die nöthigen Manufacturwaaren beständig von den Engländern zu kaufen.

Aber aus diesem harmonischen Ineinandergreifen der ökonomischen Kräfte allein erklärt sich noch nicht das Uebergewicht des englischen Handels gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Ohne die eigenthümliche und im Vergleich zu den übrigen Nationen so rasche Entwickelung seiner Staats- und Gesellschafts-Verhältnisse bleibt sie unerklärlich. Und wiederum, um wie viel geringer hätte nicht der Einfluß auf den Gang der Weltbegebenheiten sein müssen, welchen England seiner Verfassung und Verwaltung verdankte, hätten die staatlichen Institutionen nicht schon so früh auf dem sicheren Boden der Nationalität fußen können! Wir sehen, Alles greift hier in einander. Die Gesetze eines Eduard I., welche die „todte Hand" der Geistlichen beschränkten; die Verordnungen eines Heinrich VII., welche dem Adel erlaubten, seine Güter zu veräußern, abgesehen davon, daß sie dem dritten Stande schon früh Gelegenheit verschafften, seine Capitalien dem Landbaue zuzuwenden, schwächten den Adel, stärkten die königliche Gewalt und damit zugleich die Einheit des Reiches. Allein eine solche despotische Einheit hätte über das englische Volk nicht weniger Unheil bringen müssen, als die Frivolität französischer Könige über Frankreich, wäre nicht die Revolution dazwischen getreten, welche dem dritten Stande die Selbstverwaltung seiner Interessen anvertraute. Und diese Selbstverwaltung wiederum: wie viel Talent für die Praxis des Handels und der Gewerbe haben nicht die Engländer bei deren Führung bewiesen! Die frühzeitige Ausbildung von Credit-Anstalten, wie die englische Zettelbank *), die Navigationsacte, das Schutzsystem für die

---

*) **Anmerkung über die Bank von England und die heutige Handelskrisis**

Die Gründung der „Bank von England" datirt vom Jahre 1694. Sie hat einen gemischten Charakter. Sie unterstützt durch ihre Papiere nicht bloß den Handel und die Industrie, sondern auch den Staatsschatz. In's Leben gerufen durch eine Geldklemme der Regierung, hat sie nie aufgehört, dem öffentlichen und dem Privat-Credite zugleich zu dienen. Gerade diese ihre gleichzeitige Beziehung zur Regierung und zum Volke macht sie zu einem besonders lehrreichen Studium für die Grundlage des Credits überhaupt geeignet. Sie lehrt uns täglich, daß es im letzten Grunde nicht der Staat als Regierung, sondern der Staat als Volk ist, welcher Credit gewährt. Das National-Vermögen bildet die Grundlage des Credits; was man Staats- oder öffentlichen Credit nennt ist nichts Anderes, als die Benutzung und polizeiliche Verwaltung des Credits von Seiten der Regierung. Gewiß wird dieß Jeder zugeben, und diese Thatsache ist so einfach, daß sie fast als trivial erscheint. Und doch sollte man nach den Redensarten Vieler über Organisation der Arbeit durch Staatsbanken fast glauben, daß ihnen dieses so einfache Verhältniß nicht ganz klar sei, als wüßten sie nicht, daß die Geschichte des öffentlichen Credits nichts Anderes sei, als die Geschichte von Staats-Anleihen, Staatsschulden und Bankerotten; als hätte endlich die Regierung als solche noch eine ganz besondere Productionskraft für Arbeits-Instrumente, noch einen ganz besondern Scharfsinn für die Vermögens-Vertheilung außer dem Vermögen, den Besitzverhältnissen und der Einsicht der Staatsbürger.

Was aber, abgesehen von dem Credite, den die Staats-Zettelbanken dem Staate

Manufacturen, alle diese Maßregeln sind unwiderlegbare Zeugen von der Geschicklichkeit, mit welcher das englische Bürgerthum seine Interessen zu vertreten ver-

---

gewähren, den Credit betrifft, den Industrie und Handel durch sie erhalten, so habe ich schon in dem Abschnitte über Frankreichs Handel, sowie in den damit in Verbindung stehenden Betrachtungen über die Handelssysteme das Wesentliche darüber gesagt. Je mehr ich die Praxis beobachte, desto mehr bestätigen sich mir meine dort ausgesprochenen Ansichten. Auch die heutige Handelskrisis von England beweist es wieder, daß eine Organisation des Credits schon eine Organisation der Arbeit oder eine Vernichtung der anarchischen Concurrenz und aller damit zusammenhängenden Monopole voraussetzt. Wo soll der Credit herkommen oder wie sollen seine Schwankungen aufhören, so lange die Belohnung oder die Werthbestimmung der Arbeit einer zufälligen Concurrenz, so lange Kauf und Verkauf dem Zufalle anheimgestellt sind? Die heutige Verwirrung in England wird so lange nur unvollständig erklärt werden, als die Männer, denen ihre Untersuchung anvertraut worden ist, es nicht wagen, auf den Grund des Uebels einzugehen. Bis jetzt ist die englische Bankfrage hauptsächlich dadurch verwirrt worden, daß man einseitig bloß die Verfassung und die Maßregeln der Bank in's Auge faßte, oder daß man die in England jetzt herrschende Handelskrisis für weiter Nichts, als eine Bankkrisis ausgab. Es ist möglich, daß die Bank in Folge ihrer Verfassung und durch unbesonnene Operationen die Krisis beschleunigt oder verschlimmert hat, nur ist kein Grund vorhanden, ihre Geld-Operationen für die einzige Ursache der Handelskrisis zu halten. Es ist möglich, daß sie Anfangs durch einen zu geringen Discont leichtsinnige Speculationen begünstigt und später durch plötzliche Restrictionen einen panischen Schrecken verbreitet habe. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Aufgabe einer Zettelbank eben darin besteht, die Geldvermehrung in einer Weise zu leiten, daß weder durch eine zu große Emission eine Entwerthung des Papiers, noch durch plötzliche Restrictionen Geschäftsstockung entstehe. Weiter aber geht ihre Macht nicht. Sie kann die Unsicherheit des Verkehrs nicht aufheben, kann die gewagten Speculationen nicht verhüten, kann die Production nicht in das richtige Verhältniß zur Consumtion setzen, kann den Kampf zwischen Arbeit und Capital nicht aufheben, kann, mit einem Worte, die heutigen Besitzverhältnisse, deren Ausdruck sie ist, nicht ändern, ohne sich selbst zu zerstören. Daß aber in Folge dieser Besitzverhältnisse gerade jetzt in England der Handel „sehr ungesund" ist, können wir aus den Reden Sir Robert Peel's, sowie des Kanzlers der Schatzkammer deutlich genug ersehen.

„Die Bank," sagte der Schatzkanzler, „hatte noch während der ärgsten Krisis 8,000,000 Pfd. in ihren Gewölben; das verdankt sie lediglich dem Bankgesetze von 1844. Ohne dies Gesetz wären wir vielleicht in diesem Augenblicke beschäftigt, eine Indemnität für Einstellung der Baarzahlungen zu beantragen. Die Bankacte hat freilich das Land nicht vor kaufmännischen Unglücksfällen und commerciellen Zerrüttungen bewahrt; aber das hat auch kein Vernünftiger erwartet ...... Ein großer Theil des auswärtigen Handels wird von Häusern betrieben, die nicht so sehr den Verdienst und das Risico des legitimen Geschäfts im Auge haben, als vielmehr den Zweck, Geld vermittelst Wechsel zu schaffen. Ich kann nicht sagen, daß diese Praxis neu ist; aber sie ist letzthin in einer ganz beispiellosen Ausdehnung getrieben worden. Ich gebe zu, daß der Handel theils mit Geld, theils mit Credit betrieben werden muß, aber ein gewisses Verhältniß muß doch obwalten zwischen dem Capital eines Kaufmannes und dem Credit, den er darauf zu begründen sucht."

Diese und ähnliche Thatsachen, welche den heutigen anarchischen Handel überhaupt charakterisiren, nennt Sir Charles Wood die tieferen Gründe der Krisis; er hätte geradezu sagen können, „die tiefsten." Denn sie, die mit der Einrichtung der heutigen Vermögens-Verhältnisse und des ungeregelten Waaren-Austausches zusammenhängen, sind der wahre Grund, weßhalb es einer Bank, welche den Geschäftsverkehr erleichtern und vermehren soll, nie gelingen kann, Handelskrisen zu verhüten.

Die Bankacte Peel's, auf welche der Kanzler hindeutet, beabsichtigte nichts Anderes oder konnte wenigstens nichts Anderes zum Resultate haben, als die Bank (nicht den Handel überhaupt) gegen Krisen zu schützen, indem sie Einrichtungen traf, welche die Credit-Operationen der Bank zu Zeiten beschränken, wo die Handels-Unternehmungen am Unsichersten und die Handels-Schwindeleien am Größten sind. In der That, diesen Zweck hat Sir Robert erreicht, denn, wie gesagt, während der schlimmsten Zeit der Krisis befanden sich 8,000,000 Pfd. in den Gewölben der Bank.

Es läßt sich nichts Naiveres denken, als diese öffentlich eingestandene Verzweiflung am Handel, wie sie sich in den Parlaments-Reden Peel's und seiner Anhänger jetzt

stand. Wie sehr ward zugleich die eigenthümliche Ausbildung englischer Staats-verhältnisse, wie sehr die Wirksamkeit tüchtiger Gesetze durch die Insel-Natur des

ausspricht. Sie geben, so zu sagen, den Handel auf, sie halten seine Schwindeleien für unheilbar, seine Krisen für nothwendig. Sie speculiren nur noch auf den Gewinn der Bank.

„Das Geld muß theuer sein!" sagt Peel ganz ruhig und offen. „Wird das Geld wohlfeil, so wird zu viel speculirt; wird zu viel speculirt, so entstehen Bankerotte." Es läßt sich nicht verkennen, daß der vielerfahrene Staatsmann hier Recht hat. Das Geld ist das Mittel des Waaren-Austausches; ist daher der Waaren-Austausch nicht geregelt, befindet er sich, wie heut zu Tage, im Zustande der Anarchie, so muß der erleichterte Zugang zum Gelde eine Vermehrung der Anarchie zur Folge haben. „Die Ursache aller Krisen von 1784—1847, erklärt Peel, sei die Wohlfeilheit des Geldes gewesen." Das habe er längst erkannt und deßhalb habe er seine berühmte Acte von 1819, welche das Papiergeld auf den Goldfuß hob, deßhalb habe er sein Bankgesetz von 1844 gegeben. „Und," fügt er ironisch und auf den Gewinn der Bank bedacht hinzu, „ich sehe nicht ein, weßhalb der Handel für das Geld nicht zahlen will, was es werth ist!" —

Fatal ist es nur für Peel, daß die Bank ihre Speculationen auf den eigenen Gewinn ohne Rücksicht auf den Handel so burlesk betrieben hat, daß sie sich hat in die Karten sehen lassen und in Folge dessen einen „panischen Schrecken" erregte. Die Vorsteher der Bank, äußerte der Kanzler, haben nicht zur rechten Zeit einzuschreiten gewußt, sie hätten früher ihren Discont erhöhen und später, als es doch nicht zweifelhaft sein konnte, daß sie ihr Geld zur Auszahlung der Dividenden nöthig haben würden, das Geld nicht — zu theuren Procenten — ausleihen sollen.

Die Bankverfassung von 1844 mit ihren Restrictiv-Maßregeln und ihrer Vertheurung des Geldes ist nicht so übel, sagen die bei ihrem Gewinne Interessirten; — aber die verzweifelten Vorsteher, welche die Sache so ungeschickt angefangen haben!

Es läßt sich denken, wie schwer es Sir Robert an's Herz ging, so offen sprechen, so rücksichtslos den ganzen Handel und die ganze politische Oekonomie mit ihren schönen Träumen und Bildern von den „Ikaros-Flügeln" des Papiergeldes u. s. w. bloß stellen zu müssen; aber was half's, es galt, das eigene Werk zu vertheidigen.

Peel und seine Freunde haben übrigens, das muß man ihnen lassen, alles Mögliche gethan, um den Scandal wieder zu vertuschen; sie haben die Aufmerksamkeit des Publikums so bald wie möglich wieder von dem wunden Flecke abzulenken versucht, sie haben die Eisenbahn-Speculationen und die vielen Korneinfuhren, welche dem Handel das Geld entzogen hätten, in den Vordergrund gedrängt. Aber läßt sich denn Nichts gegen solche Eisenbahn-Speculationen, welche den ganzen Handel in's Schwanken bringen und Tausenden von Arbeitern ihre Beschäftigung nehmen, thun? fragt das Publikum, und was ist der eigentliche Grund, daß in Folge jener Korneinfuhren so viele Bankerotte entstanden, während andere Kornhändler wiederum sich bereicherten und während die Hungersnoth der Völker doch nicht gründlich beseitigt ward?

Man sieht, die Sache wird immer schlimmer, und aus Verzweiflung hat endlich das ganze englische Parlament den Beschluß gefaßt, daß die Ursachen der gegenwärtigen Krisis unbekannt wären, und daß ein Comitee sich erst nach denselben umzusehen habe. Das Comitee ist jetzt unterwegs; aber ein englischer Staatsmann, ich glaube Sir Robert selbst, hat sich noch vor Kurzem über solche Comitee's, welche unbedingt zu bewundern man in Deutschland die Gewohnheit hat, in einer Weise ausgesprochen, welche uns auch für das Suchen des Bank-Comitee's wenig Hoffnung läßt. Das Resultat eines der letzten Comitee's, sagte der englische Staatsmann, waren 300,000 Fragen und 300,000 Antworten. —

Für die Geschichte der englischen Bank und in Beziehung auf ihre Einrichtung empfehle ich folgende Schriften, nicht als ob ich mit ihrem Gesichtspunkte übereinstimmte, sondern weil sie Thatsachen enthalten, deren Kenntniß für die Beurtheilung dieser Credit-Anstalt unentbehrlich sind.

1) History and principles of Banking by James Gilbart. 2 edition. London 1835—8.
2) Paper against gold: or the History and Mystery of the Bank of England, by William Cobbett. London 1821. (Polemik gegen die Bank.)
3) An Inquiry into the nature and effects of the paper credit of Great-Britain by Henry Thornton. London 1802—8.

Das vor Kurzem erschienene Werk: „History of the Bank of England, its Times and Traditions by J. Francis. 2 Vol. London 1847. gr. 8." ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Landes begünstigt! Wie sehr ward durch diese Isolirung das englische Volk vor dem nachtheiligen Einflusse jenes Donquixotismus bewahrt, welcher in der Form der Aristokratie und des absoluten Königthums auf dem Continente sein Unwesen trieb! Wie häufig entgingen durch eben diese Weltstellung des Landes die englischen Manufacturen und der englische Ackerbau jenen verheerenden Kriegen, welche besonders Deutschland zu Grunde richteten!

Alle diese Verhältnisse haben ihren Theil an der raschen Ausbildung von Englands Industrie und Handel; aber ihre Darstellung erschöpft noch nicht den complicirten Organismus der national-ökonomischen Ursachen. Es liegen noch andere Thatsachen vor, welche den englischen Handel wesentlich gefördert haben. Unter diesen sind besonders die genialen Erfindungen hervorzuheben, welche eben so sehr die Production und den Waarenaustausch steigerten, als sie die Macht des Geistes über die Materie kund thaten.

Kaum war das Handspinnrad durch die Erfindungen der Mechanik ersetzt worden, so steigerten auch schon Watt und Bolton die Tragweite dieser Erfindungen, indem sie mit ihnen jene Dampfmaschinen in Verbindung setzten, um deren Verbesserung sie sich so große Verdienste erworben hatten. Im Jahre 1769 gründeten Watt und Bolton zu Soho bei Birmingham eine Fabrik für die Erbauung von Dampfmaschinen und suchten von nun an die Dampfkraft, welche bisher ausschließlich zur Wasserhebung aus Bergwerksgruben angewendet worden war, mit dem Maschinenwesen überhaupt in Verbindung zu bringen. Von der Zeit an, da es ihnen glückte, die auf- und abgehende Bewegung des Kolbens in eine Radbewegung zu verwandeln, war der Sieg der mechanischen Triebkraft über die Handarbeit entschieden.

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurden also in England nicht bloß Maschinen erfunden, welche unmittelbar zur Waaren-Fabrication mitwirkten, sondern auch solche, welche dazu dienten, die ersteren in Bewegung zu setzen. Die Erfindungen Hargrave's (1764), Arkwright's (1767), Crompton's (1785) und Cartwright's (1804), ich meine die Erfindungen der Spinnmaschinen und mechanischer Webstühle, in Verbindung mit den Dampfmaschinen, trieben die Production der Baumwoll-, Woll- und Leinenwaaren in England und Schottland auf eine schwindelnde Höhe. Von jetzt an vertraten immer mehr englische Manufacte jene Zeuge, welche Europa bisher aus Ostindien bezogen hatte, ja, Ostindien selbst ward mit ihnen versorgt.

Beachten wir zugleich den Einfluß der Dampfmaschinen auf die Ausbeutung der Steinkohlenwerke. Auch dadurch ward letztere noch in den späteren Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts ungemein vermehrt, daß die Behandlung des Eisens mit Steinkohlen statt mit Holz immer allgemeiner ward. Die vermehrte Nachfrage nach Steinkohlen aber erweiterte wiederum die für die englische Marine so wichtige Küstenschifffahrt, welche mit Hilfe der Navigationsacte den Holländern

---

In Beziehung auf die heutige Handelskrisis sind beachtenswerth:

1) The financial and commercial crisis considered by Lord Ashburton. London 1847.
2) The crisis and the Currency by John Kinnear. 1847.
3) Free trade and a fettered Currency by Alison. 1847.
4) The commercial policy of Pitt and Peel. London 1847.

Wen der Zusammenhang dieser Handelskrisen mit Englands socialen Zuständen interessirt, den verweise ich zugleich auf das „die Concurrenz" überschriebene Capitel in Engel's trefflichem Buche: „Die Lage der arbeitenden Classe in England. 1845." — Engels äußerte damals in Beziehung auf die periodische Wiederkehr dieser Krisen: „Die nächste wird wohl spätestens 1847 eintreten."

entrissen worden war. So sehen wir auch hier wieder, wie in der politischen Oekonomie Alles in einander greift und wie unnatürlich das Streben ist, Alles auf eine einzige Ursache zurückführen zu wollen.

Unter den Städten Großbritannien's bereicherten sich um diese Zeit besonders Manchester und Glasgow durch ihre Baumwoll-Manufacturen, Dundee durch seine Leinengewebe und endlich Liverpool und Hull durch die Einfuhr von Baumwolle und die Ausfuhr der verfertigten Zeuge. Für die Fabrication der Baumwollgewebe lieferte der gleichzeitig sich hebende Anbau der Baumwolle in Westindien das erforderliche Rohmaterial; ebenso nahm die Einfuhr der Seide aus Italien und jener Rohstoffe zu, welcher der Nordosten erzeugt. In den verschiedensten Gewerben herrschte ein neues reges Leben und die englische Handelspolitik verfolgte unbeugsam die Maxime „Ausfuhr von Fabricaten, Einfuhr von Rohstoffen!" Sie hielt nicht nur die früheren Verbote aufrecht, sie schärfte dieselben, und während besonders die Leineneinfuhr erschwert und die Ausfuhr von Maschinen verboten ward, setzte man Prämien auf die Ausfuhr der Leinenwaaren, der Baumwoll- und Seidenfabricate.

In der That, dieser Aufschwung von Englands Industrie und Handel war der ungünstigste Zeitpunkt, den Frankreich (1786) wählen konnte, um sich für den Freihandel zu begeistern und durch den schon erwähnten Edenvertrag England seine Märkte zu öffnen. Kein Volk durfte damals ungestraft der Handelsgröße Englands sorglos und unthätig zuschauen. Die furchtbar angestrengte Energie Englands forderte eine entsprechende Gegenwirkung. Es kam nicht darauf an, die Schutzdämme zu durchstechen, sondern sie zu erhöhen, und Frankreich hat seinen etwas zu frühzeitigen Freihandels-Enthusiasmus schwer büßen müssen. Auch die anderen Völker schienen bei ihrem Wettstreit mit England mehr auf äußere Verhältnisse, wie die Revolution der amerikanischen Freistaaten, als auf ihre eigene Energie zu rechnen. Ihre Enttäuschung konnte nicht lange ausbleiben. Der sich rasch ausbildende Handelsverkehr der jungen Freistaaten kam vor allen England zu Gute. Die Gewöhnung an englische Geschäftsverbindungen und englische Waaren, deren Wohlfeilheit mit ihrer Vervollkommnung zunahm, sowie der größere Credit, welchen England seinen Geschäftsfreunden zu geben im Stande war, trugen nicht wenig dazu bei, England seine alten Kunden zu erhalten.

Großbritannien ging nun rasch einer Epoche entgegen, wo das Uebergewicht seines Handels und seiner Industrie in dem Handelsverkehre der Völker sich so entschieden herausstellte, daß es für die englische Handelspolitik eben so nützlich ward, manche Zollbarrieren aufzuheben, als es früher nöthig gewesen war, sie aufzurichten. Seine Industrie und Schifffahrt gelangten zu einer Macht, welcher der Freihandel in mancher Beziehung eine günstige Gelegenheit bot, die schwächeren Kräfte des Auslandes vollends zu bewältigen, die eigene Industrie vor Indolenz zu schützen und anderen Völkern jene lockenden Anerbietungen zu machen, deren Annahme oft nur scheinbare Vortheile gewährte, während sie zugleich Englands Concurrenten abhielt, ihre Forderungen hoch zu stimmen.

Englands Flotten bemächtigten sich aller Meere, in allen Welttheilen erwarben sich die Engländer reiche Besitzungen; was sie auf der einen Seite verloren, gewannen sie rasch auf der andern wieder; die wichtigsten Zwischenstationen für den Welthandel geriethen in ihre Gewalt und Plätze, wie Gibraltar, Helgoland, Malta, Aden, Guernsey u. s. f. erleichterten ihnen die Vormundschaft über die in der Praxis des Welthandels noch weniger geübten Völker.

Aber versäumen wir über die Bewunderung und Anerkennung von Englands gegenwärtiger Handelsgröße nicht, seinen National-Reichthum am Schlusse

des vorigen Jahrhunderts, wie wir ihn durch eine kluge Handelspolitik, in Verbindung mit einer großartigen Anwendung wissenschaftlicher Forschungen, so mächtig gefördert sahen, noch von einer letzten Seite zu betrachten. Wir haben seine Ursachen unparteiisch gewürdigt, seien wir eben so gerecht in der Erwägung seiner Folgen! Wir haben gesehen, wie er erzeugt ward, sehen wir uns nun um nach seiner Vertheilung!

Zu Anfang schien es, als würde die Erfindung der Spinnmaschine den Handarbeiter bereichern. Er konnte mit Hülfe der „Jenny" mehr als früher produciren und das billigere Fabricat vermehrte die Nachfrage. Viele, welche früher bei der Handspinnerei noch Landwirthschaft getrieben hatten, gaben letztere auf, um sich der vortheilhafteren Industrie ganz zuzuwenden. Aber die Capitalisten bemächtigten sich der „Jenny." — Ein Privatmann, der eine Industrie ergreift, fragt natürlich nicht nach der Vertheilung der Reichthümer, er überläßt die Leitung derselben dem Staate. Sein einziges Ziel ist der Gewinn. Es ließ sich leicht berechnen, daß die Anwendung der Wasserkraft die Productionskosten der Garnspinnerei vermindern würde, und man zauderte nicht, sie anzuwenden. Mit der Wohlfeilheit der dadurch erzielten Production zu concurriren, ward dem einzelnen Spinner unmöglich; er unterlag. Die Mechaniker und Physiker setzten voll Eifer und Begeisterung ihre Entdeckungen fort. Arkwright verbesserte die „Jenny", Watt die Dampfmaschine. Die Capitalisten berechneten schnell, wie viel Handarbeit durch diese Verbesserungen ersetzt werden könnte. Man begriff den Vortheil der Dampfmaschinen um so leichter, da es an vielen Orten an Wasserkraft fehlte. Jetzt begann zugleich der Kampf der Capitalisten unter einander. Je mehr Gewinn die sich rasch folgenden Entdeckungen versprachen, desto mehr Capital forderten sie für ihre Anwendung. Je großartiger die Anlagen gemacht wurden, desto ergiebiger waren sie. Die früheren, noch unbeholfenen Maschinen, welche den einzelnen Spinner ruinirt hatten, unterlagen jetzt den reicher ausgestatteten Fabriken. Die Herrschaft des größeren Capitals über das schwächere begann; die Associationen der Capitalisten, die Operationen der Credit-Anstalten vermehrten diese Herrschaft. Während der Wohlstand einzelner Capitalisten und einzelner Städte sich hob, verfiel die Industrie ganzer Gegenden, wo es den weniger reichen Capitalisten an Mitteln fehlte, sich die neuesten und kostspieligsten Entdeckungen zu Nutze zu machen. Das Emporkommen einer neuen Werkstatt war zugleich das Zeichen, daß viele Capitalisten zu Grunde gingen und daß viele Arbeiter den Kirchspielen zur Last fielen; allein man verstand dieses Zeichen nicht gleich zu deuten. Die Großartigkeit der mit reißender Schnelligkeit sich folgenden Entdeckungen, der Glanz prächtig ausgestatteter Fabrikgebäude und Magazine, die zufriedene Miene jener wohlhabenden Capitalisten, in deren Casse die Zinsen aller dieser Anstrengungen flossen, wendeten eine Zeit lang die Blicke von der Schattenseite der neuen Verhältnisse ab.

Während deß dehnte sich die Anwendung der Maschinen über immer mehr Gewerbszweige aus. Täglich wurden mehr Arbeiter entbehrlich. Zugleich mit der Anwendung der Maschinen nahm die Theilung der Arbeit zu. Die Manipulationen wurden immer einfacher, erforderten immer weniger Kraft und Geist. Arbeiten, welche früher den kräftigen Arm eines Mannes erfordert hatten, konnten nun durch die billigere Kraft der Frauen verrichtet werden. Den Frauen folgten die Kinder; — auch deren Jugend ward dem National-Reichthume geopfert *). Zu der Zeit, als die Maschinen nach allen Seiten hin ihre Ver-

*) Anmerkung über das Ackerbau-Proletariat. Gewöhnlich denkt man sich als



wüstungen unter der unvermögenden Classe anfingen, hatte England schon einen bedeutenden Theil seiner Bewohner aus der Armen-Casse zu ernähren. Die Einführung des Protestantismus, die rasche Aufhebung der Klöster hatte einst die Zahl der Arbeit-Suchenden plötzlich unverhältnißmäßig vermehrt. Protestantische Prediger hatten wohl gelehrt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," allein sie hatten nicht geglaubt, daß es ebenso schwierig sei, Allen Arbeit, als Allen Nahrung zu verschaffen. Die christliche Mildthätigkeit hatte sich dieser arbeitlosen Arbeiter bemächtigt und durch eine ebenso ausgedehnte, als einfältige Unterstützung den Krebsschaden der Gesellschaft noch verschlimmert. Rechnen wir diese aus der Armen-Casse ernährten Arbeiter noch zu denen hinzu, welche gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Werkstätte verließen!

Beachten wir zugleich die Bewegung, welche damals Frankreich erschütterte; sie fand in England ihr Echo. Sowie auf dem Continente, so hallten auch in England die gewaltigen, hochherzigen Reden der französischen Tribüne mächtig wieder in der Brust Derer, welchen das „Volkswohl" keine Phrase, sondern ein ersehntes Ziel war. Der Kampf des dritten Standes in Frankreich für staatsbürgerliche Rechte trat mit einer solchen Entschiedenheit auf, die Fragen, um welche es sich bei durchgreifenden Staats-Reformen handelt, wurden so rein und rücksichtslos gestellt, der Staat kam dadurch in so nahe Berührung mit der menschlichen Natur, daß der bis dahin so allgemeine Glaube an die Vollkommenheit der englischen Verfassung auch in England selbst zu wanken begann.

Weßhalb fanden die Lehren der französischen Revolution überall Eingang? Weßhalb sind die Worte Mirabeau's, daß sie die Runde durch die Welt machen würden, das Glaubensbekenntniß der neueren Zeit geworden? Aus keinem andern Grunde, als weil ihre Reformvorschläge nicht bloße Staatsformen betrafen, sondern als letztes Ziel die Umgestaltung des Polizeistaates zum öffentlichen Organ der Gesellschaft, zum getreuen Ausdruck der menschlichen Natur anstrebten. Daher richteten die Anstrengungen der französischen Bourgeoisie, die Gewalt an sich zu reißen, sogleich den Blick auf das Elend der niederen Classen; daher waren sie im Stande, eine viel lebhaftere Sympathie zu erwecken, als das englische Balancir-System der drei Gewalten.

Auch in England bildete sich jetzt eine Partei, welche das Staatsleben von einem höhern Gesichtspunkte aus auffaßte, welche das Elend, die Mängel und Verbrechen des Volkes nicht als ein nothwendiges Ergebniß der menschlichen Natur, sondern als eine natürliche Folge fehlerhafter Institutionen betrachtete. Ja, man ging bald über die rein politischen Institutionen hinaus, man glaubte, daß sie allein nicht im Stande wären, der menschlichen Natur zu ihrem Rechte zu verhelfen, man richtete seine Aufmerksamkeit auf die Institutionen der Gesellschaft, auf die Basis des Zusammenlebens überhaupt, auf die Eigenthums- und Familienverhältnisse.

Folge der durch die Maschinen verdrängten Handarbeit bloß ein industrielles Proletariat. Engels hat in seinem schon oben angeführten, tüchtigen Buche: „Ueber die Lage der arbeitenden Classe in England" zugleich auf das Ackerbau-Proletariat aufmerksam gemacht, welches in sofern durch Einführung der „Jenny" in's Leben gerufen ward, als in Folge derselben viele Industrie-Arbeiter den Ackerbau aufgaben und ihre Grundstücke verkauften. Dieß benutzten bald einige Speculanten, und es entstanden die „großen Pachtungen," gegen deren vortheilhafteres Wirthschafts-System die kleinen Grundeigenthümer, die sogenannten Yeomen, nicht mehr im Stande waren, zu concurriren. Auch sie verkauften nun, wie früher die Weber, ihren kleinen Landbesitz und wurden zum Theil Taglöhner auf dem Lande oder Ackerbau-Proletarier, zum Theil schafften sie sich eine Jenny oder einen Webstuhl an, und gingen so bei ihrem geringen Capitale dem industriellen Proletariate entgegen.

In dieser Beziehung ist für die damalige Stimmung in England besonders die Schrift von Godwin: Inquiry concerning political justice; London 1792, charakteristisch. Aber auch deßhalb verdient sie hier einer besondern Erwähnung, weil sie es war, die Malthus zur raschen Veröffentlichung seiner entgegengesetzten Ansichten veranlaßte.

Das Hauptwerk von Malthus, sein „Versuch über das Princip der Bevölkerung" ist eben so sehr ein getreuer Ausdruck des furchtbaren Elendes, welches trotz des Nationalreichthums und trotz der Handelsgröße damals in England herrschte, als es den festen und ehrenwerthen Willen zeigt, diesem Elende gründlich abzuhelfen. Durch einige, in Beziehung auf die damaligen Zeitverhältnisse einseitige Aussprüche derer, welche das Elend und die in allen Ständen herrschende Corruption bloß in den öffentlichen Institutionen suchten, ließ Malthus sich zu einer in Beziehung auf die vorliegende Thatsachen des gesellschaftlichen Lebens noch unerklärlicheren Einseitigkeit bewegen. Er behauptete geradezu, der Grund alles Uebels läge in der fehlerhaften Einrichtung der menschlichen Natur, ja des ganzen Erdballs überhaupt. Die Erde sei zu unfruchtbar im Verhältniß zu der Fruchtbarkeit der Menschen.

Welche Gegner, welche Freunde Malthus finden mußte, ergibt sich aus diesem seinem Principe leicht. Seine Anhänger waren alle diejenigen, welche gegen eine Reform der damaligen Staatsverhältnisse Großbritanniens ein persönliches Interesse hatten, der englische Hof, die englische Aristokratie und alle jene reichen Bourgeois, denen das constitutionelle Staatsrecht Englands die beste Gelegenheit von der Welt verschaffte, sich auf Kosten der Nation zu bereichern. Allen diesen Conservativen war die Veröffentlichung des Buches über die Bevölkerung ein wahrer Blitzarbeiter gegen die Consequenzen der französischen Freiheitsbestrebungen. Gegner von Malthus mußten natürlich alle diejenigen sein, welche mit Bewußtsein eine Reform der englischen Staatsverfassung und Verwaltung anstrebten, mochten sie diese Reformen bloß wünschen, um zur Gewalt zu gelangen, oder mochten sie in ihnen das Mittel verfolgen, den Zustand der Gesellschaft zu verbessern. Gegner von Malthus mußten ferner alle National-Oekonomen und Statistiker werden, welche bewiesen zu haben glaubten, es stände Alles auf's Beste. Für seine erbitterten Gegner endlich erklärten sich die christlichen Prediger, welche anständigerweise weder den Irrthum Gottes bei der Schöpfung noch ihre eigene Dummheit bei der Almosenvertheilung zugeben konnten. Neben diesen, welche mit Bewußtsein Gegner oder Anhänger von Malthus wurden gab es natürlich und gibt es noch jetzt einen großen Haufen Solcher, die mit ihren Ideen beständig wie mit der Stange im Nebel herumfahren, die weder die geschichtlichen Verhältnisse, unter denen Malthus lebte, noch ihre eigene staatliche Umgebung kennen, und die bei ihrer Antipathie oder Sympathie für das Buch von der Bevölkerung nichts Anderes als ihre eigene Kindererzeugung oder Impotenz vor Augen haben.

Das Werk von Malthus gehört in wissenschaftlicher Beziehung zu den Schriften, welche den Uebergang von dem Optimismus der National-Oekonomie zu den Reformvorschlägen der Socialisten bilden. Denn wiewohl er die Anarchie der bestehenden Vermögensvertheilung anerkennt und kein anderes Heilmittel gegen das herrschende Elend vorzuschlagen weiß, als die Unterdrückung eines Naturtriebes, je nach dem zufälligen Vermögensbesitze, so sah er sich doch, um das Gewaltsame und Unnatürliche seiner Vorschläge zu rechtfertigen, genöthigt, das Elend der zahlreichsten Classe der Gesellschaft so offen darzulegen, daß es Jedem klar werden mußte, die bisherige Weltanschauung der National-Oekonomie sei eine grundfalsche.

Die National-Oekonomen thaten alles Mögliche, um den Schleier, welchen Malthus so schonungslos gelüftet hatte, wieder vorzuziehen. Sie sagten, Malthus habe bei seiner Berechnung der Volksvermehrung zu sehr bloß unangebaute, fruchtbare Länder, wie Amerika, vor Augen gehabt, er habe dagegen bei der Production der Lebensbedürfnisse nicht genug die Mitwirkung der Maschinen, die immer sich steigernden Fortschritte des Landbaues in Anschlag gebracht; er habe die Verbesserung der Communicationsmittel außer Acht gelassen, durch welche für den Fall einer Hungersnoth das Getreide rasch von einem Orte zum andern geführt werden könnte; er habe endlich vergessen, daß es noch viele Länder gebe, wohin man auswandern könne.

Es lag etwas Wahres in allen diesen Entgegnungen und doch überzeugten sie Niemand, weil sie, so zu sagen, den Nagel nicht auf den Kopf trafen; weil sie, wie die Katze, um den heißen Brei herumgingen; weil die trotz der zunehmenden Production zunehmende Verarmung mehr für Malthus sprach als für seine Gegner.

Woher diese Thatsache des sich vermehrenden Elendes bei vermehrter Production? Sismondi hat die Ursache dieses Mißverhältnisses in die einfachen Worte zusammengefaßt: „weil es, um die nöthigen Lebensmittel zu besitzen, nicht genügt, sie zu wünschen, man muß auch Geld haben, um sie zu kaufen.“ Das war der Hammerschlag, der den Nagel auf den Kopf traf. Man erkannte jetzt plötzlich, daß die Volkswirthschaft nicht bloß auf eine Vermehrung der Production, sondern zugleich auf eine gerechte Vertheilung des Vermögens zu sehen habe. Und als nun die Socialisten sich an's Werk machten, um schonungslos alle Illusionen über die heutigen Besitzverhältnisse bis auf den Grund zu zerstören; als sie mathematisch scharf bewiesen, daß eine gerechte Belohnnng der Arbeit, eine der vermehrten Production entsprechende Vermehrung der Kaufkraft, wie Sismondi sie wünschte, bei dem bestehenden Güterumlauf, bei den bestehenden Eigenthumsverhältnissen unmöglich sei, da fiel es denen, welche sehen wollten, wie Schuppen von den Augen und es ward leicht, das Wahre von dem Falschen in den Behauptungen Malthus' sowohl, als in denen seiner Gegner zu unterscheiden.

Malthus hat Recht; es ist bei der bestehenden Vermögensvertheilung unmöglich, den größten Theil der menschlichen Gesellschaft vor Mangel und Noth zu schützen. Es ist wahr, daß bei der heutigen Vermögensvertheilung eine große Anzahl Menschen „zu viel auf der Erde,“ daß bei dem großen Gastmahle der Natur für Viele keine Gedecke gelegt sind, und daß, wenn dieses Mißverhältniß des „Zuviel“ der Menschen und des „Zuwenig“ der Gedecke einen gewissen Grad erreicht hat, die Natur selbst nicht säumet, durch Laster, Krankheiten und Leiden aller Art die überflüssige Bevölkerung zu vernichten.

Aber auch den Gegnern von Malthus müssen wir zugeben, daß, der Natur der Sache nach, mit der Bevölkerung zugleich die Productionskraft steigt und daß die Production ebenfalls durch die Verbesserungen des Landbaues und der Manufacturen beständig im Zunehmen begriffen ist. Zugleich haben die Socialisten durch ihre Hinweisung auf die Association der Kräfte und Organisation der Arbeit hinlänglich bewiesen, daß Malthus sich geirrt habe in seiner Behauptung: die Lebensmittel könnten nur in arithmetischer Progression zunehmen, während die Menschen sich in geometrischer vermehrten. Ueberdieß beweist die tägliche Erfahrung überfüllter Märkte, daß das zu lösende Problem nicht eine einseitige Vermehrung der Production, sondern vor Allem eine allseitige Steigerung der Kaufkraft, eine gerechte Vertheilung des Vermögens, sei.

So haben durch die neueren Forschungen die Behauptungen, in welchen

Malthus die Unmöglichkeit aussprach, die Lebensmittel im Verhältnisse zur Bevölkerung zu vermehren, ihre Beweiskraft verloren, aber seine Schilderungen von dem furchtbaren Elende, welches sich zu eben der Zeit über Englands Arbeiter ausbreitete, als seine Handels- und Kriegsflotten der Welt den Nationalreichthum und die Nationalmacht des englischen Volkes verkündeten, passen auch noch auf unsere Zeit, und in so fern wird das eben so geistreich als wohlwollend gedachte Werk „über die Bevölkerung" nicht eher seine Bedeutung verlieren, als bis die Arbeit ihre gerechte Belohnung gefunden haben wird.

IV.

Die Neuzeit und ihre Beziehungen zur Zukunft.

Dann und wann schon im Verlaufe der bisherigen Darstellung habe ich die Gegenwart berührt. Es bleibt mir nur noch übrig, für die einzelnen Thatsachen die allgemeinen Umrisse zu liefern, um ihre Bedeutung für die Vergangenheit und Zukunft hervortreten zu lassen.

Wir haben das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erreicht, dieses Jahrhunderts, so reich an energischen Bestrebungen für die Befreiung der Menschheit auf allen Gebieten des Lebens. Drei Thatsachen bezeichnen den Schluß desselben und bilden in ihrem Zusammenhange den Ausgangspunct für die weitere Entwickelung der Geschichte: der Kampf für die staatsbürgerliche Freiheit in Frankreich, die Emancipation der Colonieen in Nordamerika und endlich der Sieg der Mechanik über die Handarbeit in England. Den Einfluß dieser Ereignisse auf den Gang der Industrie, auf den Austausch der Waaren, auf den Handelsverkehr der Völker, näher ins Auge zu fassen, ist von jetzt an unsere Aufgabe.

In England hatte schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts eine Revolution die Fundamente der staatsbürgerlichen Freiheit gelegt. Ich habe die Wichtigkeit dieser Umwälzung für Englands Handelsgeschichte bereits hervorgehoben. Dadurch, daß in England zuerst staatsbürgerliche Freiheit sich mit Nationaleinheit verband, ward auch dort zuerst die consequente und nachdrucksvolle Durchführung einer Handelspolitik möglich. Erst von der Zeit an, daß Englands gewerbe- und handeltreibende Classen sich das „selfgovernment" errungen hatten, konnten sie, gestützt auf eine kräftige Nationaleinheit, eine Handelspolitik verfolgen, deren Berechnungen sich auf Jahrhunderte erstreckten, deren glücklicher Erfolg sich trotz der augenblicklichen Opfer vorhersehen ließ und deren Gesammtresultat die Handelssuprematie Englands war.

Das Streben der europäischen Nationen nach Realisirung eines Gleichgewichtssystems hatte gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Gravitationssysteme geendigt. England bildete dessen Centrum, seine Flotten beherrschten damals alle Meere und seine Kaufleute repräsentirten den Welt-

handel. Wie konnte die Despotie dieser Insularsuprematie gebrochen, wie konnte das englische Uebergewicht zu Gunsten der übrigen Nationen ausgeglichen werden? Diese Frage war nicht schwer zu beantworten, lieferte doch Englands Geschichte selbst die nöthigen Daten und Anhaltspuncte für die Auffindung der Antwort.

Der englische Handel erreichte deßhalb ein so bedeutendes Uebergewicht über den Handel des europäischen Continents, weil es den Engländern zuerst gelang, den Handel mit der Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens überhaupt in Einklang zu setzen. England repräsentirte bis zur Emancipation seiner nordamerikanischen Colonieen und bis zur französischen Revolution den Fortschritt der menschheitlichen Entwickelung überhaupt. Es hatte die Richtung der neueren Zeit, es hatte die Bedeutung des Nationallebens und der staatsbürgerlichen Freiheit für die Fortentwicklung der Industrie am Schnellsten begriffen und am Glücklichsten benutzt. Es hatte erkannt, daß erst eine mächtige Nationalität und ein freies Staatsleben eine allseitige und kräftige Ausbildung aller ökonomischen Kräfte möglich mache, und hatte dieser Einsicht gemäß gehandelt. Es hatte dem einseitigen, kosmopolitischen Handel der Hanseaten, einen mit der Agricultur- und Manufacturkraft des Landes im Einklang stehenden Nationalhandel, es hatte den Launen und politischen Intriguen französischer Könige die berechnende Handelspolitik eines sich selbst verwaltenden Volkes; es hatte dem spanischen Schlaraffenleben die unermüdliche Thätigkeit seiner Industrie und der holländischen Duodezrepublik einen mächtigen Staat gegenübergestellt. Hierin lag das Geheimniß seiner Handelsgröße. Es war nicht die Sache der Engländer, uns dieß zu sagen, aber es wäre besonders für uns Deutsche gut gewesen, wenn wir dieß ein Jahrhundert früher begriffen hätten. England braucht jetzt keinen Zollverein, um seine wirthschaftlichen Interessen in einheitlicher Weise zu vertreten, und gerade daß es diesen nicht braucht, das ist die Ursache seines Vorranges, und wird ihm, sowie allen Völkern, welche solche kleinliche Palliativmittel entbehren können, noch für lange Zeit einen vormundschaftlichen Einfluß auf deutsche und italienische Zollvereine erlauben.

Unsere Zollvereine, was sind sie anders als eine bloße Illusion eines Nationalhandels, als ein deutliches Symptom einer krankhaften Entwickelung des Volkes, als eine Halbheit, die eben so wenig als Geschwornengerichte ohne staatliche Freiheit und Macht etwas wahrhaft Tüchtiges und Großes leisten können.

Nur in dem Maße, in welchem die übrigen Staaten, England gegenüber, sich von solchen halben Maßregeln emancipirten, sehen wir sie seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die englische Handelssuprematie beschränken und einen selbstständigen Antheil an der Bestimmung der Völkerverhältnisse gewinnen. In so fern bildet die französische Revolution nicht bloß für die staatsrechtlichen, sondern zugleich für die national-ökonomischen Verhältnisse Europa's den Anfang einer neuen Entwickelung. Schon hatte Nordamerika der englischen Insularsuprematie die Politik des neuen Continents mit Erfolg gegenüber gestellt. Es war daher für den europäischen Continent die höchste Zeit sich emporzuraffen, falls er überhaupt noch einer Verjüngung fähig war und falls er nicht für Jahrhunderte der Spielball der englischen und nordamerikanischen Politik werden wollte.

Aber noch eine dritte Macht bedrohte den Fortschritt der Civilisation auf dem europäischen Continente. Sie freilich besaß rohe Kraft genug, um Europa gegen die Uebergriffe der englischen und nordamerikanischen Handelspolitik zu schützen; aber sie konnte einen solchen Schutz nur auf Unkosten der Freiheit ge-

währen. Schon unter Catharina II. dehnte sich das russische Reich von der Ostsee bis an die japanischen Inseln aus und berührte zugleich das schwarze Meer. Es ruhte eine gewaltige Kraft in der Bevölkerung dieses immensen Gebietes, aber es war die rohe Naturkraft wilder, barbarischer Stämme, die dem Winke des Despoten folgt und keine andere Freiheit kennt, als die, welche auf Leibeigenschaft und Sklaverei ihren Thron baut. Beachten wir gegenüber der Kraftentwickelung Rußlands, unter Catharina's Regierung, den Verfall des türkischen Reiches, die Zersplitterung Polens und die Anarchie in Deutschland! Frankreichs politische Wirksamkeit ward damals durch die kleinlichen Intriguen und die Frivolität seines Hoflebens gelähmt. Holland hatte seine Seemacht an England verloren. In Spanien und Portugal scheiterten die Maßregeln tüchtiger Minister an der Indolenz des Volkes. Italien war in Ohnmacht versunken. Unter solchen Verhältnissen blieb dem europäischen Continente nur die Alternative einer russischen Oberherrschaft oder einer französischen Revolution.

Zu Anfang meiner Handelsgeschichte habe ich auf die drei Hauptstraßen des europäischen Welthandels aufmerksam gemacht. Zwei von ihnen sind Seewege. Der eine erstreckt sich von Europa längs der Westküste Afrika's hin, doublirt das Kap der guten Hoffnung und endet in den indischen und chinesischen Gewässern. Der andere reicht quer über den atlantischen Ocan, streift die Ostküste Amerika's, doublirt das Kap Horn, berührt die Küsten von Chili und Peru und zieht sich dann weiter westwärts nach den Inseln des stillen Oceans hin.

Neben diesen Seewegen giebt es, wenn wir den europäischen Welthandel seinen Hauptrichtungen nach betrachten, noch einen Landweg, der vom westlichen Rußland aus nach Asien führt, zum Theil nach Persien, zum Theil über Astrachan nach der Tatarei, zum Theil über Irkutsk, Kiachta und Urga nach Peking.

Und wenn wir nach den Völkern fragen, welche diesen Welthandel beherrschen, so besitzt zuvörderst England das Monopol des Handels auf dem Wege, der um Afrika nach Asien führt. In ähnlicher Weise wird der Landhandel mit den nördlicher gelegenen Gegenden Asiens von Rußland beherrscht. Was endlich den Handel mit Amerika und den Inseln des stillen Oceans betrifft, so wird hier der englische Handel täglich mehr beschränkt, aber was wohl zu beachten ist, nicht sowohl durch die Concurrenz europäischer Staaten als vielmehr durch die immer zunehmende Macht der Nordamerikaner. Je mehr die Engländer hier den Nordamerikanern das Terrain räumen müssen, desto wichtiger wird für sie das Monopol des europäisch-asiatischen Seehandels um Afrika, desto mehr ist England darauf bedacht, sich mit Colonialwaren, besonders mit Baumwolle, vorzugsweise aus Ostindien zu versorgen, desto eifersüchtiger bewacht es das Bestreben der Franzosen, den Welthandel wieder im Mittelmeere zu concentriren und den längeren Seeweg um das Kap der guten Hoffnung, auf welchem die englische Seemacht zum großen Theile beruht, durch einen kürzeren über Suez zu ersetzen.

England und Rußland, sagte ich früher, haben ein gleiches Interesse gegen das Aufkommen eines rascheren und wohlfeileren Verkehrs der übrigen Nationen mit den mittleren und den südlichen Gegenden des asiatischen Continents. Daher ihr beständiges Streben, die Schwäche, die Anarchie und Barbarei im türkischen Reiche, in Syrien und Aegypten permanent zu machen. Daher von der andern Seite die enormen und kostspieligen Anstrengungen Frankreichs, sich in den Besitz der Nordküste von Afrika zu setzen und einen entscheidenden Einfluß auf die Politik Aegyptens und den Handel im mittelländischen Meere zu gewinnen.

Dieß sind die Verhältnisse des europäischen Welthandels, welche ich schon

in meinen einleitenden Betrachtungen zu dieser Arbeit als die neueste, schließliche Gestaltung der Handelsgeschichte bezeichnete. Zugleich sehen wir, diesen europäischen Bestrebungen gegenüber, den Handel der Nordamerikaner immer mehr an Ausdehnung und Energie zunehmen. Das Territorium der nordamerikanischen Republik dehnt sich immer weiter nach Süden aus, ihre Industrie und Handelskraft wird immer bedeutender und vernichtender, und nicht bloß in Amerika hat sie die Handelssuprematie der Engländer gebrochen, auch in Asien bedroht sie schon die Zukunft des englischen Handels und beschränkt sie den Absatz europäischer Manufacturwaaren überhaupt.

Vergleichen wir diese neueste Periode der Handelsgeschichte mit der ihr zunächst voraufgehenden, um durch den Gegensatz ihre charakteristischen Merkmale schärfer hervortreten zu lassen! Die vorige Periode zeichnete sich aus durch den Sieg des Nationalinteresses über das rein- oder isolirt-kaufmännische. Man ordnete den bloßen Waaren-Austausch, den Handel, immer mehr und mehr der Waaren-Erzeugung, der Production, unter, und zwar der Produktivkraft ganzer Nationen. Die wirthschaftliche Thätigkeit erhielt einen nationalen Charakter; sie ward Volkswirthschaft. Man erkannte die Wechselwirkung der verschiedenen Arten der wirthschaftlichen Arbeit und war darauf bedacht, die einzelnen Zweige mit steter Rücksicht auf das Wohl der ganzen Nation zu fördern. England besonders, wo zuerst die Nationalität in der Form eines freien, geordneten Staatslebens einen kräftigen Aufschwung nahm, ließ es sich angelegen sein, den Handel im Interesse der Nationalwohlfahrt zu leiten. Schon früh sahen seine Staatsmänner ein, wie gefährlich es sei, die Förderung der wirthschaftlichen Production ohne Weiteres den Speculationen gewinnsüchtiger Kaufleute anheimzustellen; schon früh ward ihnen der Unterschied zwischen dem Gewinne einzelner Kaufleute und der gewinnbringenden Ausbildung eines Nationalhandels klar. Die Kaufleute wünschten z. B. gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, sich durch die Einfuhr der wohlfeilen und schönen ostindischen Manufacte, so wie durch die freie Benutzung der holländischen Schiffe zu bereichern. Die englische Regierung dagegen verbot das Tragen ostindischer Zeuge unbedingt und verschärfte die Schifffahrtsacte Cromwell's immer mehr, damit England einst die Königin der Meere und die Beherrscherin des Welthandels werde.

Mit einem so systematisch geleiteten Nationalhandel eines mächtigen, freien Staates konnten Staaten ohne Nationalmacht, oder Nationen ohne eine der Volkswirthschaft günstige Verfassung auf die Dauer nicht concurriren. Der Welthandel war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts vollständig in die Gewalt der Engländer gekommen.

Dieses Streben der vorigen Periode, den Handel im Interesse der wirthschaftlichen Production einer ganzen Nation zu leiten, bezeichnet auch noch unsere Zeit; aber es ist allgemeiner geworden. Es hat sich seit der nordamerikanischen und französischen Revolution, der englischen Handelssuprematie gegenüber, ein Continentalsystem ausgebildet, und dieser Kampf der Continentalpolitik gegen die englische Handelssuprematie ist eines der unterscheidenden Merkmale für die Handelsgeschichte unserer Zeit.

Zuerst war es Nordamerika, welches das Joch der englischen Oberherrschaft von sich warf und eine selbstständige Handelspolitik befolgte. Dem europäischen Continente fehlte es vor der französischen Revolution theils an staatsbürgerlicher Freiheit, theils an einem einheitlichen Nationalleben, um ein eignes Handelssystem dem englischen mit Erfolg gegenüberstellen zu können. Bloß Rußland mit seiner physischen Kraft und der Einheit seines Despotismus war hier als

Macht zu fürchten und zwar weniger für England als für die Selbstständigkeit von Mitteleuropa.

So stand also zunächst für den Welthandel eine Triarchie in Aussicht und ich habe so eben durch die Beschreibung der bedeutenden Handelsstraßen gezeigt, daß für die Entfaltung dieser Triarchie, welche damals bei dem Uebergewichte Englands bloß als Keim betrachtet werden konnte, sich die Völkerverhältnisse wenigstens in vieler Beziehung nicht ganz ungünstig gestaltet haben.

Die Dreiherrschaft der Engländer, Nordamerikaner und Russen ist nicht verhindert, aber sie ist wesentlich modificirt worden durch die französische Revolution.

Dieser Revolution allein verdankt der ganze europäische Continent das, was er heutzutage an Nationalselbstständigkeit und staatsbürgerlicher Freiheit besitzt. Was wäre besonders aus uns Deutschen geworden ohne sie? Die Zukunft, welche uns bevorstand, zeigte sich deutlich in der Hast, mit welcher die Fürsten des Rheinbundes ihre Völker an Bonaparte verkauften und in der Bereitwilligkeit, mit welcher letztere sich dieß gefallen ließen; es zeigte sich an dem plötzlichen Zusammenfallen des Reiches, an der fast lächerlichen Flucht der königlich preußischen Garden bei Jena und an dem verzweifelten Aufruf des Königs an sein Volk. Diese gewaltige, von Außen auf uns wirkende Umwälzung hat uns wenigstens den Grad von Freiheit und Selbstständigkeit verschafft, den überhaupt von Außen her ein Volk erreichen kann. So ist es denn wahrlich nicht die Schuld der Franzosen, wenn wir heutzutage noch nicht weiter sind und wenn unserer Handelspolitik noch heutzutage zum großen Theile der mächtige Rückhalt einer Nationaleinheit fehlt, die im Bunde mit staatsbürgerlicher Freiheit allein im Stande wäre, uns im Völkerverkehre eine achtunggebietende und einflußreiche Stellung zu verschaffen.

Daß diejenige Nation, von welcher die Revolution ausging, auch am Meisten durch sie gewinnen mußte, war nicht anders zu erwarten, und wenn es auch etwas verletzend für unser Vaterland und andere Staaten Mitteleuropa's ist, daß die Franzosen sich jetzt als Vertheidiger und Vorfechter der minder mächtigen Handelsstaaten gegen die englische Seeherrschaft und die Uebergriffe der russischen Landmacht betrachten, so liegt das doch in den heutigen Völkerverhältnissen begründet und wir haben kein Recht, diese Ansicht und die darauf sich stützenden Anträge Frankreichs für bloße Arroganz oder nichtssagende Eitelkeit auszugeben, so lange unser Volks- und Staatsbewußtsein sich nicht wie das der Franzosen als wirkliche Macht bewährt hat.

Frankreich in der That steht jetzt, vermöge seiner Nationalkraft, seiner freien, wenn auch noch unvollendeten Verfassung, seiner Besitzungen auf der Nordküste Afrika's und des dadurch erzielten Einflusses auf den Handel des mittelländischen Meeres, der genannten Handelstriarchie am Nächsten und beschränkt am Meisten ihre Wirksamkeit.

Wohin wird dieses führen? Zunächst, wenn keine besonderen Ereignisse eintreten, gewiß zu einer Vierherrschaft. Allein es wäre thöricht, aus diesem Verlaufe der Geschichte, aus diesem immer zunehmenden Antheile Frankreichs an der Weltherrschaft und an der Leitung des Welthandels auf eine zunehmende Passivität der übrigen Völkern zu schließen. Wir brauchen nur die Gesammtfolgen des nordamerikanischen und französischen Freiheitskrieges auf die Handelsverhältnisse der Völker zu beachten, um die bestehende Völkeroligarchie als den Uebergang zu einer Völkerrepublik, zu einem selbstständigen freien Theilnehmen einer immer größeren Anzahl von Völker am Welthandel zu erkennen.

Hat nicht die Emancipation der nordamerikanischen Staaten, hat nicht die

Flucht des portugiesischen Königshauses nach Brasilien, hat nicht die Losreißung der spanischen Colonieen in Südamerika und der, in Folge der französischen Revolution in St. Domingo ausbrechende Freiheitskampf der farbigen Bevölkerung, der mit der Constituirung der Negerrepublik Haiti endete, *) schon denjenigen Staaten Europa's, welche keine oder nur wenige Colonieen besitzen, einen unmittelbaren Antheil an dem Austausche europäischer Manufacte gegen tropische Producte zum Theil gestattet, zum Theil in Aussicht gestellt? Hat nicht das napoleonische Continentalsystem, so einseitig es auch bei den damaligen Kriegsverhältnissen ausfallen mußte, bei allen europäischen Continentalstaaten den Gedanken an eine selbstständige Handelspolitik mächtig angeregt? Sind nicht auch wir Deutsche durch die den Engländern feindliche Politik des französischen Kaisers an Maßregeln gewöhnt worden, welche den Handelsgewinn einzelner Kaufleute dem Nationalwohl, an Maßregeln, welche den bloßen Austausch der Waaren der Waarenproduction unterordnen? Reihten sich nicht in natürlicher Weise an das Continentalsystem und an den Aufschwung der Manufacturkraft, den es in einigen Theilen Deutschlands hervorrief, unsere Zollvereine an? Rief nicht die Unzulänglichkeit der vielen Zollvereine das Streben nach einer ganz Deutschland umfassenden Handelspolitik in's Leben? So ist auch für uns jetzt wenigstens die Möglichkeit vorhanden, in einer selbstständigen und einflußreichen Weise am Welthandel Theil zu nehmen, und es hängt nur noch von der weiteren Entwickelung unseres staatlichen Lebens ab, aus dieser Möglichkeit Nutzen zu ziehen.

Wie weit die Macht und das Territorium der heutigen Völkeroligarchie beschränkt sein wird, wie viele der heutigen Nationen einst untergegangen sein werden, wann jene Phase der menschlichen Entwickelung eintritt, in welcher von einer Völkerrepublik die Rede sein kann; und in wie weit dann überhaupt noch Nationalität im heutigen Sinne des Wortes existirt, wer will diese Frage mit Bestimmtheit beantworten! Die in dieser Beziehung zu beantwortende Frage kann vernünftiger Weise nur die sein: welchen Einfluß wird es auf die Vertheilung der Producte haben, wann einst der Waarenaustausch nicht mehr das Monopol weniger Völker, sondern der Ausdruck einer bei allen Völkern (gleichviel welchen, gleichviel von welcher Anzahl) gleichmäßig entwickelten Industrie oder Production sein wird? Denken wir uns also das Ideal der heutigen Volkswirthschaft, d. h. die heutige Theilung der Arbeit in ihrer weitesten Ausdehnung, denken wir uns, daß bei allen Völkern der Handel vollständig im Interesse der Production geleitet würde, daß die Production überall gleichmäßig erstarkt wäre, daß sie der Schutzzölle nicht mehr bedürfte, und daß endlich alle Länder nur solche Producte erzeugten, wozu sie durch ihre Weltstellung befähigt sind. Welche Folgen würde ein solcher Zustand, ich sage nicht auf die Erzeugung, sondern auf die Vertheilung des Volksvermögens, auf die gerechte Belohnung der Arbeit haben! Das ist die wahre, weil schon in der Gegenwart begründete Frage der Zukunft, welche leider von allen Nationalökonomen, selbst von List, welcher den Handelsverkehr der Völker am Schärfsten und Unparteiischten gewürdigt hat, beständig außer Acht gelassen worden ist. Auch List will weiter Nichts, als daß der Handel im Interesse der heutigen Production und zwar der Production einer ganzen Nation geleitet werde; es fällt ihm

*) Ueber diesen Freiheitskampf und seine Folgen sind vor Allem Victor Schölcher's Schriften über die Antillen nachzulesen. Schon Ruge hat in seinen „zwei Jahren in Paris" die Wichtigkeit derselben hervorgehoben. Vor Kurzem ist eine deutsche Uebersetzung derselben von G. Fink bei Franckh in Stuttgart erschienen.



nicht ein, die Forderung zu stellen, daß die Production zugleich eine Belohnung der Arbeit sei.

List verlangt, daß das Interesse der Manufacturen und der Agricultur den Ansprüchen des Handels auf ganz freie Bewegung nicht preisgegeben werde. „Dem Kaufmann, sagt er, ist es nach der Natur seines Geschäftes gleichgiltig, in welcher Weise die von ihm importirten oder exportirten Waaren auf die Moralität, den Wohlstand und die Macht der Nation wirken. Er importirt Gifte, wie Heilstoffe. Ganze Nationen entnervt er durch Opium und gebrannte Wasser. Ob er durch seine Importationen und Einschwärzungen Hunderttausenden Beschäftigung und Unterhalt verschaffe, oder ob sie dadurch an den Bettelstab gebracht werden, geht ihn als Geschäftsmann nichts an, wenn nur seine Bilanz dadurch gewinnt."

Gegen Alles dieß läßt sich nicht ein Wort einwenden. Es ist so wahr, daß man es mit goldenen Lettern in das Fronton aller Börsen eingraben sollte, statt wie in England, wo die Frömmigkeitsheuchelei ihren Höhenpunkt erreicht hat, gottgefällige Sprüche darauf zu setzen.

So sehr wir indeß auch in dieser Beziehung mit List übereinstimmen müssen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß auch er hier nicht über die Begriffsabstractionen der Nationalökonomie hinauskommt. Er faßt jeden Zweig, jede Operation der politischen Oekonomie und somit auch den Handel so absolut, so von den übrigen getrennt auf, wie die Nationalökonomen die Theilung der Arbeit überhaupt aufzufassen pflegen. Handel, Production, Consumtion: das sind ihm immer drei mechanisch an einander gefügte Fachwerke, zusammengefügt, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Einzelnen, ohne Rücksicht darauf, daß im letzten Grunde jedes Individuum jene drei ökonomischen Functionen repräsentirt, und daß eben die Aufgabe der ökonomischen Wissenschaft keine andere ist, als die, dafür zu sorgen, daß diese Functionen in allen Einzelnen eine normale, mit der menschlichen Natur im Einklange stehende, Entwickelung nehmen.

List betrachtet den Handel bloß als die Kaste der Kaufleute, er faßt ihn nicht auf als Waarenaustausch überhaupt. „Der Handel, sagt er, vermittelt nur den Tausch der Güter zwischen Agriculturisten und Manufacturisten. Daraus folgt, daß der Handel den Interessen und Bedürfnissen der Agricultur und der Manufacturen gemäß zu reguliren ist, nicht umgekehrt." (S. 363 des nationalen Systems.)

Gewiß steht heut zu Tage die Thätigkeit der Kaufleute in keinem organischen Zusammenhange mit der Production der Waaren. Der Kaufmann als bloßer Vermittler, als bloßer Zwischenhändler nimmt nach der Natur seines Geschäftes eben so wenig auf das Wohl ganzer Nationen als auf das Wohl des einzelnen Fabrikanten Rücksicht. Nimmt man zu dem, was List über den Handel in Beziehung auf Nationalwohlfahrt sagt, noch Fourier's gründliche Kritik des Handels überhaupt hinzu, bedenkt man, daß es zehnmal mehr Kaufleute, Commis voyageurs und Handelsdiener giebt, als für den Waarenaustausch erforderlich sind; beachtet man die große Anzahl Zwischenhändler, welche sich zwischen den Fabrikanten und denjenigen stellt, welcher schließlich die Waare zur Consumtion kauft; denkt man an die wucherischen Aufkäufe der nothwendigsten Lebensmittel, an das regellose Hin- und Herwerfen der Waaren von einem Markte zum andern, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse und oft ohne Kenntnisse derselben; denkt man an die Ueberfüllung des einen Marktplatzes, während es an andern Orten an Producten fehlt; läßt man die Wechselreiterei nicht außer Acht, das unverhältnißmäßige Creditnehmen auf ein geringfügiges Capital; achtet man auf die Ausartung des Handels in bloßen Geldhandel, in bloßes

Börsenspiel; sieht man, wie viele Capitalien eben hierdurch nützlichen Unternehmungen entzogen werden und wie anarchisch hierdurch das Vermögen vertheilt wird, erwägt man endlich, wie viele Familien oft durch den Bankerott eines einzigen Kaufmannes ruinirt werden, und wie enorm die Anzahl der jährlichen Bankerotte ist: — in der That, dann muß man List und Fourier Recht geben, daß der sich selbst überlassene Handel, weder für die Wohlfahrt der Nation noch für die der Gesellschaft irgend eine Garantie bietet, daß der Gewinn der Kaufleute sich wesentlich von einem Handel unterscheidet, der im Interesse der Gesellschaft geführt würde, daß der heutige Handel überhaupt etwas Anderes ist als der vortheilhafteste Austausch der Waaren und daß Gournay's Maxime des „laissez faire“ eine im höchsten Grade verdächtige ist.

Ich nehme daher keinen Augenblick Anstand, List darin beizustimmen, daß der Handel den Interessen der Production gemäß zu reguliren ist, nicht umgekehrt. Aber ich glaube, um die Handelskrankheit der heutigen Gesellschaft gründlich zu erkennen und ein Heilmittel gegen sie zu finden, müssen wir den Begriff des Handels weiter ausdehnen, als List es thut. Wir dürfen ihn nicht bloß als jene Speculationen einer Kaste von Zwischenhändlern auffassen, die sich zwischen den Producenten und den letzten Käufer stellt; wir müssen nicht bloß einen gerechten Zwischenhandel zwischen Producenten und Consumenten, wir müssen vielmehr einen gerechten Waarenaustausch überhaupt verlangen. Bilden die Agriculturisten und Manufacturisten nicht das erste Glied der Handelskette, sind sie nicht ebenso gut wie der erste Zwischenhändler, welcher ihnen die Producte abkauft, Kaufleute? Hat es nicht dieselbe Bewandtniß mit dem Arbeiter, der Nichts als seine Handarbeit, nicht dieselbe mit dem Schriftsteller, der Nichts als seine Gedanken zu verkaufen hat? Schaltet etwa der s. g. Kaufmann willkürlicher mit dem gekauften Getreide oder mit seinen erhandelten Fabrikwaaren, als der Fabricant mit der gekauften Arbeit? Besitzt Ersterer eine größere Macht über den Producenten, als Letzterer? Haben wir nicht in beiden Fällen ein Handelsverhältniß, nicht in beiden Fällen einen Kauf, nicht in beiden Fällen einen Waarenaustausch? Haben wir nicht, hier wie dort, die Frage nach einer gerechten Werthbestimmung, die Frage nach einer gerechten Belohnung der Arbeit zu beantworten?

List sagt: „Der Kaufmann kann seinen Zweck, Gewinnung von Werthen durch Tausch, auch auf Kosten der Agriculturisten und Manufacturisten, auf Kosten der productiven Kräfte, ja der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Nation erreichen. Ihm ist es gleichgiltig und nach der Natur seines Geschäftes und Bestrebens kann er sich auch nicht wohl darum kümmern, in welcher Weise die von ihm importirten oder exportirten Waaren auf die Moralität, den Wohlstand und die Macht der Nation wirken. Er importirt Gifte wie Heilstoffe. Ganze Nationen entnervt er durch Opium und gebrannte Wasser. Ob er durch seine Importationen und Einschwärzungen Hunderttausenden Beschäftigung und Unterhalt verschaffe, oder ob sie dadurch an den Bettelstab gebracht werden, geht ihn als Geschäftsmann nichts an, wenn nur seine Bilanz dadurch gewinnt.“

Ganz dasselbe, was List hier so treffend gegen die Kaufleute zu Gunsten der Manufacturisten und Agriculturisten sagt, läßt sich mit nur geringer Modification der Worte von den Fabricanten und Agriculturisten selbst sagen. Auch ihnen ist es nach der Natur ihres Geschäftes vollkommen gleichgültig, in welcher Weise die von ihnen fabricirten Waaren auf die Moralität, den Wohlstand und die Macht der Nation wirken. Sie fabriciren Gifte, wie Heilstoffe; sie entnerven ganze Nationen durch Opium, durch gebrannte Wasser und durch Waarenverfälschung aller Art. Ob der Fabricant oder der Landlord durch seinen Erwerbs-

zweig Hunderttausenden Beschäftigung und Unterhalt verschaffe, oder ob sie dadurch an den Bettelstab gebracht werden, geht ihn als Geschäftsmann nichts an, wenn nur seine Bilanz dadurch gewinnt.

Liegt es etwa nicht in der Natur des heutigen Fabrikgeschäftes, daß die Handarbeit immer mehr durch Maschinen ersetzt wird? Das Nationalvermögen als Ganzes, als abstractes Rechenexempel, genommen, mag dadurch im Verhältnisse zu andern Nationen auf eine Zeitlang einen Vortheil erlangen; und es ist gewiß, daß es England durch Anwendung der Maschinen, in Verbindung mit den Schutzzöllen, dahin gebracht hat, nicht bloß die europäischen Fabriken niederzuhalten, sondern selbst die ostindischen zu zerstören. Die **Kaufleute** sind angeklagt worden, die Waaren zu verfälschen; — kann heut zu Tage noch Jemand vernünftiger Weise daran zweifeln, daß die Fabrikherren dasselbe thun? Werden nicht selbst die Weine des Südens im Norden fabricirt? Und blicken wir von dem Fabrikgeschäfte auf die Landwirthschaft hinüber, wird nicht auch dort der Productenaustausch bloß mit Rücksicht auf Handelsgewinn getrieben; finden wir nicht auch bei der Landbau treibenden Bevölkerung den Gegensatz eines s. g. Nationalreichthums und einer irischen Armuth?

Jede ökonomische Thätigkeit ohne Ausnahme, nicht blos das Kaufmannsgeschäft, wird einzig und allein aus Rücksicht auf Handelsgewinn getrieben. Das ganze ökonomische Leben ist Nichts weiter, als ein Waarenaustausch — und auf allen Gebieten der Wirthschaft folgt dieser Tausch denselben Gesetzen. Ueberall liegt ihm derselbe Kampf des mächtigeren Capitals gegen die schwächere Arbeit zum Grunde. Daher denn auch überall derselbe Betrug und dieselbe Knechtschaft, dieselbe Lüge der Nationalökonomie und dieselbe Forderung des Socialismus nach einer gerechten Werthbestimmung und einer der menschlichen Natur entsprechenden Organisation der Arbeit.

Von Anfang an in der Geschichte begegnen wir diesem Kampfe zwischen Capital und Arbeit, wenn auch in verschiedener Form, je nach der Entwickelung des menschlichen Freiheitsbewußtseins. Zuerst erhebt sich der Gegensatz von Herr und Sklave und ein weiter vorgerücktes Zeitalter sucht die Lösung des Räthsels in der Aufhebung der Sklaverei; es folgt zunächst die Leibeigenschaft und man sucht im Gegensatz zu ihr die Arbeit durch die Bildung mächtiger Zünfte zu retten. Es folgt das Zunftrecht und es zeigt sich bald, daß auch seine Formen die Arbeit knechten. So beschließt man denn endlich die Proclamation der freien Arbeit, die Proclamation der freien Concurrenz; und die Arbeit wird als unbeschränktes Eigenthum der Einzelnen als solcher, sie wird als Recht des Menschen erklärt.

Auf allen Gebieten des Lebens nimmt die Freiheit einen analogen und mit der Befreiung der wirthschaftlichen Arbeit im Einklang stehenden Entwickelungsgang. Ueberall finden wir dasselbe Streben nach unbedingter Freiheit der Individuen als solcher. Das Gemeinsame des Lebens, die Solidarität, wird so lange, als sie noch eine falsche Gränze bezeichnet, ohne Aufhören und mit Recht als das Negative, als das blos Beschränkende bekämpft; ihr Kreis wird immer mehr erweitert, ihre Gränzmarken werden immer weiter hinausgeschoben, bis endlich der Einzelne nur noch die Menschheit als Gränze kennt.

So sehen wir auch die Familien- und Stammherrschaft der Alten in den weiteren Kreis des Nationallebens aufgehen. Die Familien-, die Kasten- und Stammwirthschaft in ihrer Vereinzelung löst sich in Nationalwirthschaft auf und in dem befreundeten, gleichberechtigten Verkehre aller Völker scheint der Theilung der Arbeit ihr schönster und endlicher Sieg und dem Waarenaustausche seine Vollendung bevorzustehen. Das wenigstens ist der schönste Traum der National-

Ökonomen, absolute Freiheit des einzelnen Arbeiters und die größte Theilung der Arbeit!

Allein sie beachten nicht, daß die freie Arbeit, die freie Concurrenz der heutigen Volkswirthschaft, ihrer geschichtlichen und ethischen Bedeutung nach nur die Opposition gegen eine despotische Gemeinsamkeit bildet. Indem sie daher diesen Gegensatz fixiren, statt ihn als Uebergang zu einem freien, gerechten Gesammtleben zu betrachten, wird, ohne daß sie es merken, die Freiheit zur Vereinzelung.

Als durch die Proclamation der freien Concurrenz die Arbeit von jeder corporativen Beeinträchtigung befreit wurde, blieb die Vermögensvertheilung dieselbe. Dadurch mußte die Freiheit der Arbeiter eine rein illusorische werden; denn in dem nun folgenden Kampfe zwischen freien Arbeitern ohne Capital und freien Arbeitern mit Capital konnte es nicht ausbleiben, daß Erstere unterlagen. Diese Niederlage ward durch die Erfindungen der Mechanik beschleunigt, welche die Nachfrage nach Handarbeit verminderten und in demselben Maße die Concurrenz der Handarbeiter unter einander steigerten; sie ward beschleunigt durch die Associationen der Capitalisten und durch die Operationen der Creditanstalten. Die Arbeitskraft unterlag der Capitalkraft, und die schwächere Capitalkraft der mächtigeren. Wie verdächtig, wie illusorisch erscheint diesen Thatsachen gegenüber das Ideal der National-Oekonomie von einem freien Waarenaustausche unter allen Völkern! Kann bei dem Fortbestehen des geschilderten Kampfes das bloße Aufheben der Zollschranken, im günstigsten Falle, für eine Nation einen andern Erfolg haben, als die Capitalkraft im Gegensatze zur Arbeit zu stärken?

Das ganze ökonomische Leben, sagte ich, ist nichts Anderes, als Productenaustausch oder Handel im ausgedehntesten Sinne des Worts, die Form seiner geschichtlichen Entwickelung aber ist der Kampf der Arbeit und des Capitals. Es ist im höchsten Grade wichtig, in dieser Weise den Begriff des Kaufmannsgeschäftes zu dem des Waarenaustausches überhaupt zu erweitern, damit man nicht beim Suchen nach einer bessern Organisation des Handels seine Zeit und Mühe mit dem Entwerfen von Plänen verliere, welche für einen segensreichen Erfolg die Gesundheit des wirthschaftlichen Organismus schon voraussetzen.

Seitdem Fourier's Kritik des Handels allgemein bekannt geworden ist und in allen Classen der Gesellschaft Anerkennung gefunden hat, trifft man nicht selten Fabricanten und Agriculturisten, welche die ganze Schuld am heutigen Proletariate den Kaufleuten in die Schuhe schieben möchten. Sie behaupten mit Fourier, es gäbe zu viele Zwischenhändler, wovon die natürliche Folge sei, daß der Waarenaustausch kostspieliger als nöthig würde. Ueberdieß, meinen sie, zwinge die anarchische Concurrenz die Kaufleute zu Waarenverfälschungen, zu Betrügereien an Maß und Gewicht und endlich selbst zu Bankerotten. Es sei daher für die Consumenten in jeder Beziehung vortheilhafter, die Kaufleute so viel als möglich zu umgehen und sich direct an die Quelle zu wenden. Unter der Quelle aber verstehen diese Herren, wenn man näher zusieht, sich selbst.

Noch häufiger kommt bei Gelehrten und Schriftstellern, die mit der ökonomischen Praxis nicht vertraut sind, eine solche enge, beschränkte Auffassung des Handels, wenn auch nicht in egoistischer Absicht, vor. Sie sprechen oft vom Handel in einer so abstracten Weise, als hielten sie es gar nicht für möglich, daß ein Fabricant, oder überhaupt ein Producent, zugleich Kaufmann sein könne. Sie geben die Richtigkeit der Fourier'schen Kritik zu, eben weil sie schlagend ist, aber sie sehen häufig nicht ein, daß die Kritik des Handels bei Fourier.

nur ein Theil seiner Kritik des wirthschaftlichen Lebens überhaupt ist, daß es sich bei ihm, wie bei allen Socialisten, und zwar mit Recht, im letzten Grunde um eine Veränderung der heutigen Lohnverhältnisse, oder der Verhältnisse zwischen Arbeit kaufenden Capitalisten und Arbeit verkaufenden Arbeitern handelt.

Allerdings ist es Zeit, die Fehler, welche die socialistische Kritik am Handel aufgedeckt hat, zu beseitigen; allerdings muß der Producent dem Consumenten näher, als er es heutzutage ist, gebracht werden, und bei den immer zunehmenden Handelsschwindeleien wird es immer nöthiger, daß die Kaufleute für die ihnen anvertrauten Kapitalien eine Garantie leisten. Aber man darf die Heilmittel nur nicht in so roher, mechanischer Weise suchen und anwenden wollen. Ein bloßes Wegstreichen von Zwischenhändlern, welches zum Theil schon durch Einführung von besseren Communicationsmitteln, z. B. von Eisenbahnen, und durch Gründung riesenhafter Waarenmagazine geschieht, wird an der Natur des Waarenaustausches im Wesentlichen nichts geändert. Könnte man auch plötzlich die Anzahl der Kaufleute bedeutend vermindern, könnte man alle diejenigen unter ihnen, welche mit Recht als überflüssig betrachtet werden, vom Geschäfte entfernen, so wäre zuvörderst die Frage zu lösen, was nun bei der Ueberfüllung aller Geschäftszweige mit diesen suspendirten Kaufleuten anzufangen sei. Ueberdieß würden die übrig gebliebenen Kaufleute, denen es durch die verminderte Concurrenz nun möglich geworden wäre, ehrlicher als bis jetzt zu sein, doch die Abwesenheit ihrer Concurrenten nur dazu benützen, den Preis der Waaren höher als bisher zu steigern, sie würden fortfahren, durch Handelsassociationen das Capital in den Händen einer immer geringeren Anzahl zu concentriren, und würden den Handel, nach wie vor, mit derselben Tendenz und nach denselben ökonomischen Gesetzen treiben, wie es von List in der oben angeführten Stelle so treffend geschildert worden ist.

Wem es wirklich Ernst damit ist, das Proletariat zu beseitigen, der muß vor Allem, wie gesagt, seine Aufmerksamkeit und seine Studien auf die Lohnverhältnisse richten, der muß den Handel als Theil des Waarenaustausches überhaupt betrachten und den Kampf des Capitals gegen die Arbeit, der bei jedem Waarenaustausche in der heutigen Praxis vorkommt, auszugleichen suchen. In diesem Sinne faßte auch Fourier und faßt noch jetzt seine Schule die Kritik des Handels auf; und hierauf allein sind ihre Vorschläge zur Organisation des Handels berechnet. Daher ihre Forderung einer Association des Capitals, der Arbeit und des Talents, daher ihr Streben nach einer gesellschaftlichen Einrichtung, in welcher dem Theile des Gesammtvermögens, welcher die Arbeit repräsentirt, so lange ein verhältnißmäßig größerer Gewinn, als dem Capitale eingeräumt werden soll, bis eben das Uebergewicht des Capitals über die Arbeit seine Ausgleichung gefunden habe.

Es thut hier Nichts zur Sache, daß die Fourieristen bei ihren Organisationsplänen nicht immer scharf genug den Gegensatz zwischen einer integralen Association und einer Association innerhalb der Gränzen der heutigen Eigenthumsverhältnisse hervorheben, und daß sie, bei ihrem achtungswerthen Eifer für eine augenblickliche Milderung des gesellschaftlichen Elends, bisweilen das Solidarverhältniß des Socialismus zu den übrigen Freiheitsbestrebungen zu sehr in den Hintergrund treten lassen. Meine Aufgabe ist hier nicht das Fourier'sche oder irgend ein anderes socialistisches System zu kritisiren.

Es ist mir hier nur darum zu thun, den Grundgedanken des socialistischen Strebens überhaupt hervortreten zu lassen, und diejenigen, welche von Fourier nichts Anderes als seine Kritik des Handels kennen, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Kritik nur die Fortsetzung seiner Kritik des wirthschaftlichen

Lebens überhaupt ist, und daß eben darin ihre Schärfe, sowie ihr Gehalt beruht, daß sie die Aufhebung des Kampfes zwischen Capital und Arbeit der Idee nach schon voraussetzt und der Praxis nach anstrebt. Daß eben diese Tendenz, abgesehen von diesem oder jenem Organisationsplane der Socialisten, die richtige, die für unsere Zeit nothwendige ist, das kann jetzt, seitdem Proudhon die socialistische Kritik wieder aufgenommen und nach allen Seiten hin durchgeführt hat, als eine ausgemachte Sache betrachtet werden.

Diese socialistische Kritik der Vermögensverhältnisse als falsch zurückzuweisen, weil sich nach ihr, in ihrer Reinheit, in ihrer schärfsten Consequenz, nicht heute oder morgen schon die Gesellschaft verbessern läßt, ist eine so hohle, so nichtssagende Idee, daß sie keine Erwähnung verdiente, bildete sie nicht noch immer das Hauptargument derer, welche den Socialismus für eine Thorheit halten.

Als Proudhon sein berühmtes Buch über das Eigenthum schrieb und das Unlogische der bisher für die heutigen Eigenthumsverhältnisse angeführten Rechtstheorieen und ökonomischen Beweise offen darlegte, suchte man zuvörderst die Wirkung der Proudhon'schen Kritik auf polizeilichem Wege zu verhindern. Es ist bekannt, daß Herr Blanqui, der berühmte Nationalökonom, sich entschieden gegen ein solches Verfahren erklärte, weil die Schrift, wie er sagte, einen rein wissenschaftlichen Charakter habe. Es kam also jetzt auf eine wissenschaftliche Widerlegung an und weil diese Widerlegung vom Standpunkte der National-Oekonomie aus nicht erfolgen konnte, indem die National-Oekonomie bei allen ihren Berechnungen gerade diejenigen Verhältnisse als richtig voraussetzt, von denen Proudhon nachweist, daß sie die Rechnung falsch mache: so suchte man sich mit der Floskel zu helfen: der Socialismus sei eine Utopie, denn nach seiner Kritik lasse sich nicht gleich ein neues Gesellschaftssystem bauen.

Gerade als ob es die Aufgabe der Kritik sei, ein neues Dogma aufzustellen und eine Heerde Schafe um dasselbe zu sammeln; als hätte sie nicht vielmehr, durch unaufhörliche Aufdeckung des Irrthums, der menschlichen Gesellschaft ihre freie, selbstbewußte Entwickelung zu sichern und das Ideal des Gefühls von seinen Schlacken zu reinigen! Daß die heutigen Vermögensverhältnisse, oder die anarchische Vertheilung des Capitals, die freie und moralische Entwickelung des größten Theiles der menschlichen Gesellschaft verhindert, daß ein bloßes Almosengeben diese Verhältnisse nicht aufhebt und sich überhaupt nicht mit der menschlichen Würde vertrage; daß eine gerechte Belohnung der Arbeit so lange nicht vorhanden ist, als beim Waarenaustausche nicht die in den Waaren incorporirte Arbeit allein, sondern die zufällige Nachfrage und die Renten des Capitalisten den Preis bestimmen; alles dieß ist von der Kritik nachgewiesen.

So hat sich denn der officiellen Staats- und Kirchenlehre gegenüber eine neue Weltansicht, eine neue Ansicht von der Bestimmung des Menschen, von den Ursachen seiner Größe und seines Elendes herausgestellt. Einem neuen Ideale, einer neuen Religion, wenn man will, strebt die Menschheit entgegen! Um so weniger aber darf die Kritik ihre Arbeit jetzt einstellen; denn es gilt nicht bloß für den Einzelnen, seine einseitigen, ihm lieb gewordenen Verhältnisse einer hohen Idee zu opfern, sondern zugleich die vollständig freie Ausbildung Aller durch ein solches Opfer zu begründen.

Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß der Socialismus, in so weit wenigstens, als er der Bildungsstufe unseres Jahrhunderts entspricht, eine Verbesserung der ökonomischen Institutionen, die Herstellung einer größeren Solidarität, und eines Gesellschaftsvermögens, nicht um jeden Preis anstrebt. Seine Association der Vermögenskräfte, seine Organisation der Arbeit hat keinen andern Zweck, als freie Gestaltung des individuellen Lebens. Dadurch eben

unterscheidet sich der Socialismus des 19. Jahrhunderts von dem Communismus der Klöster, von der communistischen Vermögensverwaltung der Jesuiten, von allen Vereinen, welche früher oder jetzt das Gesammtleben auf Unkosten der individuellen Freiheit gefördert haben.

Die Polemik gegen den heutigen Socialismus und Communismus hat sich bis jetzt nicht weniger unwissend als perfide gezeigt. Man hat theils aus Absicht, theils aus Unkenntniß der Sache die Ansichten früherer Jahrhunderte für die der Gegenwart ausgegeben und nicht einmal die verschiedenen Entwickelungsstufen des Socialismus seit 1789 zu unterscheiden verstanden. Zeitungsredactoren, welche beständig die Floskel „audiatur et altera pars" im Munde führen, wenn es ihre Ansicht gilt, welche beständig auf ihre Gründlichkeit, auf ihre Kenntniß des Lebens und der Literatur pochen, lassen noch täglich Berichte über die sociale Bewegung in Frankreich und England in ihre Spalten einrücken, welche nichts Anderes beweisen, als daß die Berichterstatter weder in Frankreich noch in England gewesen sind und nicht einmal das A. B. C. der socialistischen Literatur kennen. Die Taktik dieser Herren besteht unter Anderem jetzt darin, dann und wann die Aussprüche berühmter Männer oder bekannter Journale gegen den Socialismus anzuführen, ohne weiter die Parteibestrebungen dieser Männer oder dieser Journale zu den socialistischen Bestrebungen hervorzuheben, ohne den Gehalt dieser Aussprüche kritisch zu prüfen, ohne die Aussprüche anderer berühmter Männer und anderer bekannter Journale, welche sich für den Socialismus erklärt haben, auch nur zu erwähnen.

Leider haben sich zu einer solchen Polemik, die sich ebensowenig mit der Ehrenhaftigkeit des Charakters, als mit Gründlichkeit verträgt, auch solche Zeitungen verleiten lassen, an deren Spitze Männer von wissenschaftlicher Bildung stehen und die, wenigstens ihren Worten nach, gegen jede einseitige excentrische Polemik und für eine liberale Staatsansicht kämpfen.

Nicht weniger, als ein solcher einseitiger Liberalismus, tragen gewisse conservative Secten zur Verwirrung der Begriffe über den Socialismus bei, indem sie denselben in ihrem Interesse auszubeuten versuchen. Sie ziehen aus dem Beweise der Socialisten, daß bloße Aenderungen in der Verfassung und Verwaltung eines Staates ohne Aenderungen, welche zugleich die Sklaverei der Werkstatt oder der Lohnverhältnisse aufheben, noch nicht genügen, um die individuelle Freiheit zu begründen, den wunderbaren Schluß, daß politische Freiheit gar nicht nöthig sei. Sie schließen von den Mängeln der heutigen politischen Freiheit statt auf eine Vervollständigung der Freiheit auf die Nothwendigkeit der russischen Knute.

Ebenso gibt es jetzt viele Theologen, welche den Vorwurf der Socialisten, daß die christliche Kirche über ihren Dogmenstreit das Leben vergessen und es zu nichts Anderem, als zu der traurigen Ansicht vom Almosengeben gebracht habe, dazu benützen, die theologische Kritik der Dogmen zu verdächtigen und die eben so liberalen als wissenschaftlichen Bestrebungen eines Strauß und eines Feuerbach für überflüssig zu erklären. Noch vor Kurzem stellte ein sogenannter praktischer Christ in einer öffentlichen Versammlung die Ansicht auf, an den bestehenden Dienstbotenverhältnissen dürfe nichts geändert werden; denn in ihnen offenbare sich am schönsten die christliche Demuth. Hüten wir uns vor solchen christlichen Bedientenseelen!

Halten wir den Socialismus rein von solchem Schmutze der Bornirtheit und des egoistischen Interesses, nehmen wir seine Literatur, seine Kritik für das, was sie wirklich ist, für die Eroberung eines neuen Gebietes zu dem Reiche der Freiheit überhaupt, für ein Streben, welches in dem politischen Kampfe für Freiheit

und Gleichheit gegen die Ausartung in hohle Formen schützt; für einen mächtigen Bundesgenossen endlich der liberalen Theologie und Philosophie gegen die Veräußerung der menschlichen Natur.

In dieser objectiven Weise, in diesem Zusammenhange mit der Entwickelung der menschlichen Freiheit überhaupt, müssen die Schriften eines St. Simon, eines Fourier und eines Proudhon von denen gelesen werden, welchen es wahrhaft darum zu thun ist, die Bedeutung derselben unparteiisch zu würdigen und für die Verbesserung der socialen Zustände aus ihnen Nutzen zu ziehen.

Wer diesen Zusammenhang, in welchem der Socialismus mit der Entwickelungsgeschichte der Freiheit überhaupt steht, begreift, wie kann der die Wahrheit der socialistischen Ideen an der Schwierigkeit, sie ins Leben einzuführen, prüfen wollen? Indeß ist die Schwierigkeit nicht so absolut, wie Manche vorgeben, welche aus der Knechtschaft des Capitals einen größeren Gewinn ziehen zu können glauben, als aus einer gerechten Belohnung der Arbeit. Schon manche Einrichtungen sind durch die socialistische Kritik ins Leben gerufen worden, welche zu Gunsten der Arbeit die anarchische Concurrenz beschränken. Ich brauche nur an das Participationssystem des Herrn Leclaire *) und an Einrichtungen

*) In dem Etablissement des Herrn Leclaire zu Paris participiren die Arbeiter, die Angestellten und der Unternehmer an dem Gesammtgewinne des Geschäftes je nach dem Verhältnisse, welches sich am Ende des Jahres zwischen der Summe des Reingewinnes und der Gesammtsumme der Löhne und Gehalte herausstellt. Beläuft sich z. B. die Summe der Löhne und Gehalte auf 50,000 Fr. und der Reingewinn auf 5000 Fr.; so erhält jeder zu seinem Lohne als Antheil am Gesammtgewinne noch ein Zehntel seines Lohnes.

Im Jahre 1842, sagt Herr Leclaire in seiner Brochüre „Répartition des bénéfices du travail en 1842“ belief sich der Reingewinn auf 11,886 Fr. und vertheilte sich auf 44 Köpfe. So erhielt unter Andern ein Arbeiter, Beaupré, der 307½ Tag gearbeitet hatte und dessen Lohn 1552 Fr. ausmachte, 341 Fr. als Verhältnißantheil am Gewinne. Diese 341 Fr. wurden folgender Weise saldirt:

Den 15. Februar 1843 baar	100 Fr.
Den 26. März 1843 in einer auf seinen Namen geschehenen Einlage von bei der Spaarcasse:	50 „
Den 26. März 1843 in einer Subscription zu Gunsten der Gesellschaft zur Versorgung armer und verwahrloster Kinder aus dem Seinedepartement	20 „
Pro Saldo	171 „
Summa:	341 Fr.

Versuche ähnlicher Art, den Arbeitsherrn mit seinen Arbeitern zu associren, sollen auch bereits in einigen der größten Fabriken Nordamerikas und Englands mit Erfolg gemacht worden sein.

Man sieht hieraus, daß die Realisation socialistischer Ideen, wenigstens zum Theil, von dem guten Willen des Capitalisten abhängt, und es wäre zu wünschen, daß die genannten Versuche immer mehr Nachahmer fänden, daß sie in immer größerer Ausdehnung und zu immer größerem Vortheile der Arbeiter unternommen würden.

Neben einer solchen Association des Capitals und der Arbeit kommt es aber zugleich auf eine bessere Erziehung und einen besseren Unterricht der Arbeiter an. Dieser Unterricht muß theils die Bildung im Allgemeinen befördern, im Besonderen aber die Arbeiter mit dem ganzen Mechanismus und mit der ganzen Leitung des Geschäftszweiges, bei welchem sie angestellt sind, vertraut machen, damit die Theilung der Arbeit die traurige Wirkung verliere, den Arbeiter zur Maschine herabzuwürdigen.

Hier freilich reichen die Kräfte der Privaten nicht immer aus. Damit die Kinder nicht zu früh für die Industrie verwendet werden, damit auch den Kindern der Armen die Wahl des Berufs bleibe, damit nicht von Anfang an ihre Erziehung eine falsche Richtung bekomme, ist es nöthig, daß der Staat einschreite. Freilich muß der Staat, damit ihm diese Rolle anvertraut werden darf, ein freier sein; er muß durch seine Verfassung eine sichere Garantie gegen die Propaganda pfäffischer und despotischer Grundsätze bieten.

ähnlicher Art zu erinnern. Und auch die zunehmende Bildung des Volkes, die Gründung tüchtiger Handwerkervereine, das Aufhören des rohen Herbergslebens, zeugt von der Lebenskraft des Socialismus.

Daß die sittliche Idee, welche er vertritt, nicht auf einmal ins Leben tritt, woran anders liegt dieß, als daß sie sich auf das gesellschaftliche Leben im Ganzen bezieht, daß es sich bei ihr nicht bloß um die Verbesserung einzelner ökonomischer Institute, sondern um die Aufhebung der Knechtschaft handelt, welcher das ganze gesellschaftliche Leben, in Folge der anarchischen Vermögensvertheilung, verfallen ist. Die Anarchie dieser Vertheilung hat nicht bloß die Rechnungen der National-Oekonomie verwirrt, sie hat das ganze Staats- und Nationalleben durchdrungen, und nicht weniger die allseitige, demokratische Entwickelung der Wissenschaft, als die der Kunst gehemmt.

Indem so der Fortschritt des Socialismus mit dem der Geschichte eng verflochten ist; wie kann man von ihm ein einseitiges, plötzliches Glück, ohne freien Aufschwung des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, verlangen; wie kann man glauben, daß seine Entwickelung bei allen Völkern dieselbe und gleich rasch sein werde; wie kann man erwarten, daß er das Panier seines Sieges einst, ohne Rücksicht auf die Freiheit der Staaten und die Macht der Nationen, aufpflanze? Seine Hemmnisse sind die des geschichtlichen Fortschrittes überhaupt; sein Werden ist das der Geschichte selbst; und wird die Trägheit dieses Werdens auch nicht entschuldigt, so wird sie doch erklärt durch Hegels Ausspruch: „Dieß Werden

---

Was die Methode der industriellen Erziehung betrifft, so finden sich viele beachtenswerthe Andeutungen darüber in Fourier's Schriften. Nach ihm haben auch andere Socialisten, z. B. Proudhon, Treffliches darüber gesagt, und es gibt schon einige, besonders auf Landwirthschaft basirte, Erziehungsanstalten armer Kinder, wie z. B. Pettibourg, nahe bei Paris, die, statt unter der Protection einer Gesellschaft reicher Leute von religiösen und staatlichen Parteiansichten zu stehen, nur zur Staatsangelegenheit eines freien Staates erhoben, und weiter ausgedehnt zu werden brauchten, um als Musteranstalten gelten zu können.

In Beziehung auf das zuerst erwähnte Etablissement des Herrn Leclaire glaube ich noch auf eine 1846 anonym erschienene Schrift: „Abbruch und Neubau oder Jetztzeit und Zukunft; Stuttgart Franckh'sche Buchhandlung" aufmerksam machen zu müssen, in welcher der sehr beachtenswerthe Vorschlag gemacht wurde, Anstalten, wie die Leclaire'sche, „durch eine Vereinigung verwandter Gewerbe in Einen großen Verband" zu ergänzen.

Ich würde offenbar meine Leser ermüden, wollte ich hier alle die mir bekannten Anstalten beschreiben, welche, wenn auch nicht als Manifestationen einer totalen Association, so doch als vermittelnde Uebergänge von der anarchischen Concurrenz und der absoluten Vereinzelung zu einem solidarischen Gesammtleben betrachtet werden können, und welche beweisen, daß sich auch von Privaten schon heut zu Tage mehr als eine bloße Almosenvertheilung zur Verhütung der Elends thun läßt. Es sei mir nur noch erlaubt auf die s. g. Industriehalle in Mainz hinzuweisen, ein Verein, der den Handwerkern, die in abgelegenen, dunkeln Gassen wohnen, ein glänzendes Local an einem der besuchtesten Plätze der Stadt (im Schauspielhause) zur Ausstellung ihrer Waaren bietet und auf die hinterlegten Producte Vorschüsse leistet. Viele Arbeiter würden ohne diesen Verein häufig genöthigt werden ihre Waaren um einen Spottpreis fortzugeben und überhaupt ihre Arbeit einzustellen. Viele würden in ihren dunkeln Gassen keine Gelegenheit haben, mit den Consumenten in Berührung zu kommen und Manche rettet ein rascher Vorschuß aus einer furchtbaren Lage.

Wie sich mit ähnlichen Vortheilen Industriecomptoire auch für die Landwirthschaft einrichten lassen, ist von den Fourieristen schon oft und seit langer Zeit auseinandergesetzt worden. Die beste Abhandlung hierüber in der deutschen Literatur ist der Aufsatz in der „deutschen Vierteljahr-Schrift von Juli bis September 1844", unter dem Titel „Der Pauperismus und dessen Bekämpfung durch eine bessere Regelung der Arbeitsverhältnisse."

stellt eine träge Bewegung und Aufeinanderfolge von Geistern dar, eine Gallerie von Bildern, deren jedes, mit dem vollständigen Reichthume des Geistes ausgestattet, eben darum sich so träge bewegt, weil das Selbst diesen ganzen Reichthum seiner Substanz zu durchdringen und zu verdauen hat."

V.

Schlußbetrachtung.

Einige Worte über die Aufgabe einer Handelsgeschichte und über die Literatur.

Zwei Wege sind bis jetzt bei der Geschichte des Handels eingeschlagen worden. Den einen, um hier die bekanntesten Namen zu nennen, hat der englische Historiker Anderson, den andern der jüngst verstorbene Herr von Gülich gewählt. Ich habe geglaubt, beide Wege vermeiden zu müssen, und bin deßhalb meinen Lesern einige Worte der Rechtfertigung schuldig.

Anderson wählte für seine Geschichte des Handels die rein chronologische Darstellung. Brauche ich in einem Lande wie Deutschland, wo zuerst die Philosophie in der Geschichte die Entwickelung der Vernunft nachwies, das Ungenügende einer solchen Darstellung hervorzuheben? Allein Anderson ist ein berühmter, ein eben so häufig genannter, als wenig gelesener Schriftsteller; es sei mir daher erlaubt, seine Methode durch ein Beispiel anschaulich zu machen.

Ich finde z. B. bei meiner Lectüre, Anderson citirt, und zwar der chronologischen Methode gemäß nach Jahrszahlen: „Anderson beim Jahre 1485." Ich schlage nach und finde einige sehr gute Bemerkungen über die Schifffahrtsacte unter Heinrich's VII. Regierung. „Es erhellt aus dieser Acte, so schließt Anderson seine Darstellung, daß dieser weise König und sein Parlament deutlich genug die großen Vortheile einsahen, die einer Nation daraus erwachsen, wenn sie in ihrem Handel so viel als möglich ihre eigenen Schiffe und Schiffer beschäftigt."

Und gleich darauf finde ich folgende Notiz: „Der Vetter Heinrich's VII., Johann, Graf von Oxford, ward zum Befehlshaber im Tower in London und zum Aufseher der dasigen Löwen und Leoparden ernannt. Für das erste Amt bewilligte ihm der König 12 Stüber, und zum Unterhalte eines jeden der wilden Thiere täglich 6 Stüber."

So geht es nun fort. Die nächste Ueber- oder Randschrift beim Jahre 1486 lautet: „Fernere Entdeckungen der Portugiesen;" dann folgt: „Englischer Waffenstillstand mit Frankreich und Schottland," und plötzlich wieder: „Gehalt eines gekrönten Poeten." Ich schlage eine andere Stelle auf, etwa das Jahr 1468, und lese: „Anzahl der Einwohner in Paris." — „Englands Bündniß mit Arragonien." — „Freiheit, die Alchimie zu treiben."

Ich überlasse dem Leser die Beurtheilung dieser Anordnung und will nur noch den vollständigen Titel des Werkes angeben. Er lautet: An historical and chronological deduction of the origin of commerce from the earliest accounts to the present time. Containing an history of the great commercial interests of the british empire. To which is prefixed an introduction, exhibiting a

view of the ancient and modern state of Europe, of the importance of our Colonies and of the commerce, shipping, manufactures, fisheries etc. of Great Britain and Ireland, and their influence on the lauded interest. With an appendix, containing the modern politico-commercial geography of the several countries of Europe."

Man muß indeß nicht glauben, daß das Buch, wie der Titel zu sagen scheint, sich fast ausschließlich mit England beschäftigt. Das darin über England Gesagte ist freilich das Brauchbarste.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß Herr v. Gülich, bei seiner „geschichtlichen Darstellung des Handels" sich für eine andere Methode als die Anderson'sche entscheiden würde. Allein auch seine Geschichte unterscheidet sich wesentlich von einer genetischen Entwickelung. So wie bei Anderson die einzelnen Thatsachen, so sind bei ihm die einzelnen Völker an einander gereiht, ohne innern Grund und ohne äußere Begründung. Zuerst erhalten wir eine geschichtliche Darstellung von England in unverhältnißmäßiger Ausdehnung; dann folgt Portugal, dann Spanien, dann Frankreich, die Niederlande u. s. f. Man liest zehn Mal wieder dasselbe. Es wird aus der Darstellung nicht klar, weßhalb die verschiedenen Völker plötzlich in den Vordergrund treten und eben so plötzlich wieder verschwinden. Wir haben hier mit einem Worte ein Werk, mehr zum Nachschlagen als zur Lectüre, ein Werk, im welchem das Detail des einen Abschnittes das des andern verdrängt und vergessen macht, und uns Vieles von dem Handel einer Menge Völker, aber ohne Rücksicht auf seine weltgeschichtliche Bedeutung erzählt.

Das Ungenügende der geschichtlichen Darstellung dieser beiden Schriftsteller, das Gefühl der Leere, des Unbefriedigten, der langen Weile, in welches ihre Lectüre mich versetzte, die Art und Weise, wie ihr Gedankengang jedesmal meine Aufmerksamkeit von den Bedürfnissen und der Bestimmung der Völker ablenkte, ohne daß sie es weder zu einer Geschichte der Comtoirwissenschaft, noch zu einer Geschichte des Handels in national-ökonomischer Beziehung brachten, konnte keinen Zweifel in mir übrig lassen, daß ich es hier mit einem todten, wenn auch fleißig und redlich gesammelten Materiale und mit einem verfehlten Zwecke zu thun hatte.

So mußte sich mir im Gegensatze zu diesen und den übrigen Geschichtswerken, von denen sie die Repräsentanten sind, immer entschiedener die Nothwendigkeit einer andern Methode aufdrängen. Es war nicht schwer zu begreifen, daß die weltgeschichtliche Bedeutung des Handels und ihre geschichtliche Darstellung etwas Anderes sein müsse, als die Beschreibung eines aus dem Zusammenhange des Völkerlebens und seines Fortschrittes herausgerissenen Handels bei allen möglichen Völkern und zu allen denkbaren Zeiten.

Ich mußte mir, auch abgesehen von der Zeit, welche mir zu seiner Durchführung zu Gebote stand, wenigstens ein anderes Ziel, ich mußte mir für die Geschichte des Handels wenigstens die Aufgabe stellen, nur diejenigen Völker und nur diejenigen Perioden ihrer Geschichte in den Vordergrund treten zu lassen, welche wirklich die genetische Entwickelung des Welthandels repräsentiren.

Und wie es nun verhüten, daß auch diese Methode wieder zur todten Form, zum bloßen Schema erstarre; wie es anfangen, daß, der wissenschaftlichen Forderung unserer Zeit gemäß, die äußere Methode der Geschichte zugleich die innere Entwickelung des Gedankens sei, welcher die Weltgeschichte bewegt?

In dieser Stellung der Frage liegt die Antwort schon gegeben. Es liegt in ihr die Mahnung, die Beziehungen des Handels zur culturgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit nicht zu übersehen. Aber was heißt Culturgeschichte

in Beziehung auf den Handel, wie, müssen wir den Begriff dieses Wortes fassen, damit es dem Völkerverkehre nicht seine wirthschaftliche Bedeutung nehme?

Bis jetzt sind für die culturgeschichtliche Behandlung des Handels die Schriften Heeren's maßgebend gewesen. Heeren's Werk über „die Ideen, über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt", diese geistreiche Interpretation des Herodot, ist als culturgeschichtliche Gesammtdarstellung des antiken Handels bis jetzt noch nicht übertroffen worden. Damit sie es werde, bedarf es nicht so sehr neuer Fortschritte auf dem Gebiete der philologischen Exegese, als einer ausgedehnteren und vertrauteren Bekanntschaft mit dem klassischen Boden selbst und mit den Sitten der Völker, welche ihn heut zu Tage bewohnen. Vieles verdanken wir in dieser Beziehung schon den Eroberungen der Engländer und Franzosen, Vieles ist durch sie in Aussicht gestellt.

Allein gesetzt auch, es fehlte nicht an den nöthigen Materialien zu einem Neubau, so bedarf es doch, in Folge der veränderten Weltanschauung unserer Zeit, eines neuen Baustyls. Es fällt mir nicht ein, hier die Form der Darstellung bei Heeren tadeln zu wollen. Sie ist klar und anziehend, sie regt das Interesse am antiken Leben mächtig an und hält es wach, und kann eben deßhalb noch immer Vielen als Vorbild entgegengehalten werden, welche Heeren durch einige kritische Anmerkungen und philologische Verbesserungen schon ersetzt zu haben glauben.

Was in Heeren's culturgeschichtlicher Darstellung für das erweiterte Bewußtsein unserer Zeit nicht mehr genügt, das ist der Zusammenhang, in welchem er sich die Cultur der Völker mit ihrem wirthschaftlichen Leben denkt.

Der Handel, wie er ihn auffaßt, und wie ihn auch heut zu Tage noch die Geschichtschreiber betrachten, kann im günstigen Falle keinen andern Erfolg haben, als einen der Zufälligkeit des Waarenaustausches entsprechenden Luxus. Seine culturgeschichtliche Bedeutung erhält das Geschäft des Kaufmannes erst durch die Beziehung des Waarenaustausches zum Austausche der in den Waaren incorporirten menschlichen Arbeit. Welches Verhältniß der Arbeit zum Capital repräsentiren diese Waaren? In wie weit wird dieses Verhältniß durch den Handel vertreten oder modificirt? Wie gestaltet sich darnach die Belohnung der Arbeit oder der Anspruch des Arbeiters auf Genuß? Wie ist die Stellung des Arbeiters zum Capitalisten? Welchen Grad von Freiheit oder Knechtschaft, welche Möglichkeit einer moralischen und ästhetischen Ausbildung gewährt dem Arbeiter die bestimmte Art seiner industriellen Erziehung und der ganze Mechanismus der Waarenproduction? Wie ward mit einem Worte durch die Production der Waaren und durch ihren Austausch bei einem bestimmten Volke und zu einer bestimmten Zeit der Fortschritt der Menschheit zur Freiheit vertreten, oder welche Ideen lagen der Vermögensvertheilung zum Grunde?

Erst durch Berücksichtigung dieser Fragen verliert das Wort Cultur für den Handel seinen vagen, phantastischen Sinn, und wird zum Ausdruck einer ethischen Idee; erst dadurch kann eine culturgeschichtliche Bearbeitung des Handels etwas Anderes werden, als eine romanhafte Beschreibung des durch den Handel zufällig verbreiteten Reichthums oder der Sitten und abenteuerlichen Schicksale des Kaufmannsstandes zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern.

Ich glaube hiermit die Beziehungen des Handels zur Culturgeschichte bestimmt und deutlich genug hervorgehoben zu haben. Was aber die Durchführung dieser Idee durch die ganze Geschichte bis jetzt schwierig macht: das ist der Mangel an Vorarbeiten. Freilich giebt es der Monographieen und zugänglichen Quellen für die Handelsgeschichte im Allgemeinen schon genug. Ja,

ihre Zahl ist schon so groß, daß sie Jemanden, der von dem Geiste der Geschichte keinen anderen Begriff hat, als den einer Addition sämmtlicher historischen Daten oder der Compilation sämmtlicher historischen Forschungen, nothwendig zu der Meinung veranlassen muß, es bedürfe schon jetzt mehr Zeit als eines Menschenlebens, um eine Geschichte des Handels zu schreiben. Manche solcher Monographieen, welche ich weniger bekannt glaubte oder der Aufmerksamkeit des Lesers besonders werth hielt, habe ich im Verlaufe meiner Arbeit genannt. Wem diese für besondere Zwecke nicht genügen, den verweise ich auf Gülich's „geschichtliche Darstellung des Handels" *) wo Hunderte von Büchern, Brochüren und Zeitschriften, die sich mehr oder weniger auf den Handel beziehen, aufgeführt sind. Nur ist es schlimm, daß die Quellen dort bloß alphabetisch aneinander gereiht sind, ohne eine kurze, Charakteristik oder Inhaltsanzeige der Art, wie die Franzosen eine „Bibliographie raisonée" zu schreiben pflegen. Ich würde daher denen, welche sich mit der Literatur bekannt zu machen wünschen, lieber das Bücherverzeichniß, welches sich in Blanqui (des Aelteren) „Geschichte der politischen Oekonomie in Europa" findet, empfehlen, wenn es sich seinem Zwecke gemäß nicht fast ausschließlich auf die politische Oekonomie und nur beiläufig auf den Handel im Besonderen bezöge. Bei einem solchen beurtheilenden Bücherverzeichnisse, wie Blanqui es geliefert hat, muß man indeß, um sich durch dasselbe nicht irre führen zu lassen, mit der Tendenz des Schriftstellers genau bekannt sein. Es ist demnach für die Benutzung des Blanqui'schen Werkes nöthig zu wissen, daß sein Verfasser, der nicht selten irriger Weise als Socialist bezeichnet wird, weil er ähnlich wie Michel Chevalier durch die Schule der St. Simonisten hindurchgelaufen ist, zu der Partei jener Freihändler gehört, deren Lehren sich in der Theorie wie menschheitsbeglückende Romane ausnehmen, und in die Praxis übersetzt, noch keinen andern Erfolg gehabt haben, als die Ausbeutung der schwächeren Völker zu Gunsten der mächtigeren.

An Vorarbeiten für eine Handelsgeschichte im Allgemeinen fehlt es, wie gesagt, nicht, wohl aber für eine Handelsgeschichte, welche die Forderungen erfüllen soll, die wir so eben an sie gestellt haben. Denn mit wenigen Ausnahmen sind noch alle Monographieen, welche wir besitzen, in dem Sinne einer politischen Oekonomie geschrieben, welche den Kampf zwischen dem Capitale und der Arbeit nicht kennt und daher bei ihren historischen Forschungen die Beziehungen des Waarenaustausches zu der Belohnung der Arbeit und der Bildung des Arbeiters unberücksichtigt läßt.

Für die culturgeschichtliche Bearbeitung besonderer Theile der Handelsgeschichte sowohl, als der Handelsgeschichte im Ganzen kommt es nun, abgesehen von den Quellen, noch besonders darauf an, das Bewußtsein unserer Zeit nicht auf die früheren Perioden der Weltgeschichte willkürlich zu übertragen. Man muß die dialektische Zergliederung des heutigen Bewußtseins in seine Theile, das dialektische Zurückführen der heutigen Ideen auf ihre Anfänge, **) von dem reellen

---

*) Gülich's Werk besteht aus 5 starken Octavbänden und führt den Gesammttitel: „Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit." Die erste Abtheilung erschien 1830 in 2 Bdn. und behandelt die Geschichte bis 1828. Die Fortsetzung folgte 1842 bis 1845, unter dem Separattitel: Die gesammten gewerblichen Zustände in den bedeutendsten Ländern der Erde, während der letzten zwölf Jahre. Dem Werke sind tabellarische Uebersichten in Folio beigefügt.

**) Der Versuch einer solchen dialektischen Gliederung des heutigen Bewußtseins, in Beziehung auf das ganze Gebiet der politischen Oekonomie, ist von Proudhon in seinem „Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère" gemacht worden.

Kampfe zu unterscheiden wissen, welchen die Idee bei ihrer Durchdringung wirklicher Lebensverhältnisse zu bestehen hatte; man darf die mannigfaltigen Hindernisse nicht außer Acht lassen, welche sie zu beseitigen hatte, um zu der Klarheit des heutigen Bewußtseins zu gelangen.

Bevor die Beziehungen des Waarenaustausches zur Arbeit und deren Belohnung deutlich erkannt wurden, und bevor es in Folge dessen das Problem der politischen Oekonomie ward, den Kampf des Capitals und der Arbeit zu schlichten, war es natürlich, daß man die Vollendung des wirthschaftlichen Lebens, der Hauptsache nach, bloß in der Ausdehnung seines Gebietes suchte. Die sporadisch vereinzelte Wirthschaft des Familien-, des Stamm-, des Kasten- und Städtelebens im Alterthume erweiterte sich allmälig zum Nationalleben, und durch Herbeiführung eines friedlichen Verkehres aller Nationen glaubten endlich die Vertreter der National-Oekonomie die Aufgabe des wirthschaftlichen Lebens in praktischer nicht weniger, als in theoretischer Beziehung lösen zu können. Lange suchte man auf allen Gebieten des Lebens die zu erreichende Solidarität, das zu erstrebende Gesammtleben, in einer die Individualitäten umschließenden äußeren Form; lange standen die Begriffe des Einzel- und Gesammtlebens einander absolut und dualistisch gegenüber; lange schwankte die Waage bald nach der Seite der despotischen Einheit, bald nach der Seite der anarchischen Vielheit, bis das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer innigeren Verschmelzung der Gesellschafts-Elemente auch auf dem Gebiete der Wirthschaft sich Bahn brach.

Diese historische Entwickelung der Idee, diesen Kampf der Idee in der Wirklichkeit, habe ich in meiner Handelsgeschichte besonders berücksichtigen zu müssen geglaubt; — auf ihn bezieht sich die Eintheilung des Ganzen.

Druckfehlerverzeichniß.

Folgende Verbesserungen ersuche ich den Leser vor dem Lesen der Schrift vorzunehmen:

Die ersten Bogen führen die falsche Ueberschrift „Geschichte des Handels und der Erfindungen." Statt dessen ist bloß „Geschichte des Handels" zu lesen.

Seite 9 Zeile 16 lies bonne heure statt bonheur.

„ 12 „ 12 v. o. l. st. halben Licht: helles Licht.

„ 29 ist, dem Inhaltsverzeichnisse gemäß, beizufügen: „Der Handel zur Zeit seiner sporadischen Isolirung."

„ 63 Zeile 23 v. o. l. st. das indeß seine Kraft verlor: „das indeß bald seine Kraft verlor."

„ 64 „ 20 v. o. l. geschnitzte Stöcke st. geschnitzte Steine.

„ 67 „ 19 v. u. l. Keime st. keine.

„ 67 „ 7 v. u. l. Küste st. Wüste.

„ 94 „ 19 u. 20 v. u. sind die Worte „die Schiffe dieses Bundes, sah man während der Kreuzzüge auf dem Mittelmeere beschäftigt" zu streichen.

„ 94 „ 9 v. u. ist das Wort „aber" nach „Vermittelungspunct" zu streichen.



